Jahrbuch

für

Jüdische Geschichte

und Literatur

1908



EX LIBRIS
R.A
ACHILLE BAUMANN

Jahrbuch

für

jüdische Geschichte und Literatur.

Herausgegeben

vom Verbande der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland.

Mit Beiträgen von

Wilhelm Bacher, Ernst Cohn, Semjon Frug, Ludwig Geiger
Max Grunwald, David Leimdörfer, Josefa Metz
Gustav Karpeles, Martin Philippson, Isaak Rosenberg
Heinrich York-Steiner.

Elfter Band.

Berlin 1908.
Verlag von M. Poppelauer.

Druck von Berthold Levy, Berlin C.
Neue Friedrich-Straße 48.

Inhalts-Verzeichnis.

Rückblick auf das Jahr 5667.

Von

Martin Philippson.

Unsere Gegenwart ist die Zeit ernster Arbeit für bestimmte, scharf umgrenzte Einzelaufgaben. Vor einem halben Jahrhundert noch schwärmte man in fröhlichem, zuversichtlichem Optimismus für die großen Ideen der Freiheit, der Gleichheit und des Rechts. Sobald deren Anerkennung durchgesetzt sei, hoffte man mit fester Ueberzeugung, werde auch Glück, Eintracht, gegenseitige Anerkennung und Liebe ganz von selbst, wie mit einem Zauberschlage, eintreten. Das Wahre und Gute sollte, nach der Anschauung des alle Wohlgesinnten beseelenden Idealismus, die Kraft besitzen, sich selber durchzuführen, wenn die Menschheit solches nur ungestört wirken ließe.

Es hat sich leider herausgestellt, daß diesen schönen Begriffen eine solche magische Macht nicht innewohne, daß vielmehr ein jeder dauernder Fortschritt nur durch harte, schwierige, anhaltende Kleinarbeit errungen werden könne. Das hat sich auf allgemeinem politischen und sozialen Gebiete gezeigt, das auch auf dem religionspolitischen und insbesondere für die Bedeutung und

Geltung unserer jüdischen Gemeinschaft. Bisweilen erscheint dies Bemühen geradezu als eine Sisyphusarbeit, als ein Streben ohne Ende und sichtbaren Erfolg, und die Hände möchten müde und zweifelnd in den Schoß sinken. Aber unsere Glaubensgenossen lassen sich zum Glück durch kein augenblickliches Fehlschlagen, durch keine Gegnerschaft und Anfeindung entmutigen. Ein unzerstörbarer Optimismus erfüllt sie, trotz Enttäuschung und Mißgeschicks, immer wieder mit zuversichtlicher Hoffnung an eine bessere Zukunft. Es wird in den Augen zukünftiger Geschlechter ein hoher Ruhmestitel für unseren uralten und doch so lebenskräftigen Stamm sein, daß er seit etwas mehr als einem Jahrhundert nicht nur seine innere Wiedergeburt auf geradezu wunderbare Weise vollzogen, sondern daneben auch ohne Rast, mit nie versagender Festigkeit und Ausdauer für seine und seines Bekenntnisses äußere Geltung und Anerkennung gekämpft hat. Mögen die Kleingläubigen und Tadler unter uns — und an ihnen hat es ja noch nie gefehlt — nur einen Blick darauf werfen, was die Judenheit vor einem Jahrhundert war, und was sie jetzt geworden ist: die Trübungen des Augenblicks werden vor der großen, allgemeinen Befriedigung ob des schon Erlangten verschwinden.

Aber das Gewonnene ist nur erreicht, kann nur behauptet und dem Abschluß weiter zugeführt werden durch unablässiges Arbeiten und Mühen. Die Schäden, die zwei Jahrtausende uns zugefügt haben, bedürfen langer, banger Anstrengungen zu ihrer Heilung. Auch die diesmalige Jahresübersicht wird solches von neuem beweisen. Und da dürfen wir mit Genugtuung auf das kräftige Emporblühen der zahlreichen jüdischen Vereinigungen hinweisen, die in allen Kulturländern, diesseits wie jenseits des Atlantischen Ozeans, der inneren Entwickelung, der Verteidigung nach außen, der internationalen Unterstützung bedrängter Glaubensbrüder gewidmet sind. Das großartige Wirken der Alliance israélite universelle, der Jewish Colonization Association, des Hilfsvereins der

deutschen Juden, des amerikanischen Ansiedlungsvereins hat in Rußland, Rumänien, dem Orient, in der Unterbringung so vieler Flüchtlinge nur zuviel Gelegenheit gehabt, sich zu betätigen: unter all der Trauer ein herzerquickendes Zeugnis für den Opfermut und die Tatenfreude unserer Gemeinschaft. Der Deutsch-israelitische Gemeindebund, die Wiener Israelitische Allianz, die Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums, die Société des Etudes juives, der Zadok-Cahn-Verein, die Logen Bnei Briss, die Vereine für Geschichte und Literatur, die Rabbiner- und Lehrervereine, die Verbände österreichischer wie englischer und amerikanischer Israeliten und viele andere ähnliche Gesellschaften widmen sich der inneren Entwicklung des Judentums und seiner Wissenschaft. Der Verband der deutschen Juden, der Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens wirken in musterhafter Weise für die Geltendmachung unserer Rechte in Staat und Gesellschaft — anderer ähnlicher Bestrebungen hier nicht einmal zu gedenken. Zahllose tüchtige, edel gesinnte, aufopfernde Männer und Frauen geben sich allen diesen Bemühungen hin..

Man hat oft über die große Anzahl solcher Vereine unter den Israeliten geklagt und sogar gespottet. Es läßt sich auch keineswegs in Abrede stellen, daß hier des Guten bisweilen zu viel geschieht, und daß manches mal die Ziele und Bestrebungen sich durchkreuzen. Allein das wird naturgemäß bei allen auf Freiwilligkeit beruhenden Veranstaltungen der Fall sein; und dann hat die große Zahl der Vereine den Vorteil, eine bedeutende Menge von Männern und Frauen, die unter den mannigfachen Ablenkungen des Lebens der Gegenwart leicht dem Judentum und dessen Interessen entfremdet würden, zu diesen zurückzuführen. Der hiermit hervorgehobene Nutzen der Vereinsentwickelung ist wahrlich nicht gering anzuschlagen. Zu einer Zeit, wo der Abfall unseren Bestrebungen eine so große Summe von Intelligenz entzieht, ist es ein Moment von großer Wichtigkeit, daß eine ganze Anzahl tüchtiger und zum Teil hervorragender Kräfte an der Arbeit für unsere Gemeinschaft beteiligt.

Im deutschen Vaterlande hat der „Verband der deutschen Juden“ eine ausgedehnte Tätigkeit entfaltet. Er hat vor allem die Justizminister Preußens und Sachsens veranlaßt, den betreffenden Behörden die gesetzliche Unzulässigkeit der leider an vielen Orten geübten Ausschließung der Juden vom Ehrenamte der Geschworenen und der Schöffen in Erinnerung zu bringen. Mit dem Deutsch-Israelitischen Gemeindebunde im engsten Verein ist eine von beiden Körperschaften gewählte Kommission zur Vorbereitung eines neuen Gesetzes über eine bessere Organisation der jüdischen Gemeinden Preußens entstanden, die die erste Lesung des Entwurfs auf dem Grunde völliger religiöser und kultureller Selbständigkeit der Gemeinden durchberaten und abgeschlossen hat. Nach der zweiten Lesung soll der Entwurf den Gemeinden zur Prüfung und zur Begutachtung vorgelegt werden. So wird er in der Tat den Meinungen und Absichten der preußischen Judenheit vollkommen entsprechen, und die Staatsregierung wird nicht umhin können, ihm in vollstem Maße Rechnung zu tragen.

Mit dem Gemeindebunde und dem Zentralverein hat der Verband die gemeinsame Bekämpfung aller auf das Schächtverbot gerichteten, mehr oder minder verschämt antisemitischen Bestrebungen eines Teils der Tierschutzvereine unternommen. Erfreulicherweise hat der religiös-liberal empfindende Teil der deutschen Judenheit mit ganzer Kraft sich an der Verteidigung der Gewissensfreiheit seiner orthodoxen Brüder in dieser Frage beteiligt.

Der Gemeindebund hat auch auf seinem eigensten Gebiete den allgemeineren Interessen gedient, indem er, auf Grund umfassender Nachforschungen, dem preußischen Minister für geistliche und Unterrichtsangelegenheiten die Notwendigkeit nachwies und ans Herz legte, den jüdischen Religionsunterricht in kleinen und pekuniär hilflosen Gemeinden aus öffentlichen Fonds zu fördern. Der Minister ist tatsächlich willens, diesem Gesuche nachzukommen und einen beträchtlichen Beitrag für den erwähnten Zweck in sein Budget einzustellen. Damit wird nicht nur der traurige Notstand vieler Gemeinden und ihrer Lehrer

zum guten Teil gehoben, sondern auch der grundsätzlichen Vernachlässigung des jüdischen Religionswesens durch den preußischen Staat ein Ende bereitet werden.

Der Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens hat seinerseits, getreu seiner besonderen Aufgabe, bei dem Minister des Innern lebhafte Beschwerde gegen die Mißhandlung jüdischer Kurgäste an einzelnen Badeorten, zumal in Borkum, erhoben; es ist ihm die Erhebung der Anklage wider die dabei beteiligten Personen zugesagt worden.

Es scheiterten dagegen, bedauerlicherweise, die Bemühungen des Zentralvereins zur Bekämpfung der antisemitischen Partei bei den im vergangenen Winter vollzogenen Wahlen zum deutschen Reichstage. Die Zahl der antisemitischen Abgeordneten stieg von 14 auf 17 und zwar lediglich infolge des Umstandes, daß in den Stichwahlen nicht allein die Nationalliberalen, sondern auch viele Freisinnige lieber für den Antisemiten als für den Sozialdemokraten stimmten. So betrübend eine solche Verirrung des „Liberalismus“ an sich ist, tröstet sie doch wieder durch die Tatsache, daß die eigentlichen Antisemiten nur in sechs Wahlkreisen die Mehrheit der Stimmen auf sich vereinten. Es wird die Aufgabe des „Zentralvereins“ sein, nach Kräften auf die liberalen Wähler einzuwirken, damit eine solche Sünde gegen den Geist des Liberalismus nicht wieder begangen werde.

Wenig erfreulich ist auch die Tatsache, daß — mit Ausnahme der sozialdemokratischen Namensjuden — kein einziger israelitischer Kandidat bei den Wahlen den Sieg errungen hat. Damit sind die Juden als solche im Reichstage mundtot gemacht, weil die sozialdemokratischen Stammesgenossen niemals für deren Rechte und gesetzlichen Ansprüche rednerisch eintreten. Freilich ist sonst die politische Lage uns nicht ungünstig. Die „Blockpolitik“ wird die Regierung und die konservative Partei zur Berücksichtigung des Liberalismus und damit auch der politischen und religionspolitischen Lage der Judenheit nötigen.

Auch in dem Nachbarreiche Oesterreich haben Neuwahlen zum Abgeordnetenhause des Reichsrates statt-

gefunden, und zwar nach dem erst kürzlich dort eingeführten allgemeinen Wahlrecht. In einem Staate, in dem eine und eine Viertel Million Juden wohnen, zum Teil eng zusammengedrängt, mußten selbstverständlich auch einige jüdische Abgeordnete aus der Urne hervorgehen. Indessen ist ihre Zahl geringer, als sie nach der Menge, der Intelligenz und dem wirtschaftlichen Einflusse der österreichischen Israeliten hätte sein sollen: sie beträgt nur 12. Die Zwistigkeiten, grundsätzlicher und persönlicher Beschaffenheit, im Schoße der Judenheit selbst haben dieses mangelhafte Ergebnis herbeigeführt. Im ganzen war das Wahlresultat für die Sache der Israeliten, die überall mit der der freiheitlichen Weltanschauung verbunden ist, ein trauriges: die bürgerliche Demokratie erlitt eine schwere Niederlage, und dem Emporkommen der Sozialdemokratie steht ein viel beträchtlicherer Erfolg der klerikalen und nationalistischen Parteien gegenüber. Diese besitzen in dem Abgeordnetenhause die Mehrheit; und wie sie gegen die Israeliten gesinnt sind, weiß ein Jeder. So stehen den Juden in Oesterreich schwere Zeiten bevor. Es wird von ihrer Seite großer Standhaftigkeit und beharrlichen Mutes bedürfen, um den Ansturm ihrer übermächtigen Gegner abzuwehren.

Der greise Träger der Krone gewährt ihnen einstweilen noch eine gewisse Sicherheit. Kaiser Franz Joseph in seinem starken Gerechtigkeitsgefühl, in seinem gleichmäßigen Wohlwollen für alle seine Untertanen ohne Unterschied der Abstammung und des Bekenntnisses, ist auch den Juden ein milder und günstiger Herrscher. Er berief den Hofrat Professor von Schey in das Herrenhaus, wo nunmehr sechs Israeliten ihren Sitz haben. Man wird zu wehmütigen Vergleichen mit den preußischen Verhältnissen veranlaßt: von den zahlreichen Israeliten, die hier der allerhöchsten Gnade teilhaftig sind, ist noch kein einziger der Berufung in das Herrenhaus gewürdigt worden.

Auch im österreichischen Heere avancieren die Juden. Während im aktiven Sanitäts-Offizierkorps Preußens es

keinen Israeliten gibt, ist dort wiederum ein solcher, Dr. Jakob Zuckermann, zum Generalstabsarzt ernannt worden.

Das österreichische oberste Verwaltungsgericht hat das Schächtverbot der antisemitischen Stadtgemeinde Wien endgiltig aufgehoben, als der Gewissensfreiheit und damit der Verfassung zuwiderlaufend. Dem nicht juristisch Befangenen scheint dieser grundsätzliche Standpunkt der einzig angemessene zu sein, nicht nur für Oesterreich, sondern auch für Deutschland.

Wenn wir von Oesterreich den Blick auf das ihm wenig freundliche Bruderland Ungarn wenden, so werden wir hier uns ebenso wenig von Besorgnissen ernster Art frei machen können. Der klerikal-reaktionäre Charakter der herrschenden Unabhängigkeitspartei tritt immer schärfer hervor und wendet sich mit unverkennbarer Schroffheit gegen die Juden. Selbst den jüdischen Abgeordneten gegenüber werden schon die elementarsten Pflichten parlamentarischen Anstandes verletzt. Es ist kaum zu hoffen. daß die bevorstehende Erweiterung des Wahlrechtes eine Besserung dieser Zustände herbeiführen wird — eher wohl das Gegenteil. Auch hier wird das Errungene nur in schweren und zeitweise verlustvollen Kämpfen verteidigt werden müssen. Allein Feindschaft und Gefahr haben niemals den Bestand des Judentums wesentlich zu erschüttern vermocht; und so werden die ungarischen wie die österreichischen Israeliten in Zurücksetzung und Bedrängnis nur umso lebhafteren, innigeren Anschluß an ihre Glaubens- und Stammesgemeinschaft suchen und festhalten.

Die Lebens- und Gestaltungskraft des Judentums bewährt sich soeben wieder in Frankreich. Hier war es seit einem Jahrhundert gewohnt, unter dem Schutze und mit reichlicher Unterstützung des Staates ein behagliches, allzu behagliches Stillleben zu führen. Und nun ist plötzlich die Trennung des Staates von der Kirche erfolgt, der öffentliche Charakter und die staatliche Besoldung des israelitischen Kultus hat, ebenso wie die Bezahlung des katholischen und protestantischen, aufgehört.

Es ist aber für das französische Judentum um so schwerer, sich in diese von Grund aus veränderte Lage der Dinge zu finden, als dort kein Zwang auf die Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinde geübt wird, keine gesetzliche Beitragspflicht zu einer solchen vorhanden ist. Die weitere Existenz der jüdischen Gemeinschaft wird also ausschließlich auf Freiwilligkeit beruhen. Aber die Leiter der französischen Judenheit gingen frisch ans Werk. In Gemäßheit der Beschlüsse einer am 11. November 1906 tagenden Versammlung von Delegierten aus allen Teilen Frankreichs bildeten die bisherigen Gemeinden im Sinne des neuen Gesetzes „Religionsvereine", an Zahl 62. Ihnen wurden vom Staate die Synagogen und sonstigen Vermögensbestände der betreffenden ehemaligen Gemeinden übertragen. Die Religionsverbände sollen sich zu einer Zentral-Union der Juden Frankreichs — einem Ersatze für das bisherige Zentralkonsistorium — vereinigen. Dieser Gemeindenvereinigung soll, nach den Beschlüssen einer Rabbinerversammlung vom Juni 1907, ein Rabbinerverband von Frankreich und Algier zur Seite treten. Diese Versammlung faßte auch höchst bemerkenswerte Beschlüsse, die Eheformalitäten betreffend: Get und Chalizah wurden für fakultativ erklärt. Ebenso wurde das Fahren auf elektrischen Straßenbahnen innerhalb der Stadt an Sabbaten und Festtagen zum Besuche der Gotteshäuser gestattet. Weiteren Reformen hat sich die Rabbiner- wie die Delegiertenversammlung nicht geneigt erwiesen.

Jedenfalls sind nun die Grundlagen einer neuen Organisation des französischen Judentums mit ebenso großer Entschiedenheit wie praktischem Sinne festgestellt. Hoffen wir, daß es, auf dieser Basis fußend, sich, dem verheißungsvollen Beginne gemäß, segensreich und kraftvoll weiter entwickeln und den Indifferentismus eines allzu zahlreichen Teiles seiner Angehörigen durch reges Interesse an der Religion und der religiösen Gemeinschaft ersetzen wird.

Unter solcher Bedingung wird die in Frankreich sich vollziehende Umwälzung eine glückliche und von fruchtbringender Bedeutung sein. Vergessen wir nicht, daß der

stete Zuzug aus Polen und Rußland die Anzahl der Israeliten in Frankreich von Jahr zu Jahr vermehrt. Allerdings hat die Delegiertenversammlung einstweilen den bedenklichen Beschluß gefaßt, daß die Verwaltung der neuen Religionsvereine und ihre Delegation lediglich aus Angehörigen der französischen Nationalität bestehen sollen. Aber einmal fragt es sich doch, ob die Ausschließung der mehr als hunderttausend noch nicht naturalisierten Glaubensgenossen aus der Verwaltung der Gemeinden auf die Länge aufrecht erhalten werden kann; und dann werden wahrscheinlich zahlreiche Ankömmlinge und jedenfalls deren Nachkommen das französische Bürgerrecht erwerben. Während also die deutsche Judenheit ziffermäßig im Verhältnis zu der übrigen Bevölkerung beständig zurückgeht, wird die französische einen steten Zuwachs erhalten.

Ein solcher Gegensatz kann uns nicht Wunder nehmen. In Deutschland werden die Israeliten in Staat und Gesellschaft mannigfach benachteiligt; die Grenzen des Reiches werden neuen Ankömmlingen, wenn sie Juden sind, sorgfältig verschlossen, als ob das Judentum eine bedrohliche Krankheit ausmachte, deren Herd man nach Möglichkeit eindämmen müsse. Die französische Republik dagegen nimmt die einwandernden Israeliten gütig und gastfreundlich auf, mit der Hochherzigkeit, die die französische Nation stets ausgezeichnet hat. Eine Parallele, die wir in Zukunft nicht aus den Augen verlieren sollten. Und ferner: die verfassungsmäßige Gleichberechtigung wird in Frankreich nicht durch Interpretationskünste und Willkür tatsächlich in ihr Gegenteil verkehrt, sondern allerwege durchgeführt. Im Heere ist wieder eine Anzahl Juden zu höheren Offizierstellen befördert worden, darunter einer, Dennery, zum Brigadegeneral. Joseph Reinach, der in der Zeit der nationalistisch-klerikalen Herrschaft wegen seines Eintretens für Hauptmann Dreyfus seiner Stellung beraubt worden war, ist durch besonderes Gesetz in diese wieder eingesetzt worden. Der nunmehrige Major Dreyfus erhielt das Amt als Artilleriekommandant des Festungsbezirkes von St. Denis in Paris. Allerdings ist er nicht

weiter befördert worden und hat deshalb jüngst seine Entlassung genommen. Aber diese Zurücksetzung ist nur eine Folge persönlicher Umstände. Die Männer, die früher mit größter Selbstaufopferung seine Rehabilitierung verfochten hatten, können es ihm nicht verzeihen, daß er nach dem widerspruchsvollen Urteil des Kriegsgerichtes von Rennes eine Begnadigung seitens des Präsidenten der Republik angenommen hat, anstatt solche hochherzig zurückzuweisen und lieber in das Gefängnis zurückzukehren, bis seine — unzweifelhafte und inzwischen tatsächlich eingetretene — Freisprechung durch den Kassationshof erfolgte. Man setzte ihn, da er kleinmütig gehandelt und die große Sache, die sich in ihm personifizierte, geopfert hatte, zunächst in den ihm von Rechts wegen zukommenden militärischen Rang ein, des Grundsatzes wegen, aber seine Persönlichkeit war gerichtet.

In der unter französischer Oberherrschaft stehenden Regentschaft Tunis kamen einige von Eingeborenen, zumal von maurischen Soldaten gegen die dortigen Juden gerichtete Unruhen vor, die aber von der Regierung mit Strenge unterdrückt und bestraft wurden. Erfreulich ist die Errichtung einer rabbinischen Rechtsschule durch die Regierung, mit Unterstützung der Alliance und der jüdischen Gemeinde Tunis. Sie ist dazu bestimmt, die zukünftigen Rabbiner, Richter, Anwälte und Sekretäre am rabbinischen Gerichtshofe des Landes heranzubilden, dem alle nicht als Franzosen naturalisierten Juden unterstehen.

Trotz der Beschränkungen der Einwanderung durch das noch unter der konservativen Regierung angenommene Gesetz entfaltet sich in England das Leben der jüdischen Immigranten in vollem Maße. Dieses Element tritt so stark hervor, daß die jüdischen Blätter des Landes regelmäßig eine Beilage in „jiddischem“ Dialekt bringen. Scholom Alechem, der „jiddische“ Schriftsteller, hielt in London mit vielem Erfolg eine Reihe von Vorlesungen. Die Gleichberechtigung der Israeliten Englands wird, wie in Frankreich und Italien, allerseits durchgeführt. So erhielt der bisherige Gouverneur von Hongkong, Sir Mathew Nathan, die wichtige Stellung als Gouverneur

der großen südafrikanischen Kolonie Natal. Der edle Philantrop und Führer der orthodoxen Partei unter den englischen Juden, Sir Samuel Montague, ward, trotz seiner politisch radikalen Richtung, als Lord Swaythling in den Hochadel erhoben. Nicht minder vorurteilslos stellen sich die englischen Kolonien dar. In Kanada erschienen die Minister Patterson und Aylesworth in einer jüdischen Versammlung, um zu erklären, daß die Regierung die Einwanderung der unglücklichen Juden Rußlands mit voller Sympathie begrüße und diesbezügliche Bestrebungen und Pläne gern unterstützen werde; denn in Kanada sei einem jeden Freiheit und bürgerliche Gleichheit gewährt. Wirklich wanderten dort während des Jahres 1906 nicht weniger als 7127 Juden ein, darunter 6056 Russen. Und von diesen waren nur 183 Händler, aber 267 Landwirte, 1870 Handwerker, 489 Arbeiter, 5 Bergleute. Man sieht, was es mit dem so oft erhobenen und selbst von unseren Glaubensgenossen als wahr angenommenen Vorwurfe auf sich hat, die russischen Juden seien allesamt Schacherer und Hausierer! Der Grundsatz unbedingter Gleichberechtigung der Angehörigen aller Bekenntnisse ist der angelsächsischen Bevölkerung sämtlicher Erdteile in Fleisch und Blut übergegangen. Ein sehr angesehener Israelit, Isaak Alfred Isaacs, bisher höchster Bundesanwalt des Staatenbundes von Australien, ist zum Mitgliede des höchsten Bundesgerichtshofes ernannt worden. Aber mit dieser rühmlichen Stellung wird die Laufbahn des durch eigene Kraft aus der bescheidensten Lebenssphäre aufgestiegenen, fünfzigjährigen Mannes nicht abgeschlossen sein; jedermann sieht in ihm den zukünftigen Premierminister von Australien. Auch außer ihm bekleiden zahlreiche Juden in diesem Lande hohe politische und richterliche Aemter. Die innere Lage der australischen Judenheit ist leider weniger glänzend, als die äußere. Der religiöse Indifferentismus ist dort weit verbreitet, und die häufigen Mischehen nagen an ihrem Bestande.

Die zunehmende Kolonisierung des englischen Südafrika zieht eine immer beträchtlichere Anzahl von Israeliten in diese Gegenden, und stets neue jüdische

Gemeinden bilden sich in dieser einstigen Heimat der Hottentotten und Kaffern. In Pretoria wurde sogar ein jüdischer Klub eröffnet. In das Transvaal-Parlament zogen zwei Juden als Mitglieder des Unter-, einer als solches des Oberhauses ein. Kurz, wo Freiheit und Vorurteilslosigkeit herrschen, macht sich das jüdische Element überall als tüchtiges, geistig und sittlich hervorragendes und der Achtung des Volkes würdiges geltend.

Das gleiche dürfen wir mit Stolz und Hoffnungsfreudigkeit von der großen nordamerikanischen Union aussagen. Bei den Neuwahlen zum Abgeordnetenhause der Vereinigten Staaten wurden die bisherigen fünf jüdischen Deputierten wieder, ein sechster neu gewählt. So groß ist das Vertrauen der Nordamerikaner zu ihren jüdischen Mitbürgern! Gerade hierauf legen wir das stärkste Gewicht. Der Präsident der Vereinigten Staaten, der großzügig denkende Roosevelt, hat solchen nationalen Tendenzen durchaus Rechnung getragen, indem er dem bekannten Staatsmanne jüdischen Glaubens Oskar S. Straus das Handelsministerium der Union überwies, eine Ernennung, die um so wichtiger aber auch um so bezeichnender ist, als der Handelsminister das gesamte Einwanderungswesen leitet.

Unter der Herrschaft des neuen Einwanderungsgesetzes, das von jedem Immigranten, außer einem Zeugnis voller physischer Gesundheit, eine Taxe von vier Dollars auf den Kopf verlangt, ließ die jüdische Einwanderung in die Vereinigten Staaten während der acht ersten Monate des Jahres 1907 auf 83 086 Köpfe, von 92 831 in derselben Periode des Vorjahres, sinken. Freilich sind hier nur diejenigen als Juden gerechnet, die „Jiddisch" als ihre Muttersprache angeben. Immerhin macht das noch auf das Jahr ungefähr 120 000 Einwanderer. So dauert die großartige Volkswanderung von Ost nach West, wenn auch in etwas verminderter Stärke, immer fort. Um die Ueberfüllung New-Yorks mit den fremdartigen Bestandteilen, die für diese selbst sehr gefährlich ist, zu verhüten, hat sich in London ein Komitee gebildet, dem auch mehrere Mitglieder in Deutschland angehören, um einen

Teil der Auswanderung aus dem östlichen Europa nach den südlichen Häfen der Vereinigten Staaten abzulenken. Der Hilfsverein der deutschen Juden und das Londoner Komitee der zionistischen „Ito" unterstützen eifrig dieses segensreiche Unternehmen, das bereits in der Ausführung begriffen ist. In New-York selbst steht der rühmlichst bekannte Jakob H. Schiff an der Spitze eines „Fortführungs-Komitees", das die in dieser Stadt schon gelandeten jüdischen Einwanderer möglichst in das Innere der Union verpflanzt. Es wird hier eine gewaltige Summe edler und segensvoller Arbeit geleistet.

Inzwischen steht in New-York, das mit seinen großen Vororten mindestens 900 000 Juden beherbergt, das jüdische Leben in voller Entfaltung. In New-York selbst gibt es etwa 900, in dem Vororte Brooklyn 80 Gemeinden! Der „Cheder" ist eine allgemeine Einrichtung geworden, die „jiddische" Presse hat einen gewaltigen Umfang angenommen, und auf „jiddischen" Bühnen werden Dramen „jiddischer" Dichter in Menge aufgeführt. „Jiddische" Redner schaaren Tausende um ihren Lehrstuhl. Kurz, unter dem belebenden Einflusse der Sonne der Freiheit blüht das östlich jüdische Wesen in seiner Eigenart kräftig auf. Freilich, das jüngere Geschlecht ist eifrig an der Arbeit, sich möglichst der Sprache, Sitte und Denkweise der neuen Heimat anzupassen. Und das ist kein Schade.

In der alten Heimat, in Rußland, haben sich die Aussichten für die Juden während des vergangenen Jahres lediglich verschlimmert. Die Wahlen zur zweiten Duma fanden sie selber geteilt und entmutigt, sodaß nur vier jüdische Abgeordnete in diese Körperschaft eintraten. Deren Verhandlungen brachten den Juden keinerlei Erleichterung ihrer traurigen Lage, und bald wurde die Duma wieder aufgelöst und heimgesandt. Aber auch die Regierung tat nichts Entscheidendes in der Judenfrage. Und mit gutem Grund. Denn der reaktionär-frömmelnden Umgebung des Zaren ist es gelungen, diesem die Juden seines Reiches als ebenso viele verabscheuenswerte Revolutionäre zu schildern Er begünstigt deshalb ganz offen die „Vereinigung echtrussischer Leute", die neben der Bekämpfung

aller freiheitlichen Ideen im besonderen die Ausschließung der Juden von allen öffentlichen Rechten, Beschränkung auf ein enges Ansiedlungsrayon, Versagung alles höheren Unterrichts und einstweilen deren Einschüchterung durch Mißhandlungen, Plünderungen, ja Mord auf ihre Fahne geschrieben haben. Kein Wunder, daß hochgestellte, einflußreiche Personen an die Spitze dieser Banden treten; daß selbst wohlgesinnte Obrigkeiten ihre Machtlosigkeit gegenüber den an höchster Stelle ausgezeichneten und unterstützten „echtrussischen Leuten" öffentlich eingestehen. Die Verwüster und Totschläger werden von der Polizei begünstigt, von den Gerichten freigesprochen. Man hat erlebt, daß ein gegen die Odessaer Holigans eingeleitetes Verfahren plötzlich, auf einen Wink von oben, eingestellt wurde. Die Holigans wüten in den Straßen der russischen Städte nach Belieben; morden und rauben sie ja im Namen der heiligsten Güter der Nation! „Bald wird die Sonne der Wahrheit über der Erde erglänzen," telegraphierte ihnen der Zar. Er hört auf sie, wenn sie seine Minister anschuldigen, ja er entfernt solche auf den Wink dieser „weißen Schreckensleute".

Wenn die Juden aber die Keckheit haben, sich gegen die Totschläger und Räuber zur Wehr zu setzen, so werden sie von den feilen Gerichtshöfen als die eigentlich Schuldigen verurteilt und mit vielen Jahren Zuchthaus bestraft, als „Zugehörige einer verbrecherischen Gesellschaft". Und alles das „von Rechts wegen". Alle Organisationen zum Selbstschutz gegen Pogrome wurden verboten — wehrlos sollen die Juden ihren Schlächtern überliefert werden.

Größere Pogrome haben während des Jahres 5667 nicht stattgefunden, aber zahlreiche Fälle vereinzelter Plünderungs- und Mißhandlungszüge sind vorgekommen. Vor allem herrscht der weiße Schrecken in Odessa, wo die jüdische Bevölkerung fortwährend angegriffen, geprügelt, gelegentlich totgeschlagen wird, unter der väterlichen Aufsicht der Polizei. Vergebens wechseln die Gouverneure und Kommandanten: das System bleibt das gleiche. Die Ausschreitungen richten sich gelegentlich auch gegen die freigesinnten Christen. Die Kaufmannschaft fleht die

Regierung an, Vorgängen ein Ende zu machen, die den ganzen Handel und damit den Wohlstand der Stadt zu vernichten drohen — ohne Erfolg. Es sind das Vorkommnisse, die in ihrer Brutalität und Beharrlichkeit ohne Beispiel unter einer monarchischen Regierung sind.

Und doch ist die stets aufgewärmte Geschichte von der vorzugsweisen Beteiligung der Juden an der russischen Revolution nur eine Fabel und nichts als eine Fabel. Unter den wegen politischer Verbrechen während der Monate vom 23. November 1905 bis 23. August 1906 Verbannten in Zahl von 12 694 waren Juden nur 972, also 7,65 Prozent. Da nun Städter unter diesen verschickten „Politischen“ $27^{1}/_{2}$ Prozent ausmachten, die Juden in überwiegender Mehrzahl in die Städte zusammengepfercht sind, gab es unter den Juden verhältnismäßig viermal weniger Revolutionäre, als unter ihren christlichen Klassengenossen. Wie ungeheuerlich ist also die mit kecker Stirn immer und immer wieder in die Welt hinausgerufene Behauptung: die Juden machten die Mehrzahl der revolutionären Elemente in Rußland aus! Haben wir sie nicht schließlich selber geglaubt?

Im Gegenteil, die große Masse unserer russischen Glaubensgenossen wendet sich immer entschiedener von den revolutionären Teilen und von der Politik überhaupt ab. Sie hat eingesehen, wie wenig auf diesem Wege für sie zu erhoffen ist. Sie hört nunmehr auf die Ratschläge aller derer, die es gut mit ihr meinen. Die revolutionäre Bewegung war von Beginn an hoffnungslos und mußte deshalb für die jüdische Minderheit, die stets als Sündenbock zu dienen hatte, in ihren Wirkungen verderblich werden, wenn solche sich mit der Revolution identifizierte. Das kommt jetzt zum vollen Verständnis. Der jüdisch-sozialistische „Bund“, der im Sommer 1906 noch 84 000 Mitglieder zählte, ist verfallen und besonders von den eigentlichen Arbeitern ganz verlassen. Die russische Judenheit wirft sich jetzt mit voller Tatkraft ihrer Rasse auf das Streben nach Bildung, und die Regierung kommt diesem in sofern entgegen, als sie — was früher nicht erlaubt wurde — die Errichtung

rein jüdischer höherer Schulen gestattet. In Warschau wird ein jüdisches Lehrerseminar gestiftet auf Grund reicher Spenden jüdischer Großindustrieller. Es ist diese Wendung immerhin ein Lichtblick in der Nacht russischer Zustände.

Ebenso unwahr, wie die Anschuldigung revolutionärer Gesinnung, ist der Vorwurf, daß die Juden sich vorzugsweise der Militärpflicht zu entziehen suchten. Es gibt im aktiven russischen Heere 53 194 jüdische Soldaten, während ihrer nach dem Verhältnis der Seelenzahl nur 42 709 sein sollten, also 10 845 Soldaten oder vierundzwanzig Prozent mehr. Das sind wieder nackte Ziffern, die die Ungeheuerlichkeit und Verlogenheit der gegen die russischen Israeliten erhobenen Anklagen widerspruchslos erweisen. Und wir nichtrussische Juden selber waren immer so naiv gewesen, den Verleumdungen Glauben beizumessen und ganz demütig die angeblichen Verfehlungen des russischen Israel mit seiner unglücklichen Lage zu entschuldigen! Immer wieder müssen wir lernen, daß alles erlogen ist, was von den Reaktionären und Judenfeinden vorgebracht wird.

Eine gründliche und dauernde Bessergestaltung aber in der Lage der russischen Juden kann nur von einer liberalen Wendung in den Gesamtverhältnissen des Zarenreiches erwartet werden. Allein eine solche steht leider noch in weitem Felde. Von innen heraus ist das russische Volk sie zu bewirken nicht imstande, — das hat sich in den letzten Jahren mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt. Die anderen Mächte suchen wetteifernd die Freundschaft einer ebenso unfähigen wie mit dem Blut ihrer eigenen Untertanen befleckten Regierung. Da bleibt nur eine, recht schwache, Hoffnung: daß die europäische Finanz die Gewährung eines neuen Anlehens für das Zarentum von der Genehmigung durch die Volksvertretung abhängig machen und damit der letzteren Einfluß begründet werde. Aber, wie gesagt, die Hoffnung ist nur gering, denn bisher hat erfahrungsgemäß aus schnöder Gewinnsucht ein großer Teil der — jüdischen wie nichtjüdischen — Finanzwelt sich zu immer neuen Geldopfern an den Moloch im Osten förmlich gedrängt.

Die Unduldsamkeit triumphiert gleichfalls in Rumänien. Jahr für Jahr geht dahin, schon drei Dezennien hindurch, ohne daß in der Lage der dortigen Israeliten nur der mindeste Fortschritt zu verzeichnen wäre. Von kleineren Ausschreitungen gegen die Juden, Prügeleien durch Schüler und Studenten wollen wir schweigen. Aber schlimmer waren die Bauernunruhen, die im März 1907 in der Moldau ausbrachen. Wie gegen die Großgrundbesitzer, so waren sie auch gegen deren Pächter, zumeist Juden, gerichtet. Man nahm es dann nicht so genau, ob die Juden Pächter waren oder nicht, mißhandelte, plünderte und vertrieb sie. 45 Israeliten wurden verwundet, 3040 Familien in 26 Orten um vier Millionen Franken geschädigt, abgesehen von den Millionen, die die verjagten Pächter einbüßten. Die Aufstände waren dabei nicht direkt von den Juden veranlaßt, sondern durch die Schuld der Großgrundbesitzer, echter Rumänen, die ihre Bauern auf das unbarmherzigste aussogen und auch den Pächtern derartige Bedingungen auferlegten, daß sie die Bauern ihrerseits drücken mußten. Eine mißratene Ernte, ein ungewöhnlich harter Winter brachten die Bauern vollends zur Verzweiflung; radikale und antisemitische Agitatoren schürten nach Kräften. Da es sich nicht nur um Israeliten, sondern auch um rumänische Bojaren handelte, ging die Regierung mit großer Entschiedenheit vor, unterdrückte die Aufstände mit Waffengewalt und unter vielem Blutvergießen. Nachdem die Ruhe wieder hergestellt war, untersagte sie dann den geflohenen Juden die Rückkehr in deren frühere Wohnsitze, weil — ja weil sie solche vor den Drohungen der Aufrührer verlassen hätten! Eine tückischere Verhöhnung der einfachsten Rechtsbegriffe ist wohl kaum denkbar. Um das Land noch weiter zu „beruhigen“, verbot man den, meist im Besitze von Ausländern befindlichen industriellen Gesellschaften die Anstellung von Nicht-Rumänen, das heißt von Juden. Diesem ganzen Werke setzte der höchste Gerichtshof die Krone auf, indem er, mit Umstoßung früherer wiederholter Beschlüsse, sein Urteil dahin abgab, daß alle nicht durch besonderes Gesetz naturalisierte Juden,

auch wenn sie in Rumänien geboren seien und dort den Militärdienst abgeleistet hätten, Fremde seien, die ohne weiteres ausgewiesen werden könnten. So hängt die Existenz der rumänischen Juden von der Laune des Polizeigewaltigen ab!

Was hilft es da, wenn die Königin von Rumänien in ihren Denkwürdigkeiten ein Loblied auf die Juden singt? Es ist recht schön, daß die begabte Schriftstellerin Carmen Silva derart über unsere Glaubensgemeinschaft denkt — aber darum wird das Los nicht einer einzigen jüdischen Familie jenes Landes glücklicher gestaltet. Freilich ist es verkehrt, der hohen Dame daraus, wie es öfters geschehen ist, einen Vorwurf zu machen. Sie hat eben auf die Gestaltung der Dinge in Rumänien nicht den geringsten Einfluß. Diese hängt von dem verrotteten und bis zum Verbrechen selbstsüchtigen Adel ab, der allein die Herrschaft in Bukarest führt.

Wichtiger ist, daß sich endlich dort eine politische Partei findet, die die Gleichberechtigung der Israeliten offen auf ihre Fahne schreibt. Es ist die sozialdemokratische, die, wie gleichfalls in anderen Ländern, jede Ungleichheit, auch die konfessionelle, grundsätzlich verwirft. Sie forderte die jüdischen Arbeiter auf, sich unter ihren Schutz zu stellen, und beschloß, die Zurücksetzung der Juden mit allen Mitteln zu bekämpfen. Noch ist diese Partei an Zahl nicht sehr stark. Aber es ist doch endlich ein Teil der einheimischen christlichen Bevölkerung gefunden, der gegen die skandalöse Verletzung alles Rechtes, wie solche den rumänischen Israeliten zugefügt wird, laut Verwahrung einlegt. Bis jetzt hatten das nur „Fremde" getan.

Den vertriebenen rumänischen Juden gewährt das benachbarte Fürstentum Bulgarien bereitwillig Aufnahme. In Uebereinstimmung mit der großen Mehrheit der dortigen Bevölkerung und mit dem ausgesprochenen Willen des Fürsten verhindert die Regierung die Nachahmung russischer Pogrome mit großer und erfolgreicher Entschiedenheit. Unsere bulgarischen Glaubensgenossen haben sich nicht über irgend eine Zurücksetzung zu beklagen.

Bei Gelegenheit seines Regierungsjubiläums hat Fürst Ferdinand dem Großrabbiner seine vollen Sympathien für das bulgarische Judentum und sogar seine besonders „heißen Wünsche für dessen gedeihliche und fortschreitende Entwickelung" zum Ausdrucke gebracht. Das sind freundliche und wahrhaft teilnehmende Worte, wie wir Israeliten sie selten aus erlauchtem Munde vernehmen. Man muß bis auf die Balkanhalbinsel gehen, um zu hören, daß neben dem Christentum auch dessen Mutterreligion Gegenstand vollkommener Würdigung und heißer Segenswünsche seitens des Herrschers ist.

Unter den mohammedanischen Ländern ist es noch immer Marokko, wo die Juden am meisten dem beutgierigen Fanatismus ausgesetzt sind. Der Ausbruch des Religionshasses gegen die Fremden, der im vergangenen Juli und August besonders in Casablanca stattfand, hat sich selbstverständlich auch gegen die Juden gerichtet. Mehr als fünfzig sind ermordet worden, ihre Häuser geplündert und schließlich verbrannt. Aehnlich ging es in Mogador zu. Tausende flüchteten nach Tanger, ja nach Europa. Die Alliance Israélite Universelle hat sich der Beraubten und Mittellosen rühmlichst angenommen, viele Gefangene von ihren Peinigern losgekauft. Wie lange wird es noch dauern, bis die europäischen Mächte jene Wilden gesitteten und rechtlichen Zuständen unterwerfen?

In Persien hatte man die dort schon zur Gewohnheit gewordenen kleinen Judenkrawalle hier und da zu verzeichnen. Es scheint aber eine bessere Zeit für die persischen Israeliten anzubrechen. Die Verfassung, die der Volkswille dem schwachen und unfähigen Schah aufgezwungen hat, verkündet vollkommene staatsbürgerliche Gleichberechtigung aller die Landessprache redenden persischen Untertanen, Gewerbe- und Handelsfreiheit für jedermann, freie Ausübung und Selbstverwaltung aller Religionen. Verfassungsbestimmungen und deren Verwirklichung sind freilich zweierlei, aber daß die große Mehrheit des persischen Volkes solche Grundsätze billigt und feierlich ausspricht, ist doch ein ungeheurer Fortschritt in einem Lande, wo bisher der schiitische Fanatismus

unbeschränkt herrschte, und eine innige Befriedigung für jeden frei und gerecht Gesinnten.

Die Ito, die Jüdische Territorial-Organisation unter der Leitung Zangwills, hat noch keine Gelegenheit gefunden, ein eigenes Territorium für die jüdische Auswanderung zu eröffnen. Dagegen hat sie deren Hinleitung auf den Süden der Vereinigten Staaten, besonders nach Texas, mit dankenswertem Eifer unternommen. Der Zionismus, von dem sie ein gesonderter Zweig ist, befindet sich in ähnlicher Verlegenheit, was er eigentlich unternehmen soll. Das hat sich auf seinem jüngsten Kongreß, im Haag, deutlich genug gezeigt. Wenn er nun seine Bestrebungen lediglich darauf richtet, das israelitische Selbstbewußtsein zu stärken und zugleich planmäßig und beharrlich die innere Beschaffenheit und die äußere Kraft der Judenheit in Palästina zu heben, so wird ihm hierbei die Teilnahme der gesamten Glaubensgenossenschaft gesichert sein. Das sind schöne und große Aufgaben, bei deren Lösung ihm jedermann mit Freuden beisteht.

Literarische Jahresrevue.

Von

Gustav Karpeles.

Es wäre sicher kein zweckloses Unternehmen, wenn jemand sich der Mühe unterziehen wollte, die Urteile, die christliche Theologen vor zehn oder fünfzehn Jahren über Juden, Judentum und jüdische Wissenschaft gefällt haben, mit denen zu vergleichen, die heute aus diesem Kreise laut werden. Ursprünglich hat man ja die Arbeiten jüdischer Gelehrten überhaupt nicht beachtet. Als man sich nolens volens zu einer gewissen Beachtung entschließen mußte, geschah dies mit einer vornehmen Herablassung, die schlimmer war als die frühere Nichtbeachtung. Man muß nur heute lesen, mit welcher Geringschätzung die Herren Professoren der evangelischen Theologie und der semitischen Sprachen an deutschen Universitäten über jüdische Arbeiten auf diesem Gebiete ehedem abzuurteilen pflegten. Das ist jetzt anders geworden und wesentlich besser! Man ist „drüben" zu der Erkenntnis gelangt, daß es auf diesem Wege nicht mehr weiter gehe, daß es in einer Zeit, in der die Wissenschaft in allen Zweigen bis zu den Urquellen hinabsteigt, nicht mehr gestattet sei, gerade auf diesem für die Menschheitsgeschichte so wichtigen Gebiete aus zweiten und dritten, oft dazu noch sehr trüben Quellen zu schöpfen. Von dieser Erkenntnis war

der Weg nicht mehr weit bis zu der Anerkennung der Arbeiten und Arbeiter aus jüdischen Kreisen, die sich um die Aufhellung wichtiger Perioden oder die Beantwortung schwieriger Fragen manches Verdienst erworben haben. Von der Zeit Wellhausens und Harnacks bis zu der, in der eine evangelisch-theologische Fakultät einer jüdisch-theologischen zugesteht, daß die Arbeiten auf dem Gebiete der Wissenschaft des Judentums für die evangelische Theologie von großer Bedeutung seien, ist ein weiter Weg. Wir haben auf diesem Wege viel erlebt, erfahren und erlitten. Aber das soll alles vergessen sein, wenn erst wirklich einmal die Periode unbefangener objektiver Anerkennung und Verständigung anbricht, wenn die christliche Theologie in der Tat anfängt, zur Primärquelle hinabzusteigen, aus der sie Belehrung in Hülle und Fülle schöpfen könnte, wenn sie ernstlich sich mit dem Studium des Talmuds und der älteren rabbinischen Literatur zu beschäftigen gedenkt, für welches Studium es ja doch seit geraumer Zeit nicht mehr an allen Hilfsmitteln fehlt.

Was unsere Pflicht ist, wissen wir. In dem Maße, in welchem man sich auf der anderen Seite mit unserer Literatur eingehend zu beschäftigen anfängt, erwächst für uns die heilige Pflicht, die systematische und methodische Bearbeitung des talmudischen Schrifttums nun endlich in Angriff zu nehmen. Der Mahnruf, den Dr. B. Jacob auf der Generalversammlung des Rabbinerverbandes in Deutschland an gelehrte Kreise richtete, darf nicht ungehört verhallen. Wenn wir auch dem Redner nicht in allem zustimmen, was er über die Wissenschaft des Judentums in ihrem gegenwärtigen Betriebe gesagt hat, so müssen wir doch zugestehen, daß er in vielem Recht behalten hat. Das Bild, das wir von der modernen Wissenschaft des Judentums empfangen, ist ein unvollkommenes und kann in der Tat leider noch mit keiner anderen Wissenschaft den Vergleich aushalten. Wenn es auch nicht an Erkenntnis der Aufgaben fehlt, wie Jacob meint, ja vielleicht nicht einmal an dem Mut und der Ausdauer, sie anzugreifen und durchzuführen, so mangelt es doch tatsächlich an Kritik und strenger Schulung. So gibt es

kaum noch eine jüdische Bibelforschung und auch die Talmudforschung hat nur noch wenig vollgültige Vertreter. Daß die Geschichtsforschung nach Graetz keine Nachfolge gefunden, daß der Hellenismus aus dem Betriebe der jüdischen Wissenschaft so gut wie ausgeschaltet sei, daß in allen unseren Schöpfungen der große Zug, die Weite des Blicks, die imponierende geistige Kraft fehlten, das können wir nicht unterschreiben. Es geht auch viel zu weit. Tatsächlich nähern sich die Arbeiten der Gegenwart doch immer mehr den Forderungen, die die Wissenschaft heute stellt, ja verschiedene entsprechen diesen bereits nach jeder Richtung.

Was uns fehlt, das sind vor allem die Arbeiter. Jeder weiß, und wir haben an dieser Stelle oft darüber gesprochen, woran das liegt. Die Rabbiner sind zugleich die Professoren, hat auf der denkwürdigen Frankfurter Tagung des Verbandes der deutschen Juden Professor Hermann Cohen sehr treffend gesagt. Diese aber sind durch ihr Amt in den Hauptstädten so in Anspruch genommen, daß sie nur sehr selten zur wissenschaftlichen Arbeit überhaupt gelangen, und in den kleinen Gemeinden haben sie als Religionslehrer oft noch mehr zu leisten. Außerdem fehlt es ihnen dort an den nötigen wissenschaftlichen Hilfsmitteln. Die wenigen Dozenten an den Seminarien und Lehranstalten können die Wissenschaft des Judentums nicht allein erhalten. Verfügten wir nur über eine genügende Zahl tüchtiger und kenntnisreicher Arbeiter, so würden die anderen Mängel bald beseitigt sein, die doch wirklich, wie Jacob richtig hervorhebt, im Grunde nur die weitere Entwickelung ursprüngliche Anlagen sind. Die Wissenschaft des Judentums war im vorigen Jahrhundert vorwiegend historisch und zwar literarhistorisch, sie muß jetzt zusammenfassend, systematisch und methodisch werden. So wird sie ein besseres Bild bieten. Dann wird der niederdrückende Eindruck verschwinden, den strenge Beurteiler heute noch haben. Daß dann natürlich auch unsere Wissenschaft jeden Zug des Tendenziösen vermeiden muß, versteht sich von selbst. Aber auch dieser Zug hängt eng mit den Verhält-

nissen zusammen, die oben kurz angedeutet wurden. Hätten wir unabhängige Gelehrte, die nicht den Blick auf „gewollte oder gefürchtete Folgen für das praktische religiöse Leben“ richten müssen, so würden diese unbekümmert ihren eigenen Weg gehen.

Ganz entschieden müssen wir uns aber gegen Jacob wenden, wenn er meint, daß das Bestreben, populär zu sein, die Vertreter der Wissenschaft nur zur eigenen Korruption führen müsse. Das ist ein verhängnisvoller Irrtum, den bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts zwar noch viele Gelehrte geteilt haben, der aber heute, wo die Popularisierung der Wissenschaft einen solchen Umfang angenommen hat, kaum noch aufrecht zu erhalten ist. Es ist nicht richtig, daß das jüdische Publikum so ganz verständnislos, so ohne alle notwendige Voraussetzung sei, wie es Jacob in seinem Vortrag hinstellt. Ich bestreite das mit aller Entschiedenheit. Man darf da allerdings nicht den Maßstab der Bildung anlegen, die in früheren Zeiten in den jüdischen Gemeinden hie und da zu Hause war. Aber man darf auf der anderen Seite doch auch nicht in Abrede stellen, daß in den letzten Jahrzehnten durch Bücher und Vorträge eine ganze Fülle von Bildungsmaterial in jüdische Kreise hineingetragen wurde. Ja, ich wage die Behauptung, daß diese von jüdischer Geschichte und Literaturgeschichte heute viel mehr wissen als dieselben Kreise vor fünfzig Jahren. Wollte man dieses neu erwachte Bildungsstreben geringschätzen oder vernachlässigen, so wäre das nicht nur ein Verbrechen an sich, sondern man würde der nun einmal doch auch notwendigen materiellen Förderung der Wissenschaft des Judentums den empfindlichsten Schaden zufügen. Nur durch die Popularisierung derselben haben jene Kreise überhaupt erst erfahren, was Wissenschaft des Judentums heißt und bedeutet; verlangt man von der Wissenschaft, daß sie zu dem Niveau des heutigen jüdischen Publikums nicht hinabsteigen dürfe, so schädigt man das Judentum und die Wissenschaft in gleichem Grade. Wenn wir von unseren Glaubensgenossen Opfer für die Wissenschaft fordern, so müssen wir ihnen doch auch das Ver-

ständnis dafür beibringen, welche Bedeutung diese Wissenschaft habe.

Wir glauben, daß im Gegenteil noch viel zu wenig für die Popularisierung der Wissenschaft des Judentums geschehe und daß gerade auf diesem Gebiete sehr viel zu leisten sei. Die Literaturvereine haben ja in der Beziehung ohne jeden Zweifel segensreich gewirkt. Ein reicher Quell der Belehrung floß aus diesen Bestrebungen, und das jüdische Wissen fand durch diesen Kanal, der zu Jedermann drang, den Weg zu den Herzen und Köpfen der deutschen Juden.

Eine solche Bewegung, die seit zwanzig Jahren die deutsche Judenheit von einem Ende des Reiches bis zum anderen erfüllt, darf in ihren Motiven nicht unterschätzt werden. Andererseits unterliegt es keinem Zweifel, daß naturgemäß eine solche Bewegung mit der Zeit auch abflauen muß. Sie kann sich nicht immer auf der Höhe des Enthusiasmus halten, mit dem sie eingesetzt hat. Es müssen aber Mittel und Wege gefunden werden, um den Strom der Begeisterung in ein ruhiges und gleichmäßiges Bett zu leiten. Wenn sich eine gewisse Ermüdung in manchen Vereinen bemerkbar macht, so ist das im letzten Grunde erklärlich, da sich die ganze Arbeit ja doch eigentlich nur auf einem bestimmten Gebiete bewegt. Ein wohlwollender Beurteiler der Verhältnisse hat den Vorschlag gemacht, diesen Arbeitskreis zu erweitern. Dagegen wäre an und für sich nichts einzuwenden, wenn nicht die Gefahr vorläge, daß man schließlich das Ziel ganz aus den Augen verlieren könnte.

Das Wichtigste für die Neubelebung des Interesses an den Literaturvereinen wäre aber nach meiner Meinung auch hier die Durchführung einer gewissen Systematik und Methodik. Statt der Einzelvorträge, die auch nur meist eine Richtung und zwar auf das Historische einschlagen, sollte eine systematische Belehrung über einzelne Disziplinen eintreten, regelmäßige Kurse über bestimmte Geschichts- oder Literaturperioden, über Ethik oder Religionsphilosophie, über Apologetik, über die Bibel vor allem, über Talmud und Midrasch sollten den Hörern

ein zusammenhängendes Bild von der Entstehung und Entwickelung der einzelnen Zweige der Wissenschaft des Judentums darbieten. Dabei würde sich vielleicht der Zuhörerkreis verringern; die aber blieben, würden sich ein bestimmtes positives Wissen aneignen. Für die Massen, die dieser Form der Belehrung nicht zugänglich, könnten ja die einzelnen Vorträge immerhin bestehen bleiben. Denn auch aus diesen wird, wenn nur das richtige Thema gewählt und in geschickter Weise behandelt wird, viel Wissenswertes und Nützliches zu lernen sein. Man kann, wenn man das Bild eines Tannaiten lebensvoll hinstellt, wenn man eine Geschichtsperiode anschaulich schildert, oft besser und nachhaltiger wirken als durch die Abfassung eines dicken Buches mit allerlei verwirrendem Zitatenkram, mit Zetteln, Notizen und Auszügen. Die Hauptsache ist und bleibt für uns, daß durch die verschiedenartigen Vorträge das Judentum und seine Geschichte nicht als ein zufällig und sinnlos zusammengehäuftes Aggregat vor Erscheinungen, sondern als eine Einheit sich darstellt, und zwar als eine notwendige Einheit, aus welcher auch die einzelnen Teile, Gestalten und Erscheinungen als Notwendigkeit begriffen oder verstanden werden. Dieser innere Zusammenhang darf niemals verloren gehen. Dann wird auch das Interesse für tiefere Probleme erwachen, dann wird das Verständnis für die höchsten Ziele der Wissenschaft immer weitere Kreise erfassen, dann wird man immer mehr begreifen, daß ihr oberstes Gesetz die Wahrheit und nichts als die Wahrheit ist.

Der Weg zu diesem Ziele ist allerdings noch ein weiter, aber darum darf dieses doch nicht aus den Augen gelassen werden, umsoweniger in einer Zeit, in der die Wissenschaft selbst sich vielfach zur Magd politischer, religiöser und gesellschaftlicher Interessen herabwürdigt. Man könnte, wenn man streng urteilt, gewissen Richtungen der evangelischen Theologie in Bezug auf die Tendenz noch viel herbere Vorwürfe machen, als Jacob sie gegen den modernen Betrieb der jüdischen Wissenschaft erhebt; und was die Verständnislosigkeit des jüdischen Publikums anbelangt, so steht das unsrige hinsichtlich des Wissens

vom Judentum durchaus auf keinem niedrigerem Niveau als das, auf dem das allgemein gebildete Publikum der Gegenwart den Vorträgen von Führern auf allen Gebieten der Fachwissenschaften den Fragen und Problemen des Wissens überhaupt gegenübersteht. Das Hauptaugenmerk wird allerdings bei der Popularisierung der Wissenschaft darauf zu legen sein, daß nur die sittliche Gesinnung der Geistesbildung den wahren Wert und die rechte Richtung geben kann.

Die Wissenschaft aber an sich bleibt Selbstzweck. Enzyklopädische Oberflächlichkeit, angenehme und wohlgefällige Seichtigkeit sind ihr Tod. Das zeigte sich auch in diesem Jahre wieder einmal recht deutlich angesichts der merkwürdigen und allgemeines Aufsehen erregenden Ausgrabungen auf dem alten klassischen Boden Aegyptens, die auch für uns das wichtigste Ereignis des Jahres bilden. Was wußten da die Blätter nicht alles zu erzählen und wie arge Verwirrung wurde in den Köpfen derer angerichtet, bei denen ein oberflächliches Wissen zur sogenannten feineren Ausbildung gehört und die von dem Wein der höheren Wissenschaft eben nur soviel kosten, als man mit Anstand auch einer modernen Gesellschaftsdame anbieten könnte! Dagegen war nirgend etwas davon zu vernehmen, daß einer unserer Gelehrten auch nur den Versuch gemacht hätte, in einem der vielen Literaturvereine seinen Hörern die Bedeutung dieser Ausgrabungen klar zu machen. Die Tatsache, daß im fünften Jahrhundert v. Chr. eine jüdische Gemeinde in Aegypten existiert hat, deren Rechtsurkunden, deren Familien- und Gesellschaftsleben, deren religiöse Eigenart durch jene Ausgrabungen klar gelegt wird, ist, wie jedermann sich denken kann, von der höchsten Bedeutung. In Elephantine, einer Insel im ersten Nil-Katarakt, und in Syene fiel Erdarbeitern in den Ruinen von Privathäusern ein kleines Lager von Papyri in die Hände, die alles, was an Dokumenten dieser Art bisher gefunden wurde, in den Schatten stellen. Es sind das geschichtliche Denkmäler, deren bisherige Ergebnisse wohl geeignet scheinen, das Bild einer bestimmten Geschichtsperiode von Grund aus umzugestalten. Vor

allem ist der Beweis erbracht, daß dort fünfhundert Jahre vor der bürgerlichen Zeitrechnung ein Altar oder Tempel gestanden habe. Von höchster Wichtigkeit ist ferner eine große Zahl neuer, bisher unbekannter Tatsachen aus der so dunklen Periode des babylonischen Exils. Es eröffnen sich dadurch für die nächste Zukunft ungeahnte Aspekte von weittragender Bedeutung für die biblischen Geschichtsstudien. Der bekannte französische Aegyptologe Clermont-Ganneau, der Leiter der französischen Expedition nach jenem Land, die in Elephantine mit der deutschen, an deren Spitze Dr. Otto Rubensohn aus Breslau steht, die Ausgrabungen betrieben haben, teilte über das bisherige Ergebnis französischen Blättern Verschiedenes mit und schloß mit dem Satze:

„Fest steht heute jedenfalls, daß sich in Elephantine, und zwar an der Stelle der gegenwärtig betriebenen Ausgrabungen, ein jüdischer Tempel erhoben hat, dessen Reste stündlich bloßgelegt werden können und in denen sich mit viel Wahrscheinlichkeit unter anderen Tempelgeräten auch ein heiliges, für den Gottesdienst bestimmtes Buch finden dürfte, das eine Art Bibel aus dem Jahre 500 v. Chr. darstellte."

Diese Darstellung ist unzweifelhaft sehr interessant; aber sie ist auch zugleich ein Zeugnis für jene gefährliche Popularitätshascherei, die schon soviel Unheil angerichtet hat und die Männer von ernster Wissenschaftlichkeit wie Jacob zu einem so harten Urteil gegen alle Popularisierung der Wissenschaft treibt. Um wie viel ruhiger und besonnener als der große französische Aegyptologe urteilt ein vortrefflicher jüdischer Gelehrter, Samuel Poznanski, über die ganze Sache. Auch er konstatiert die Bedeutung des Fundes. Er gesteht, daß die Herausgeber dieser aramäischen Papyri, A. H. Sayce und A. E. Cowley, sich durch die Publikation ein neues Ruhmesblatt in der Geschichte der Erforschung der semitischen Altertumswissenschaften erworben haben. Dann giebt er eine Erklärung dafür, daß die Rechtsurkunden über Käufe und Verkäufe, Schenkungen, Nutznießungen bei Eheschließungen, Teilung von Häusern, Feldern, Sklaven und beweglichem

Gut im Aramäischen abgefaßt sind, da in der ganzen westlichen Hälfte des persischen Reiches das Aramäische damals die offizielle Sprache war. Das meiste Interesse beanspruchen nach ihm jene Texte durch die aus ihnen hervorgehenden Mitteilungen zur Kultur- und Religionsgeschichte des Judentums. Was aber Clermont-Ganneau die Hauptsache ist, der sogenannte Tempel, das beurteilt Poznanski in sehr vorsichtiger Weise, wie dies ein echter Forscher tun muß. Das Haus des Mannes, von dem in diesen Urkunden die Rede ist, hatte zur Grenze unter anderen auch eine Agura. Mit diesem Wort aber übersetzt das jerusalemische Targum (Gen. 31,46) das hebräische Gal = Steinhaufen, später Altar. Es fragt sich also, was man unter Agura in jenen Papyrus verstehen soll, einen Altar oder ein Heiligtum? Und Poznanski empfiehlt mit Recht, das Erstere anzunehmen, weil es der Bedeutung des Wortes mehr entspricht und weil auch der Onias-Tempel, der zur Analogie herangezogen wird, mehr ein Altar als ein eigentliches Heiligtum gewesen ist. Gerade in Aegypten scheint man es mit der Errichtung solcher Altäre leicht genommen zu haben. Das klingt doch ganz anders, wie die Mitteilungen Clermont-Ganneaus, der mit seiner französischen Phantasie schon die Ausgrabung einer neuen oder vielmehr alten Bibel „mit viel Wahrscheinlichkeit", verheißen zu dürfen glaubt. Damit soll natürlich die ungewöhnlich große Bedeutung dieser Urkunden, die in unerwarteter Weise Licht verbreiten über ein bisher noch völlig dunkles Gebiet der jüdischen Geschichte, nicht im entferntesten verringert werden. Eine Anzahl weiterer aramäischer Papyri und mit Inschriften in derselben Sprache beschriebener Tonscherben, darunter „Erzählungen und Dichtungen" harrt noch der Entzifferung und Veröffentlichung. Man darf hoffen, daß durch sie manche der neu entstandenen Probleme gelöst werden.

Aber nicht bloß in Aegypten sprechen die Steine, wenn Menschenstimmen schweigen, sondern auch auf dem alten Boden Palästinas hat man Entdeckungen von hohem Wert gemacht. Professor Dr. Ernst Sellin hat einen Teil des ältesten kanaanitischen Jericho ausgegraben.

Bereits ist die Befestigungsart dieser Stadt festgestellt, und es ist auch durch eine größere Anzahl von Einzelfunden der Beweis geliefert worden, daß vieles im Innern derselben alle Stürme der Eroberung und der Zeit überstanden hat. Auch die Ausgrabungen in Gezer — Abu Shusheh — die H. Macalister für den Palestine Exploration Fund 1902 begonnen, bis 1905 fortgesetzt und dann zu Beginn dieses Jahres wieder aufgenommen hat, bringen ungeahnte Entdeckungen. Keine andere Ausgrabungsstätte Palästinas läßt sich an Wichtigkeit und Interesse mit Gezer vergleichen. Alle Charakteristika der kanaanitischen Städte, wie Gräber, Hochplätze mit Mazzebas, Bau- und Fundamentierungsopfer, Befestigungsmauern mit Toren und Durchlässen, babylonisch-assyrische Kulturreste und endlich sogar ein Tempelsaal, der die Simsongeschichte erklären läßt — auf Steinpfosten Holzsäulen, die die Decke tragen — und eine Makkabäerburg sind zum Vorschein gekommen. So spielen in der zusammenfassenden Literatur über Kanaan, wie in Sellins ausgezeichneter Schrift: Der Ertrag der Ausgrabungen im Orient für die Erkenntnis der Entwicklung der Religion Israels, in Bliß The development of Palestine Exploration, sowie in dem neuesten Standardwerk über das alte Palästina des Père Vincent: Canaan d'apres l'exploration recente die Ausgrabungen von Gezer eine bedeutende Rolle. Es liegt auch ein neuer Bericht Macalisters über die im Jahre 1907 fortgesetzten Ausgrabungen vor.

* * *

Gegenüber solchen merkwürdigen Funden, die geeignet sind, einen großen und wichtigen Teil unserer Vorstellungen und Ansichten gänzlich umzustoßen, könnte vielleicht Manchen die Arbeit der Forscher, die sich noch immer in unverminderter Teilnahme der Bibelwissenschaft zuwendet, fast kleinlich erscheinen. Aber das wäre sehr falsch. Diese Wissenschaft wird ihren Wert und ihre Bedeutung niemals verlieren. Mag auch die Erschließung der Schätze des alten Orients durch immer neue Aus-

grabungen und die glänzenden Fortschritte der Keilschriftkunde noch so wertvolle Resultate liefern, so wird diese Wissenschaft doch nie ihre hohe Bedeutung einbüßen. Höchstens wird sie mit der Zeit eine andere Methode und Richtung annehmen müssen. Die religionsgeschichtlichen Untersuchungen sind bisher entweder zu allgemein und zu theoretisch, oder zu speziell und zu philologisch geführt worden. Man kann billiger Weise verlangen, daß die heiligen Urkunden nach der ihnen innewohnenden Bedeutung und nicht bloß nach ihrem äußeren Zusammenhang mit früheren oder gleichzeitigen Geistesprodukten der anderen Richtungen beurteilt werden, wenn auch die Ausgrabungen und Entdeckungen zu solchem Parallelismus oft nur zu sehr verleiten möchten. Wer sich davon überzeugen will, der lese die Schriften von D. Voelter: Aegypten und die Bibel, und von E. Goydet: La civilisation Pharaonique, von J. Haltenhoff: Die Wissenschaft vom alten Orient in ihrem Verhältnis zu Bibel, Wissenschaft und Offenbarungsglaube, von W. Lotz: Die biblische Urgeschichte in ihrem Verhältnis zu den Urzeitsagen anderer Völker, von Th. Engert: Die Urzeit der Bibel u. a. m. Auch P. Jansen hat in seiner interessanten Schrift über das Gilgamesch-Epos in der Weltliteratur die Ursprünge der alttestamentlichen Patriarchen-, Propheten- und Befreier-Erzählungen, sowie der neutestamentlichen Geschichten entdeckt zu haben geglaubt. Dagegen ist M. Jastrow, dessen großes Werk über die Religionen in Assyrien und Babylonien in deutscher Uebertragung nunmehr zum Abschluß gelangt ist, in seinen Forschungen vorsichtiger, obwohl auch er es nicht an gewagten Konjunkturen fehlen läßt. Hierher gehört auch die Publikation über kananäische Inschriften, die der bekannte Forscher auf dem Gebiete der altsemitischen Texte M. Lidzbarski erscheinen ließ. Auch Prof. Friedrich Delitzsch hat sich wieder eingestellt. Er verlegt sich jetzt mehr auf Popularität als auf streng wissenschaftliche Forschung. Sein Vortrag: Mehr Licht über die bedeutensten Ergebnisse der babylonisch-assyrischen Grabungen für Geschichte, Kultur und Religion hat aber doch lange

nicht mehr das Aufsehen erregt, das seine früheren Publikationen hervorriefen. Die Zugeständnisse, die er der Geschichtsschreibung des alten Testaments macht, sind jedoch sehr wertvoll, und ebenso wertvoll ist es für uns, daß Delitzsch gegenüber seinen Angriffen auf die mittelalterliche Kirche, die den Hexenwahn begünstigt und gefördert hat, ausdrücklich hervorhebt, daß die alttestamentliche Religion von dieser Krankheit Babylons ausdrücklich verschont geblieben ist. In letzter Zeit ist Delitzsch noch weiter gegangen. Er hat über die Weiterbildung der Religion gesprochen. Auch hier hat er seine alten, längst widerlegten Ansichten aufgestellt, aber er erkennt doch auch hier an, daß das spätere Judentum sich ebenso gut wie das Christentum fortentwickelt habe. Das Bild, das er dabei gebraucht, daß heute selbst die frommen Juden bei Hautausschlag nicht mehr den Mann vom Hause Aron, sondern einen Arzt befragen und bei Hausschwämmen statt des Priesters den Baumeister holen, ist freilich ein ganz schiefes und mehr auf den augenblicklichen Effekt als auf wirkliche Belehrung berechnetes. Wenn er aber dann weiter sagt: „Gewiß sind die Tugenden der Sanftmut, Friedfertigkeit, Herzensreinheit, Pflichttreue und obenan Nächstenliebe auch von israelitischen Weisen vor und nach Jesus und, darf man hinzufügen, auch von babylonischen, griechischen und anderen Weisen, gepredigt worden, so wie in Jesu Bergpredigt und Bildreden wird aber niemals wieder der Menschheit die Fülle ihrer sittlichreligiösen Pflichten vor Augen gehalten werden", so wissen unsere Leser schon aus den im Vorjahre mitgeteilten Parallelen, was sie davon zu halten und im gegebenen Falle darauf zu antworten haben.

In sehr klarer und zusammenfassender Weise hat Max Jacobi in einer Schrift über vergleichende Religionsgeschichte und alttestamentarischen Unterricht die wirklichen Ergebnisse der neu babylonisch-assyrischen Forschungen und deren Beziehungen zum Judentum erörtert. Dagegen hat der Engländer Orr in seinem Buche: The Problem oft the old Testament, das einen so hohen Preis, wie er nur selten für derartige Werke ausgesetzt

wird, erhalten, nicht das erlösende Wort gesprochen und keins von den Problemen auch nur entfernt gelöst, die hier vorliegen.

Gehen wir nun zu den Schriften über, die sich speziell mit biblischen Studien befassen, so zeigt sich zunächst eine Erscheinung, die grade für uns und für das vorhin besprochene Thema von besonderer Bedeutung ist: eine scharf ausgeprägte Richtung auf das allgemein Verständliche und Populäre, der auch selbst die größten Gelehrten huldigen, obwohl das Verständnis und die Bildung des Publikums, an das sie sich wenden, wahrlich nicht umfassender sind als die des jüdischen Publikums, dem die Arbeit unserer Literaturvereine gilt. Die jetzt beliebte Form der Sammlung von Monographien kommt auch hier unter allerlei Titeln und Gestalten zur Anwendung. Unter diesen Monographien zeichnen sich aus die Schriften von E. König über die Poesie des alten Testaments, von B. Baentsch über David und sein Zeitalter, von J. Staehelin über Probleme der altisraelitischen Geschichte, von G. Koberle über das alte Testament, von G. Stosch über die Prophetie Israels. Einzelne biblische Bücher sind nach wie vor fleißig bearbeitet, übersetzt und kommentiert worden. So haben A. Merx Moses und Josua, Hunold, Briggs und Hulley die Psalmen, Driwer von neuem seinen Jeremias, E. E. Pusey die kleinen Propheten, Streant das Buch Esther, Redpeat und Fuchs den Prediger, H. Schmidt und E. Thiem das Buch Jona behandelt. D. H. Müller hat seine erfolgreichen Studien über den Strophenbau im Alten Testament durch eine neue, beweiskräftige Publikation wesentlich gefördert. Otto Hauser hat über die Urform der Psalmen eindringende Untersuchungen angestellt, die zu merkwürdigen Resultaten führen. E. Sievers und H. Guthe haben den eigenartigen Versuch gemacht, die Prophezeiungen des Amos metrisch zu bearbeiten. Die Dichtungen des Jeremias hat W. Staerk in metrische und strophische Gliederungen zu bringen versucht. Biblische Liebeslieder bringt uns P. Haupt in seiner Bearbeitung des Hohenliedes. Die

Einleitung in das alte Testament von W. H. Green ist ins Deutsche übersetzt worden. Ein biblisches Lexikon hat M. Hagen herausgegeben. Eine Arbeit von F. Wilke beschäftigt sich mit Abraham, nicht weniger als drei mit Moses, u. zw. von Haller, Reiner und Gesell. (Die letztere stellt einfach die Frage: Kannte Moses das Pulver? als thema probandum auf). Von Einzelforschungen seien erwähnt die ausgezeichnete Schrift von F. Bennewitz: die Sünde im alten Israel, ferner die Untersuchungen von A. Bosse zum chronologischen Schema des alten Testaments, von Réville über den biblischen Prophetismus, von F. Schwally über die biblische Schöpfungsgeschichte, von Crampton über die Bibel und ihre Kritiker, von Henson über die Zukunft der Bibel, von König über den Dekalog, von Küchler über die Stellung des Propheten Jesaia zur Prophetie seiner Zeit. G. Hoberg hat über die Pentateuch-Frage vom katholischen Standpunkt aus gehandelt, N. Peters über Papst Pius X. und das Bibelstudium, C. A. Briggs und F. v. Hügel über die Papstkommission und den Pentateuch. Den katholischen Forschern wird durch das ignis ardens in der letzten Encyklika die Bibelforschung sehr erschwert. Charakteristisch für die Extravaganzen der Bibelkritik sind die Werke von A. Pfeiffer über das Prophetentum und von H. Grimme: Das israelitische Pfingstfest und der Plejadenkult, letztere Schrift allerdings nur, um zu zeigen, wohin der gegenwärtige Parallelismus führen muß. Grimme bemüht sich nämlich mit allem Eifer nachzuweisen, daß das Wochenfest in letzter Linie im babylonischen Plejadenkult wurzle, aber ein halbwegs überzeugender Beweis gelingt ihm nicht. J. Hehn hat nämlich in seiner Schrift über die Sieben-Zahl und den Sabbat bei den Babyloniern und im Alten Testament einfach nachgewiesen, daß die „böse Sieben" der Babylonier garnicht die Plejaden sind. Und damit stürzt das Gebäude Grimmes nach der babylonischen Seite hin zusammen; nach der biblischen ist es überhaupt garnicht zur Ausführung gekommen. Sehr interessant ist eine schwedische Veröffentlichung über Pocken im Alten Testament

und in Papyrus Ebers von A. Ebell, in der nachgewiesen wird, daß das hebräische Schechin nur Pocken bedeuten könne. Das Ergebnis ist, daß sehr wahrscheinlich im aegyptischen Niltal die Heimat der Pocken zu suchen sei, die dort bereits 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung geherrscht. Auch die massoretischen Arbeiten von A. Geden und P. Finfer dürfen nicht übergangen werden, am wenigsten die für die Bibelwissenschaft hochwichtige Publikation von C. Brockelmann: Grundriß der vergleichenden Grammatik der semitischen Sprachen.

Was ist nun auf jüdischem Gebiete diesen oder ähnlichen Leistungen an die Seite zu stellen? Leider nur sehr wenig; und hier muß man Jacob recht geben, wenn er sagt: „Eine jüdische Bibelforschung, die der christlichen ebenbürtig an die Seite treten könnte, gibt es überhaupt nicht.“ Allerdings sind unter den obenerwähnten Gelehrten eine Anzahl von Juden, auch ist manche treffliche Einzelarbeit zu nennen. So hat David Hoffmann seinen Kommentar zum Levitikus abgeschlossen; S. Jampel gibt uns eine wertvolle Studie über Esther; der hebräische Bibelkommentar von Kahana brachte die kleinen Propheten, kommentiert von H. Chajes. S. Kaatz hat eine lesenswerte Schrift über das prophetische Judentum veröffentlicht, David Ginzburg hat uns in seiner Biblia Hebraica den massoretisch-kritischen Text der heiligen Schrift genau durchgesehen nach der Massorah und nach alten Drucken nebst Varianten und Randglossen aus alten Handschriften und Targumim gegeben, Moritz Engel sogar als sein Lebenswerk (das Prof. Paul Hohlfeld unter dem Titel: Wirklichkeit und Dichtung veröffentlicht) ein dickes Buch hinterlassen, das scharfsinnige Aufschlüsse in und zu 1. Mose 2—4, 2, 1—14, 9, 18—27, 11 und 12, 1—6 bietet, die näher zu untersuchen den Forschern vom Fach überlassen sein möge. Aber das ist auch so ziemlich alles.

* *
*

Im Bereich der Apokryphen war es diesmal ziemlich still. In dem katholischen Bibelkommentar von Cornely, Knabenbauer und F. de Hummelauer

hat der letztere die Makkabäerbücher herausgegeben. Die Sirach-Debatte scheint zu einem gewissen Abschluß gelangt zu sein, und nur R. Smend hat zu seinem großen, im Vorjahre erschienenen Kommentar einen griechisch-syrisch-hebräischen Index erscheinen lassen. Besonderer Beachtung erfreut sich beständig die äthiopische Version des Henoch-Buches, bekanntlich die einzige, in der das seltsame Werk vorhanden ist; nicht weniger als drei Arbeiten sind im Berichtsjahre darüber zu verzeichnen, eine französische Uebersetzung von F. Martin und Anderen, eine Studie von H. Appel über dessen Komposition, und eine Ausgabe mit den griechischen und lateinischen Fragmenten von R. H. Charles. Das eschatologische Problem im vierten Buche Esra hat L. Vaganay eingehend behandelt; über die Geschichtlichkeit der Judith-Erzählung schrieb F. Steinmetzer, über die religiösen und sittlichen Anschauungen der alttestamentlichen Apokryphen und Pseudepigraphen in sehr verständiger Weise L. Conard.

*   *
*

Reicher ist diesmal die hellenistische Literatur bedacht worden. „Die gründliche Erforschung des Urchristentums weist fort und fort auf die Notwendigkeit hin, wie das spätere Judentum, so überhaupt die Geschichte der Kultur in ihren Wurzeln zu erforschen, welche die Welt zur Zeit der Ausbreitung des Christentums beherrschte.“ So sagt Paul Wendland in seinem neuen Buche über die hellenistisch-römische Kultur in ihren Beziehungen zu Judentum und Christentum, das eine vorzügliche Uebersicht auf Grund der fortgeschrittenen Erkenntnis dieser Geschichtsperiode bietet. Für uns kommt natürlich noch ein anderes und tieferes Interesse in Betracht. Man wird das begreifen, wenn man das sehr wertvolle Werk von A. Bludau über Juden und Judenverfolgungen im alten Alexandrien liest, in dem sich übrigens merkwürdige Analogien zu Verhältnissen der Gegenwart finden. Das Wichtigste auf diesem Gebiete ist die fortschreitende Edition der Werke Philo's von Leopold Cohn und Paul Wendland, von der Band V, herausgegeben von Cohn, erschienen ist.

Wann wird — die Frage liegt so nahe — endlich etwas von den Uebersetzungen der jüdisch-hellenistischen Literatur erscheinen, die seit Jahren geplant sind? Auch das bekannte in umgearbeiter Auflage erschienene Werk von M. Kroell: Die Beziehungen des klassischen Altertums zu den heutigen Schriften des Alten und Neuen Testaments gehört hierher. Ferner eine Studie von Riedel über Josephus und das Hohelied, und eine von P. Heinisch über Philo's Einfluß auf die ältere christliche Exegese. Die sibyllinischen Bücher hat P. Sieger von neuem behandelt. Zur Septuagintaliteratur ist nur ein wichtiger Beitrag von E. Nestle zu verzeichnen.

Den Uebergang zur neutestamentlichen Zeitgeschichte bilden eine für weitere Kreise berechnete Arbeit von W. Staerk über dieses Thema, das Buch von F. Spitta: Das Testament Hiobs und das Neue Testament, der den dritten Band seiner neutestamentlichen Zeitgeschichte füllt, und die höchst interessante Arbeit von W. Vollers über die Weltreligionen, in der der grundgelehrte Autor durch tiefe wissenschaftliche Untersuchung über die Einflüsse der außerhalb des Judentums existierenden orientalischen Religionen und Volkskulte auf das Werden des Christenglaubens neue Perspektiven eröffnet. Es ist gut, daß wirkliche Gelehrte dieses Gebiet, das in den letzten Jahren förmlich zum Tummelplatz eines wüsten Dilletantismus geworden ist, immer und immer wieder erforschen und darstellen. Wie es allerdings auch dabei zugeht, zeigt uns die treffliche Schrift von J. Eschelbacher, der die markantesten Urteile der evangelischen Theologen über das Judentum jener Zeit uns vorführt. Nichtsdestoweniger ist auch hier ein gewisser Fortschritt unverkennbar. Die Beurteilung der Pharisäer und des rabbinischen Judentums ist doch eine andere geworden als sie früher üblich war. Man braucht nur die interessanten Vorlesungen von Otto Pfleiderer über die Entstehung und Entwickelung des Christentums von seinen Uranfängen bis auf die Gegenwart zu lesen, um dieser besseren Erkenntnis der evangelischen Theologie inne zu werden. Geradezu grotesk wirken aber die bereits erwähnten populären und tendenziösen Dar-

stellungen aus jener Zeitperiode. Da ist vor allem ein Buch von Max Bewer: Der deutsche Christus als typisch für die gesamte Literaturrichtung hervorzuheben. Der rote Faden, der sich durch das ganze Buch zieht, ist die Idee, daß Jesus von Nazaret nicht Jude, sondern Germane gewesen sei. „1500 Jahre vor Christus, vielleicht schon früher, fand eine nordgermanische Einwanderung in Galiläa statt. Eine blonde Rasse mischte sich mit dem schwarzen Typus des Orients. Aus dem Wohllaut der Psalmisten, aus dem Mute der Makkabäer, aus der geistigen Energie der Propheten, aus dem seelischen Ernst des Täufers Johannes, aus den Aposteln spricht fremdes Blut gegen Judenblut.“ Diese historischen Phantastereien bilden dann das Fundament für gleichartige psychologische Phantasiegebilde: „Sein trauertiefes Gemüt und der dunkle Vollschlag seines bis zum Tod entschlossenen Willens; sein schwermütig durch die Welt streifendes Auge, voller Mitgefühl und voll des tröstlichen Bemühens für jeden Leidenden; die sich zum niederen Volk hindrängende Fülle seiner helfenden Güte und wieder dann die schwere weltversunkene Ruhe seiner in Gott einsam gelagerten Seele . . . das alles ist niederdeutsch, von dem schweren Ernst der katholischen Westfalen, bald nachgiebig und hingebend von der feuchten fruchtbaren Milde der holländischen Marschen, flach und breit in die Ewigkeit verschwimmend, beethovensch still und ruhig, wie die selbstverlorene Gelassenheit der niederrheinischen Landschaft.“

Es ist schwer, bei solchen Betrachtungen ernst zu bleiben. Sie haben in der Tat mehr ein pathologisches als ein wissenschaftliches Interesse. Es ist aber doch nicht in Abrede zu stellen, daß sie im wesentlichen durch die Art der Behandlung provoziert worden sind, die die evangelische Theologie in neuerer Zeit dem Judentum gegenüber beliebt hat. Der Versuch, dieses aus dem Entwickelungsgang der Kulturgeschichte auszuschalten, geht wahrlich nicht von den Herren Chamberlain und Bewer aus.

Gerade daraus aber erwächst für uns die unabweisbare Pflicht, auf der einen Seite gegen jeden Versuch einer

Beeinträchtigung unserer historischen Rechte entschieden Front zu machen, auf der anderen Seite aber die kritische Bearbeitung der Quellen zu fördern, aus denen die Erkenntnis der Geschichte jenes merkwürdigen Zeitalters am klarsten hervorgeht. Es ist sehr traurig, daß unser moderner Bileam, Paul de Lagarde, bis auf den heutigen Tag mit seiner Klage gegen die Juden wegen einer kritischen Talmud-Ausgabe recht behalten hat.

An Vorarbeiten fehlt es ja nicht. Auch in diesem Jahre ist manches Wertvolle geleistet worden. Von M. Petuchowski's Uebersetzung und Erklärung der Mischna ist Lieferung 36. (Nedarim-Nasir), von L. Goldschmidt's Uebersetzung des babylonischen Talmuds der sechste Band vollständig erschienen, der die Traktate Baba Quamma, Baba Mecia und Baba Basra umfaßt. Von seiner neuen kritischen Ausgabe des jerusalemischen Talmuds hat A. M. Luncz die erste Hälfte des Traktats Berachot in sehr guter Ausstattung herausgegeben. B. Ratner setzt seine Sammlung von Varianten und Textergänzungen fort. Er hat diesmal die Traktate Kilajim und Maaserot behandelt. Großes Aufsehen erregte die Ausgabe zweier bisher nicht existierender Traktate (Chulin und Bechorot) des jerusalemischen Talmuds aus alten Handschriften durch J. Friedländer. Ueber die Echtheit des Fundes wird gegenwärtig noch viel gestritten; bedeutende Gelehrte wie Bacher, Ratner u. a. stehen dem Funde sehr skeptisch gegenüber, andere wie L. Grünhut halten ihn für echt. Daß auch die nichtjüdischen Theologen sich mit diesen Studien ernsthafter zu beschäftigen beginnen, ist immerhin ein großer Vorteil für die Sache. Namentlich Paul Fiebig ist unermüdlich darin, die evangelischen Theologen zum Studium des Talmuds heranzuziehen und vorzubereiten. Von seinen ausgewählten Mischna-Traktaten in deutscher Uebersetzung ist jetzt Abodah Zarah, übertragen von P. Krüger, ausgegeben worden. Der Kommentar läßt allerdings manches zu wünschen übrig. Zur Charakteristik der Mischna sind auch zwei wertvolle Schriften zu verzeichnen, die Studie von G. Aicher, das Alte Testament in der

Mischna, die übrigens charakteristisch ist für die rabbinischen Studien christlicher Theologen, und die für archäologische Arbeiten sehr wichtige Dissertation von A. Rosenzweig: Das Wohnhaus in der Mischna. Dagegen hat das Buch von L. Landsberg über Tannaim und Amoraim nur geringen historischen Wert.

Von J. Theodors kritischer Ausgabe des Midrasch Rabbah ist die dritte Lieferung erschienen. Eine englische Uebersetzung dieses Midrasch hat man in Amerika begonnen. August Wünsche, der ja auf diesem Gebiete seine Kraft wiederholt erprobt, hat in einem Buche unter dem Titel: Aus Israels Lehrhallen die Uebertragung der sogenannten kleinen Midraschim, die ein lebhaftes historisches Interesse in Anspruch nehmen, begonnen; für populäre Zwecke ist der talmudische Sammelschatz von F. R. Landau zu gebrauchen; der Vortrag von J. Gossel über den Talmud gibt weiteren Kreisen ein anschauliches Bild von der Geisteswelt jener Zeit. Zwei Sammlungen von Erzählungen und Legenden aus Talmud und Midrasch von R. Montague und Samuel Rappaport illustrieren diese seltsame und eigenartige Welt in wirksamer Weise; auch das Buch des unermüdlichen E. Bischoff, dessen Talmudkatechismus nun auch in holländischer Ausgabe erschienen, ist zu erwähnen: Babylonisch-Astrales im Weltbilde des Talmud und Midrasch.

* *
*

Daß durch alle diese Arbeiten die Religionsgeschichte der Menschheit wesentlich gefördert wird, bedarf wohl keiner Bekräftigung. Es versteht sich von selbst. Wie weit steht es aber mit der Erkenntnis unserer eigenen Religionsgeschichte? Hier haben wir den Kampf auf zwei Seiten zu führen, gegen die moderne christliche Theologie sowohl wie gegen die Naturwissenschaften. Für die christliche Theologie, ist nur das Judentum der Vergangenheit interessant und wichtig; für uns aber sind Gegenwart und Zukunft augenblicklich, wenn möglich, noch von größerer Bedeutung, und unsere Aufgaben sind uns nach dieser Richtung hin klar vorgeschrieben. Ein sehr verdienstliches

Unternehmen ist deshalb die religionswissenschaftliche Volks-bibliothek des Judentums von J. Goldschmidt, von der bisher zwei Hefte erschienen sind: Das Judentum in der Religionsgeschichte der Menschheit und: Das Wesen des Judentums. Mit Recht hebt der geistvolle Autor der beiden Schriften hervor, daß uns vor allem eine Prinzipien-lehre der Religionsgeschichte fehle. Diesem Mangel sucht er durch seine erste Schrift abzuhelfen. Allerdings gesteht er dabei selbst ein, daß sie nur der Beitrag zu einem Anfang für den Ausbau dieser Wissenschaft sei.

Was Goldschmidt für die Vergangenheit, das suchten J. Wohlgemuth in seiner Schrift über die entwickelungs-theoretischen Vorträge des Jesuitenpaters Wasmann und A. Marcus in seinem geistvollen Vortrage über die Entwickelungstheorie für die Gegenwart an sich nutzbar zu machen. Die Vorträge von N. S. Joseph: Religion Natural and Revealed, die Schriften von Lily H. Montague: The Relation of Jewish Faits tho Conduct in Jewish Life, von J. S. Raisin: Sect, Creed and Custom in Judaism, desselben Autors populäre Abhandlung: Judaism, von Laurie Magnus: Religio Laici zeigen uns, wie ernsthaft unsere Glaubensgenossen jenseits des Kanals und des Ozeans die schweren Probleme der Religions-geschichte erfassen. In geistvollen und tiefsinnigen Aphorismen — die ja jetzt so beliebt sind — verstehen es E. Kalischer und Martin Meyer Wesen und Eigenart des Judentums und seine Bekenner darzustellen.

Dem Mangel einer wissenschaftlichen und zusammen-fassenden Darstellung des Inhalts der jüdischen Religions-philosophie bemüht sich David Neumark in seiner Geschichte der jüdischen Philosophie des Mittelalters abzuhelfen, deren erster Band die Grundprinzipien enthält. Das Werk ist in jedem Fall eine der wichtigsten Erscheinungen des Jahres. Neumark hat einen andern Weg eingeschlagen als die meisten Historiker der Philosophie. Er behandelt die Geschichtsentwickelung nach Problemen. Der erste Band erörtert die Grundprinzipien; er zerfällt in zwei Bücher, von denen das erste die Einleitung, das zweite Materie und Form eingehend erörtert.

In dem ersten Kapitel spricht er sich freimütig darüber aus, wie er die Aufgabe gefaßt und wie er sie durchzuführen beabsichtige. Seine Aufgabe ist die einer systematischen Darstellung der Grundlehren des Judentums auf der Basis einer modernen philosophischen Weltanschauung. Neumarks Auffassung steht oft im Gegensatz zu der bisher üblichen, dadurch wird sein Werk manchen Widerspruch hervorrufen. Das Verdienst aber, ein Werk in Angriff genommen zu haben, um das man sich bisher scheu herumgedrückt, weil man die Vorarbeiten nicht für ausreichend hielt, wird Niemand dem gelehrten Autor absprechen dürfen. Es ist in der Tat hoch anzuschlagen. Die Kritik seiner Auffassung und Darstellung bleibt den Kennern vom Fach überlassen.

*　　*
*

Mit der Geschichte der Philosophie gelangen wir zur Philosophie der Geschichte. S. Dubnow, der eigentlich nach A. Darmesteter den ersten Versuch gemacht, die jüdische Geschichte von einem philosophischen Standpunkte aus zu erfassen, ist bisher leider auf diesem Gebiete vereinsamt geblieben. Es fehlt nicht an Einsicht und an Kenntnissen, aber das Vertrauen auf diese Einsicht, der Mut, sie lebendig wirken zu lassen, und die Kraft, die Kenntnisse einer einheitlichen Schöpfung zu vereinigen, fehlt uns fast allgemein. Nur selten findet man große Gesichts- und Anhaltspunkte für die Beurteilung des Geistes der Geschichte. Aber schon Gervinus hat seiner Zeit sehr treffend bemerkt: „Sollen aus der Geschichte Gesetze abgeleitet werden, so dürfen sie nur aus dem Allbekannten, dem Angenommenen und Unwidersprechlichen hervorgehen." Darin liegt vielleicht eine Rechtfertigung für die, die die geschichtlichen Hergänge selbst in möglichst klarer Uebersicht zuerst und authentisch feststellen wollen. Das Kampfwort des Systems mag dann später folgen.

Von größeren Geschichtswerken ist zunächst die Arbeit von W. Jawitz über die Geschichte Israels nach den Urquellen lobend zu erwähnen. Von diesem Geschichtswerk ist der sechste Band, der von dem Untergang des

jüdischen Staates bis zum Tode des Rabbi Jehuda II. Nessiah sich erstreckt, in diesem Jahre vollendet worden. Das Buch ist im klassischen Hebräisch geschrieben und fesselt vor allem durch die Darstellung, aber auch durch die meisterhafte Zeichnung der geschichtlichen Situationen, wie der einzelnen Träger der religiösen und politischen Entwickelung. Von E. Schürers berühmter Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Christi ist der zweite Band in vierter revidierter Ausgabe erschienen. Auf den Forschungen von J. Halevy fußt eine Studie von S. Bamberger über Sadducäer und Pharisäer in ihren Beziehungen zu Alexander Jannai und Salome; über den Sadducäismus hat auch G. Hölscher eine kritische Untersuchung angestellt. Sehr wertvoll ist die Schrift von J. Ziegler: Der Kampf zwischen Judentum und Christentum in den ersten drei christlichen Jahrhunderten. Der Autor geht weniger vom religionswissenschaftlichen als vom historischen Standpunkte an die einschlägigen Fragen heran; er versteht seine Leser in das dunkle Gebiet vortrefflich einzuführen; seine Untersuchungen gruppieren sich im Grunde um den einen Gesichtspunkt: Warum hat das Judentum das entstehende Christentum nicht anerkannt und sich dadurch zur Weltreligion gemacht? Die Antwort auf diese Frage mag man in dem Buche selbst nachlesen.

Die Pforten des Mittelalters erschließt eine englische Uebersetzung des klassischen Essays von Zunz über die Leiden der Juden. Den höheren Gesichtspunkt, den viele unserer Schriften auf historischem Gebiete leider vermissen lassen, finden wir in dem Geschichtswerk von C. Abott: Israel in Europa, scharf ausgeprägt. In lebendiger und temperamentvoller Darstellung werden uns die Schicksale des jüdischen Volkes von der Berührung mit dem Hellenismus an, unter dem Römerreich und dem entstehenden Christentum durch das Mittelalter hindurch in den einzelnen Ländern Europas bis zur neuen und neuesten Zeit vorgeführt. Ueberall tritt das kulturhistorische Moment in den Vordergrund; die geistigen Einflüsse Griechenlands und Roms auf die Juden, ihr Verhältnis zum Christentum, ihr Handel und ihre Geldgeschäfte, Renaissance und

Reformation im Verhältnis zu ihnen, die Geschichte der Emanzipation und der Rückwärtsbewegung, all dies ist ausführlich und von der hohen Warte des Geschichtsschreibers aus groß und anschaulich dargestellt. Die messianische Hoffnung, so meint auch Abott, war der feste Grund, von dem aus Israel zu allen Zeiten die Entwickelung der Menschheit betrachtete. Auch J. H. Greenstone in seinem Buche über die messianische Idee in der jüdischen Geschichte kommt ungefähr zu demselben Resultat, das M. Rabinson durch seine Studie über den Messianismus im Talmud und Midrasch noch bekräftigt. Ihren tiefsten Ausdruck finden diese Hoffnungen in der Synagoge, in der sich das Judentum zu jener idealen Gottesverehrung der Propheten emporgeschwungen, auf der der beste Altar das Menschenherz, der wahre Priester die betende Seele und das gottgefälligste Opfer die aufrichtige Andacht ist. Schon Renan hat mit seinem scharfen Geiste erkannt, daß die Synagoge die originellste und tiefste Schöpfung des jüdischen Volkes sei. Ueber den Ursprung derselben und ihre allmähliche Entwickelung verdanken wir M. Rosenmann eine historisch-kritische Studie von Wert. Ein interessantes Dokument, allerdings erst um ein Jahrtausend später abgefaßt, berichtet uns über die Schicksale einer der ältesten dieser Synagogen, nämlich der in Kairo; Richard Gottheil hat es gefunden und publiziert. Die soziale Lage der Juden im Mittelalter erörtern drei tüchtige Arbeiten, die von J. Schipper über die Anfänge des Kapitalismus bei den abendländischen Juden im frühen Mittelalter, die von A. Süßmann über die Judenschuldentilgung unter König Wenzel und die von M. Levy: Ein Kapitel Wormser Finanzgeschichte.

Mit den Schicksalen der Sephardim hat man sich bekanntlich in neuerer Zeit viel beschäftigt. Unter den Auspicien der königlichen Akademie zu Madrid hat der frühere spanische Botschafter am Wiener Hof Marquis Isidoro de Hoyos ein vornehm ausgestattetes Werk über die spanischen Juden in dem österreichischen Kaiserstaat und auf dem Balkan herausgegeben. Mit derselben Frage

befaßt sich M. J. Bensasson, der für die Einwanderung der Sephardim nach Spanien warm plaidiert. Ueber eine der ältesten, vielleicht die älteste Judengemeinde Deutschlands, die von Trier, hat Fritz Haubrich, über das Elsaß Maurice Bloch gehandelt. Wenden wir uns nach dem Osten, so ist zunächst die gründliche und fleißige Arbeit M. Braun's über die Juden in Schlesien zu erwähnen, deren erster Abschnitt von den ältesten Zeiten bis zum Beginn der habsburgischen Herrschaft (1526) jetzt vorliegt und gewichtiges Zeugnis ablegt von dem eisernen Fleiß, der gewissenhaften Forschung und der historischen Methode seines Verfassers. Ueber die Schicksale der Juden in Hohensalza belehren uns A. Heppner und J. Herzberg; die Gemeinde zu Krotoschin hat H. Berger historisch behandelt; aus der Geschichte der Dresdner Gemeinde gibt M. Elb sehr interessanten Aufschluß; die Geschichte der Juden im Markgrafentum Bayreuth erzählt A. Eckstein, der auf diesem Gebiete bereits zu einer Autorität geworden ist; über eines der ältesten Bauwerke des Prager Ghetto, die Zigeunersynagoge, hat A. Deutsch eine interessante Monographie herausgegeben. Ueber die Einrichtungen der polnischen Gemeinden im 16. Jahrhundert handelt M. J. Schwerdscharf. Die Geschichte der Juden in diesem Lande wartet noch immer auf ihren wissenschaftlichen Bearbeiter. Eine ganz neue Auffassung finden wir in den nachgelassenen Essays von Jacob Caro.

Auch die Geschichte der Juden in Holland ist noch nicht geschrieben. Einen umfassenden Beitrag zu derselben hat J. Mendels in seiner Arbeit über die jüdische Gemeinde zu Groningen geliefert. Die Zeit des Pseudomessias Sabbatai Zewi lebt in einer historischen Skizze von N. E. B. Ezra wieder auf. Ueber den Kampf von Alberto Pacifici gegen die Judengemeinde zu Pesaro hat A. Cardinali neues Material beigebracht. Von neu aufgefundenen hebräischen Inschriften im Lateran berichtet V. Castiglioni. Bei dieser Gelegenheit dürfte es nicht uninteressant sein zu erwähnen, daß man bei Ausgrabungen im Roma subterranea längst verschollene

jüdische Katakomben gefunden, über die Marucchi einen ausführlichen Bericht erstattet hat. Die Katakombe befindet sich, soweit die Ausgrabungen bis jetzt feststellen lassen, im Zustande heillosen Verfalls, so daß nichts anderes übrig blieb, als wenigstens die Grabplatten mit Inschriften zu sammeln, die demnächst dem Museum des Lateran einverleibt und in einer besonderen Abteilung eingemauert werden sollen. Die weitaus meisten Inschriften sind, (wie dies auch in den anderen bisher aufgedeckten jüdischen Katakomben der Fall ist) in griechischer Sprache abgefaßt; ihren jüdischen Charakter offenbaren nur Symbole wie der siebenarmige Leuchter, Schofar, Lulaw und Ethrog etc.; auf einigen werden auch die geistigen und weltlichen Aemter erwähnt, die der Verstorbene in der Gemeinde bekleidet hatte; beachtenswert ist eine lateinische, metrische Inschrift. Früher als auf das 4. Jahrhundert nach Chr. ist keiner der Funde zurückzudatieren. Es ist jedoch anzunehmen, daß die noch unerforschten Teile der Katakombe in weit frühere Zeit zurückreichen, da eine jüdische Kolonie in Trastevere schon vor, jedenfalls seit der Einnahme Jerusalems durch Pompejus (63 v. Chr.) bestanden hat. Dieser ältere Teil der Katakombe muß noch aufgesucht und erforscht werden. In dem zitierten Bericht wird geklagt, daß die reichen römischen Juden zu den Kosten dieser Ausgrabungen nichts beitragen wollen; wenn sie jetzt fortgesetzt werden, so ist dies in erster Reihe der „Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums" zu danken, welche durch Bewilligung eines ansehnlichen Betrages den Berliner christlichen Archäologen Professor Nikolaus Müller in den Stand gesetzt hat, weitere Ausgrabungen vorzunehmen.

Ueber den Ozean führen uns S. Glazer mit seiner Schrift über die Juden von Jowa und Victor Harris mit einer solchen über die von Mexiko.

Wir kommen nun zur neuen Zeit. Hier haben wir erfreulicher Weise über sehr wertvolle Arbeiten zu berichten. An der Spitze steht das Werk eines Meisters der historischen Forschung, der erste Band der neuesten Geschichte des jüdischen Volkes von Martin Philippson.

Es ist wohl überflüssig zu sagen, daß das Werk auf sorgfältigem Quellenstudium und gründlicher Sachkenntnis beruht; besonders die Emanzipationskämpfe sind bisher noch nicht mit solcher Sachkenntnis geschildert worden. Ueberall zeigt sich der besonnene Forscher, der Historiker von Beruf, der die Fäden der verschiedenen Strömungen geschickt in einem Bilde zusammenzufassen versteht. Ohne die Marmorkälte moderner Geschichtsschreiber zu teilen, sondern mit patriotischer Wärme und mit frischer Begeisterung hat Philippson geschrieben und die mannigfachen Klippen, die der Stoff für einen Forscher bietet, der selbst noch in den Zeitereignissen wurzelt, glücklich umschifft. In viele Verhältnisse hat Philippson neues Licht gebracht, wichtige Anschauungen seiner Vorgänger hat er weiter entwickelt oder berichtigt; er übertrifft sie alle aber in der künstlerischen Behandlung des Stoffes, den er mit der größten Klarheit darlegt, sowie in der Gewandtheit und im Reichtum der Sprache. Darauf beruht die große Wirkung, die seine Darstellung hervorbringt. Einen einzelnen Abschnitt aus der neueren Geschichte beleuchtet David Philipson in seiner Geschichte der Reform im Judentum, die mit genauer Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse und in durchaus objektiver Weise geschrieben ist. Beide Historiker weisen natürlich der Wissenschaft des Judentums die ihr gebührende Stellung an. Die Geschichte der Lehranstalt für diese Wissenschaft, die seit 37 Jahren in Berlin besteht, hat J. Elbogen vortrefflich dargestellt und die einzelnen hervorragenden Erscheinungen geschickt charakterisiert. Ganz bescheiden darf ich vielleicht hier noch auf meine vier Vorträge über die neuere Geschichte der Juden hinweisen, die die Jewish Publication Society kürzlich in englischer Uebertragung gebracht hat.

Den Uebergang zur Biographik bilden zwei ebenso fleißige wie tüchtige Arbeiten, das Stammbuch der Frankfurter Juden von Alexander Dietz und die Geschichte der Familie Gomperz, die Max Freudenthal nach Materialien des unvergeßlichen David Kaufmann geschrieben hat. Das Buch von Dietz enthält ein alpha-

betisches Verzeichnis der Frankfurter Juden nach ihren Stämmen und Familien. Man kann sich denken, wie schwierig eine solche Arbeit war. Ganz besonders interessant ist die Zusammenstellung der Rabbiner, der Aerzte, der adeligen Juden und derer, die im Hofdienst standen, nicht minder die Kapitel über Steuern und Abgaben, wie über die Vermögensverhältnisse und die Bevölkerungsstatistik. Der ausführlichste Abschnitt ist natürlich den jüdischen Familien, 625 an der Zahl, gewidmet. Das Werk verdient volle Anerkennung. Nicht geringeren Fleiß hat Freudenthal auf seine Arbeit verwendet. Sie ist noch viel interessanter, weil die registermäßige Trockenheit, die notwendig dem Verzeichnis von 625 Familien anhaften mußte, hier einer frischeren Geschichtserzählung weichen mußte. Die Familie Gomperz besitzt ein allgemeines Interesse, von ihren Schicksalen aus fallen interessante Streiflichter auf verschiedene Epochen. Man braucht nur das Inhaltsverzeichnis nachzusehen, um zu erkennen, wie weit verzweigt diese Familie gewesen ist. Von Cleve bis nach London einerseits und bis nach Budapest andererseits erstreckte sich ihr Wirkungskreis. Ein Gomperz war Oberhoffaktor, ein anderer der Lehrer Mendelssohns, ein dritter der bekannte Literat, der über Friedrichs des Großen Schrift gegen die deutsche Literatur eine so interessante Abhandlung schrieb, daß ihn der König sogar einer freundlichen Antwort würdigte. Ueber die Bedeutung der Familie Gomperz in unseren Tagen braucht man wohl kein Wort zu verlieren.

Wir müssen aber noch erheblich weiter zurückgreifen, um die verstreuten Aehren auf dem Felde die Biographik sorgsam zu sammeln. Wir beginnen mit der Biographie, die Maxim Lemot über den bekannten Arzt und Schriftsteller Amato Lusitano geschrieben. Den italienischen Prediger Asariah Piccio (man nannte ihn sehr lange fälschlich Figo) führt uns A. Apfelbaum in einer biographischen Skizze vor. Die hochinteressante Publikation über Leo Modena hat L. Blau durch eine kultur- und sittengeschichtliche Einleitung abgeschlossen. Das Ganze ist ein sehr willkommener und wichtiger Beitrag zur Kultur-

geschichte der Juden in Italien. Außer dem ebengenannten führt uns S. Bernfeld noch drei andere kämpfende Geister innerhalb des neuen Judentums vor, deren Lebensschicksale er in interessanter Weise darstellt. Die Biographie einer der letzten großen Vertreter des althergebrachten Talmudstudiums in neuerer Zeit, des berühmten und frommen Akiba Eger, dessen Leben selbst schon vom Glorienschein der Sage umflossen ist, hat L. Wreschner geschrieben. Den Uebergang zur neuen Zeit bildet eine wertvolle Publikation zur Lebensgeschichte von Leopold Zunz, dessen Briefe an den Hamburger Bibliographen H. Michael der unermüdliche A. Berliner herausgegeben hat. Einen Vertreter des modernen Judentums, der zu Zunz vielfach in direktem Gegensatz stand, nämlich Samuel Holdheim, hat anläßlich seines 100. Geburtstages David Philipson gefeiert, einen hervorragenden amerikanischen Arzt und Universitätslehrer Aron Friedenwald, der auch ein begeisterter Jude war, hat sein eigener Sohn treffend charakterisiert. Mit Recht bemerkt ein Beurteiler anläßlich einer Besprechung dieser interessanten Arbeit, daß nichts so sehr die Literatur der Juden kennzeichne als das vollständige Fehlen des persönlichen Moments in derselben. „Nur äußerst selten gewährt uns der Talmud Einblicke in das tägliche Leben seiner Heroen, höchstens werden uns hie und da die Handlungen der Großen ihrer persönlichen Form entkleidet als „Norm" geschlossen hingestellt. Die nachtalmudische Literatur hat trotz ihrer Fülle und Mannigfaltigkeit nur das Sachliche, beinahe niemals das Persönliche zum Gegenstand, abgesehen von dem kabbalistisch-chassidischen Kreisen, für die das „Beten" ihrer Führer von fundamentaler Bedeutung war, scheint bei den Juden kein besonderes Interesse an Persönlichem existiert zu haben. Unsere ungenügende Kenntnis der jüdischen Geschichte ist teilweise darauf zurückzuführen, daß wir beinahe nichts von der Persönlichkeit der schöpferischen Kräfte in Israel wissen. Man muß darum denen aufrichtig dankbar sein, die sich in neuerer Zeit bemühen, diesem Mangel abzuhelfen".

Besser geht es schon mit den Persönlichkeiten, die

zwar aus dem Judentum hervorgegangen, aber zumeist auf anderen Gebieten Bedeutendes geleistet haben. So gewährt uns ein Buch von Ellen Key über Rahel einen fesselnden Einblick in die vielfach bewegte Zeit der Berliner Salonperiode, in der die geistreichen Jüdinnen eine so große Rolle gespielt haben. In die Literaturperiode, welche die Salonherrschaft ablöste, leitet uns A. Bettelheim mit seinem lang erwarteten Buche über Berthold Auerbach. Auerbach wird uns als Mensch, als Dichter und als Jude von einem Literarhistoriker vorgeführt, den er selbst nicht nur zu seinem Testamentsvollstrecker, sondern auch zu seinem Biographen auserkoren. Das Heimatsdorf Nordstetten, die Talmudschule in Hechingen, seine ersten Romane, seine vielfachen Beziehungen zu jüdischen Gelehrten und Schriftstellern und nicht zuletzt die traurigen Erfahrungen am Ende seines Lebens ziehen das Interesse am meisten an. Auerbach führt bekanntlich selbst seinen Stammbaum auf Rabbi Meir von Rothenburg zurück. Er war nicht wenig stolz auf diesen vom Mythus eingehüllten Ahn, „dessen sich jedes stolze Ahnengeschlecht rühmen durfte.“ Die jüdischen Eindrücke sind am stärksten in der Jugend. Hier weiß Bettelheim sehr viel Neues aus dem bisher ungedruckten Nachlaß mitzuteilen. Großen Einfluß hat auf den Knaben sein Lehrer Bernhard Frankfurter, der Bruder des ehemaligen Hamburger Tempelpredigers gehabt. Später bis zum Tode hatte noch größeren Einfluß Dr. Jacob Auerbach in Frankfurt a. M. Daneben verkehrte er vielfach mit Rabbinern, mit Willstätter, Randegger, N. Frankfurter, vor allem aber mit Abraham Geiger, dem er auch bis zum Lebensende treu blieb. Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß Auerbach noch in seinen letzten Lebenstagen sich mit dem Plan zu einer jüdischen Geschichte getragen hat; sie war bald „Schluach-Mizwah“ oder „Gottespfennig“, bald „Ben Zion“ betitelt. Einzelne fertig vorliegende Kapitel lassen Gang und Bedeutung der Arbeit leider nicht mehr erkennen. Merkwürdig und echt im Geiste Auerbachs ist die Episode von dem Friedhof im Judendorf. Die Alten sind aus-

gestorben, die jüngeren in die Stadt gezogen, kein Totengräber ist da, den Gottesacker zu pflegen und zu hüten; eines Tages werden die christlichen Bewohner von Schwandorf durch krächzende den Judenfriedhof umkreisende Raben aufmerksam; sie steigen auf einer Leiter in den Friedhof und finden, das Gesicht in die Erde gedrückt, eine halbverweste Leiche. Ein Abtrünniger, der lange in der Fremde verschollen war, ist vom Heimweh zum Grabe seiner Eltern getrieben worden. Da die Tür verschlossen war, muß auch er sich über die Mauer geschwungen haben; auf der letzten Ruhestätte der Vorfahren suchte und erwartete er den Tod.

Schon diese eine Episode läßt das tiefe Bedauern darüber zurück, daß es Auerbach nicht mehr gelungen ist, seine Jugenderinnerungen zusammenzufassen.

In ein ganz anderes, aber nicht weniger interessantes Milieu werden wir durch die Lebenserinnerungen von Hermann Vambery geleitet, der aus einer ungarischen Talmudschule hervorgeht, jahrzehntelang als Muselmann mitten unter den Türken und Arabern lebt und am Abend seines Lebens zu den Erinnerungen seiner Jugend wieder zurückkehrt. In der Tat ein Lebensschicksal von so überragendem Interesse, wie man es nur selten findet.

Autobiographische Aufzeichnungen hat J. Fromer in seiner Schrift: Vom Ghetto zur modernen Kultur geboten. Es ist kein erfreuliches Milieu, in das er uns Einblick gewährt. Wie wohltuend sticht davon ab, was Julius Rodenberg in seinen Kindheitserinnerungen vom Elternhaus und Heimatsgemeinde zu erzählen weiß! Es ist das eines der liebenswürdigsten Bücher, das wir seit langer Zeit gelesen haben.

Das Lebensbild eines edlen, gelehrten und frommen Rabbiners unserer Zeit führen uns die Gedenkblätter an Bernhard Ziemlich vor, dem die jüdische Literaturforschung ja auch so manche wertvolle Gabe verdankt.

* *
*

Wir kommen nun zur Literaturgeschichte im allgemeinen. Leider haben wir in diesem Fache von

größeren oder zusammenfassenden Arbeiten nicht zu berichten. Unsere jungen Literarhistoriker begnügen sich damit, Materialiensammler oder Arbeiter zu heißen, teils weil diese verhältnismäßig leichte Aufgabe dem Maß ihrer Kräfte am angemessensten ist, teils aber, weil es ihnen überhaupt nicht möglich zu sein scheint, ehe die notwendigen Vorarbeiten vorhanden sind, an eine zusammenhängende Darstellung sich heran zu wagen. Rapaport, Zunz und Luzzato, ja auch Moritz Steinschneider haben über die Sache anders gedacht. Dafür kommt ihnen auch der Ehrenname wirklicher Historiker zu. Man darf aber heute von jüdischer Literaturgeschichte überhaupt nicht sprechen, ohne der großen und schweren Verluste zu gedenken, die das abgelaufene Jahr uns zugefügt hat, indem es uns Männer wie Moritz Steinschneider, Adolf Neubauer und Salomon Buber entrissen hat.

Moritz Steinschneider war unzweifelhaft der weitaus hervorragendste von den Dreien. Von einer so hohen Bedeutung war Neubauer nicht, aber auch das, was er geschaffen, ist von bleibendem Wert. An dem zuletzt erschienenen zweiten Band des großen Katalogs der hebräischen Manuskripte in der Bodleiana hat wohl A. E. Cowley den Löwenanteil. Dieser zweite Band ist dadurch von besonderer Wichtigkeit, weil er zum ersten Mal die Schätze der Genizah in Kairo katalogisiert. 166 dieser Fragmente sind darin ausführlich beschrieben und gewähren uns einen Einblick in die Schätze, deren völlige Entzifferung noch aussteht. Bekanntlich sind bisher 2675 Manuskripte in der Schatzkammer der alten Synagoge zu Kairo gefunden worden und die Reihe ist damit, wie es scheint, noch lange nicht abgeschlossen.

Wie geringfügig nehmen sich dem gegenüber die hebräischen Handschriftenschätze deutscher Bibliotheken aus. Erst vor kurzem hat K. Vollers über die hebräischen Handschriften der Leipziger Universitätsbibliothek in seinem Katalog der orientalischen Handschriften berichtet. Dieser Katalog zeigt, nebenbei bemerkt, wieder einmal so recht deutlich, was man der jüdischen Wissenschaft gegenüber heute noch wagen darf. Man lese nur die vernichtende

Kritik, die N. Porges in der Zeitschrift für hebräische Bibliographie (XI. 1—3) an dieser Publikation geübt hat, die er einen „Rückfall in die Unwissenschaftlichkeit vergangener Jahrhunderte“ nennt. Die Betrachtung der eigentlichen literarhistorischen Arbeiten führt uns zunächst wieder in die talmudische Zeit zurück. Unsere jüngeren Forscher beschäftigen sich jetzt viel damit, die Haggada des Talmuds und des Midrasch über die biblischen Zeiten und für die vergleichende Sagenkunde zu erforschen. Wir haben diesmal mehrere hübsche Publikationen zu verzeichnen. Die Salomo-Sage in der semitischen Literatur behandelt Georg Salzberger. Hoffentlich gelingt es ihm, seine Arbeit weiter fortzusetzen. Daniel und seine drei Gefährten verfolgt Benno Fischer durch Talmud und Midrasch; die haggadischen Elemente im erzählenden Teil des Koran will Israel Schapiro untersuchen. Er hat zunächst eine Abhandlung über die Geschichte von Josef im Koran gegeben.

Und nun in bunter Reihe, was das Jahr auf diesem Felde gebracht. Den Kommentar von Abraham b. Nathan Ha-Jarchi zu dem Talmudtraktat Kallah Rabbatti edierte Baruch Toledano. Saadja's arabische Daniel-Version hat H. Spiegel herausgegeben. Das arabische Original der Schrift von Bachja ibn Pakuda: Probleme der Seele (Ma'ani al Nafs), von der ein Manuskript in der National-Bibliothek zu Paris vor einigen Jahren gefunden wurde, ist von J. Goldziher mit gewohnter Akribie ediert worden. Eine hebräische Uebersetzung mit einem französischen Resumé des Werkes ist vor zwei Jahren von J. Broydé in Paris erschienen.

Der arabische Mischna-Kommentar von Maimuni leistet noch immer bei Doktordissertationen gute Dienste. Diesmal haben A. Garbatti den Traktat Edujot Fr. Weiß Nasir in einzelnen Partien herausgegeben und kommentiert. Eine gute Bearbeitung des Mischnatraktats Sanhedrin verdanken wir M. Gottlieb. Zwei medizinische Abhandlungen Maimunis, die einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Medizin liefern, edierte H. Kroner. Von dem großen Maimonides-Werk, das

das Leben und Schaffen des Meisters nach allen Richtungen hin beleuchten soll, wird wohl noch in diesem Jahr der erste Band erscheinen. Das Werk wird von der „Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums" herausgegeben und zählt die angesehensten Forscher zu seinen Mitarbeitern. Auch das Raschi-Jubiläum hat noch einige Nachzügler gehabt. Den Preis der Gemeinde Worms auf die beste populäre Arbeit über Raschi haben M. Doctor und M. Grunewald mit ihren Arbeiten erhalten. Die allgemeine Bedeutung Raschis würdigt eine vortreffliche Rede von E. Kalischer, die für die Erhaltung der talmudischen Ueberlieferung L. Hirschfeld. Ein hebräisch-altfranzösisches Glossar, das die Leipziger Universitätsbibliothek handschriftlich besitzt, hat Arnold Aron kritisch beleuchtet. Einen bisher wenig gekannten venetianischen Talmuderklärer Salom Ha-Jathom hat H. Chajes entdeckt. Nach Persien führen uns die jüngsten Arbeiten Wilhelm Bacher's: Ueber zwei jüdisch-persische Dichter und: Le Juifs en Perse au XVII et au XVIII siècle d'après les chroniques poétiques de Babai b. Loutf. et de Babai b. Farhad. Es ist der Einblick in eine neue, bisher nicht gekannte, ja kaum geahnte Welt, den uns Bacher in diesen Werken erschließt. Einen und zwar den interessantesten Teil desselben lernen unsere Leser ja auch in diesem Bande des Jahrbuchs kennen.

Von Persien nach Italien, dessen hebräische Drucker ja eine große Berühmtheit erlangt haben. Ueber einen der berühmtesten Drucker Girolamo Soncino erfahren wir von G. Castellani interessante Einzelheiten. Castellani widerlegt endgültig die Ansicht derer, die den genannten Buchdrucker zum Katholizismus übergetreten wissen wollen. Eine französische Uebersetzung des Sohar hat der männiglich bekannte J. de Pauly nachgelassen; sie ist von E. Lafuma-Giraud publiziert worden. Eine hebräische Enzyklopädie: Ozar-Jisroel kommt aus Amerika; zum mindesten der erste Band, den J. D. Eisenstein unter Mitwirkung von Prof. Deutsch u. A. herausgegeben. Eine Sammlung von Essays über jüdische Literaturgeschichte ist von dem gelehrten L. Grünhut

erschienen. Auch der Sammelband, die zum Jubiläum des Jews College in London ausgegeben wurde, enthält viele einschlägige Arbeiten.

Ueber Christen und Juden als Förderer der Wissenschaft des Judentums hat A. Katz einen lesenswerten Vortrag, über Moses Mendelssohns Phädon und dessen platonisches Vorbild F. Bock eine Programmarbeit gebracht.

* * *

Am passendsten reiht sich hier wohl die ethnographische Literatur an. Da ist über mancherlei interessante Publikationen zu berichten. Der durch seine Wanderungen in Afrika bekannte Professor Dagobert Schönfeld hat über seinen Ende 1903 unternommenen Ritt durch die Halbinsel Sinai einen recht wertvollen Bericht erstattet. Die Reise hatte den Hauptzweck, die Wanderroute des Volkes Israel, dessen Lagerplätze festzustellen und Aufklärung über die Frage zu gewinnen, ob und wie es möglich gewesen ist, daß dieses Volk nach seinem Auszug aus Aegypten 40 Jahre lang auf jener Halbinsel die notwendigen Lebensbedingungen gefunden hat.

Der Standpunkt, den der Verfasser in seinem lesenswerten Buche einnimmt, ist uns durchaus sympathisch. Das Kapitel über Moses und den Pentateuch möchten wir allen radikalen Bibelkritikern zu besonnener Erwägung empfehlen. Freilich ist für diese ein Satz wie der des Vorworts schon ein Abschreckungsmittel: „Es handelt sich hier um Läger und Stätten, in denen es Gott gefallen hat, den Menschen in ganz besonders nachdrücklicher Weise sich zu offenbaren und ihre Führung zu übernehmen." Die Art und Weise, wie Schönfeld die biblischen Urkunden zu Rate zieht, muß aber auch jedem Kritiker imponieren. Der Streit um das Goldland, in Ophir ist noch immer nicht beigelegt. Eine Schrift von E. v. Falkenegg polemisiert sehr heftig gegen Karl Peters. Er will das Goldland Salomos nach Abbessinien verlangen, aus dem die Königin von Saba kam, deren Geschichte soeben in englischer Uebertragung nach einem Original-

manuskript im Besitz des Kaisers Meneliks erschienen ist, der behauptet, daß in diesem Dokument seine direkte Abstammung vom König Salomon historisch nachgewiesen sei. Das Manuskript stellt ein Fragment der äthiopischen Chronikensammlung: Ruhm des Königs, dar und enthält die Geschichte der Königin von Saba, ihre Reise nach dem Königshof Salomons, die Geburt ihres Sohnes und dessen spätere Reise nach Jerusalem. Die Handschrift beschreibt dann, wie die Gesetzestafeln durch die Freunde des jungen äthiopischen Prinzen gestohlen und an einen verborgenen Platz gebracht wurden, wo sie jetzt noch von den Aethiopiern verehrt würden. Die Handschrift war früher Eigentum des British-Museum, und wurde im Jahre 1872 dem Kaiser ausgefolgt.

Mit dem heiligen Lande beschäftigen sich auch noch andere Forscher. K. Mommert hat vor seiner Topographie des alten Jerusalem den umfangreichen Schlußband herausgegeben. J. Montgommery schildert die Heimat der Samaritaner, E. Schuré, der liebenswürdige französische Essayist, berichtet in sehr anregender Weise über seine Reise in das heilige Land. Die ausgezeichneten Reisehandbücher von Baedeker und Cook sind abermals in neuen Auflagen erschienen. Auch von jüdischer Seite ist nunmehr ein vortreffliches Palästina-Handbuch herausgegeben worden. Davis Trietsch hat es verfaßt. Es soll Freunden der jüdischen Kolonisation, Palästinareisenden und allen, die ein irgendwie geartetes Interesse am gegenwärtigen Zustande und den Entwicklungsmöglichkeiten des Landes nehmen, als ein zuverlässiges Hilfsbuch oder als eine jüdische Ergänzung zu den allgemeinen Reiseführern dienen, unter denen es ganz vorzügliche Werke gibt, die aber sämtlich an den speziell für Juden und in bezug auf Kolonisation interessanten Tatsachen mit absolutem Schweigen vorübergehen. Es sind noch zu vermerken die Vorträge und Reiseberichte über Babylon und Palästina von S. Langdon, J. W. Rowntree, F. H. Wood, H. Smith, A. Andre, Friedrich Doerfler (mit zahlreichen guten Illustrationen) G. R. Lees u. a. Natürlich dürfen die Vierteljahrsberichte des Palestine Exploration

Fund, wegen ihrer Bedeutung für die Ausgrabungen im heiligen Lande hier nicht übergangen werden.

Von mittelalterlichen Reisenden ist abermals Benjamin von Tudela und zwar in englischer Uebersetzung mit einer guten Einleitung und in einer geradezu prachtvollen Ausgabe von M. Adler erschienen, der sogar eine vorzügliche Karte seiner Reisen beigefügt ist. Das hatte sich der alte Benjamin gewiß nicht träumen lassen, als er im Jahre 1173 aus Navarra fortzog, um seine Weltreise anzutreten, daß seinem Berichte noch nach achthundert Jahren solche Ehren zuerkannt würden. Benjamin von Tudela ist fast überall gewesen, auch in Abessinien, aber von den Falaschas weiß er seltsamer Weise nichts zu erzählen. Desto interessanter berichtet über diese ein moderner Reisender, der Breslauer Botaniker Felix Rosen, der als Mitglied der Sondergesandtschaft, die zwischen dem Deutschen Reich und dem Negus Menelik II. einen Friedens- und Handelsvertrag abgeschlossen, mit nach Aethiopien gegangen und auch die Falaschas besucht hat. Seine Mitteilungen stimmen mit denen von Faitlowitsch, den die Alliance bekanntlich nach Abessinien geschickt hat, meist überein. Auch A. H. Hayes hat viel Material über die Falaschas gesammelt.

Ein merkwürdiger Tourist ist der Professor des Arabischen und Persischen an der Wiener Lehranstalt für orientalische Sprachen, Jacob Obermayer, dessen vergleichende Kultur- und religionsgeschichtliche Studie: Modernes Judentum im Morgen- und Abendland ein gewisses Interesse erregt hat. Der Autor hat in jungen Jahren das westliche Asien, Nordafrika und einen großen Teil Europas aus eigener Anschauung kennen gelernt; während seines mehr als zehnjährigen Aufenthalts in Bagdad hat er das morgenländische Judentum gründlich studiert und zugleich das rabbinische Schrifttum an der Stätte seines Wachstums eifrig durchforscht. Aber sein Buch ist dennoch nur nebenbei Reisebeschreibung. Im Grunde genommen gehört es mehr in das Gebiet der Religionsgeschichte und Völkerpsychologie. Zwei Araber suchen den Verfasser in Wien auf und unterhalten sich

mit ihm über modernes abendländisches Judentum. Sie geben ihm Gelegenheit, seinem Aerger über das europäische Judentum der Gegenwart nach der Seite des religiösen Lebens in mehreren Kapiteln Ausdruck zu geben. Ihn ärgern die Reformtempel, der Totenkultus im modernen Judentum, die Rabbiner und Vorbeter und Lehrer. Schonungslos werden Mißbräuche blosgestellt und fast alle Richtungen verurteilt. Besonders empört ist der Verfasser über die Totenfeier (Maskir) und das Waisenkaddisch, dessen Ursprung und Entwickelung er genauer untersucht. Offen gestanden scheint mir dieses Kapitel, das fünfte des Buches, das interessanteste, denn die Klagen Obermayers über den Totenkultus, der im modernen Judentum eine so überwiegende Rolle spielt, sind nicht neu. Orthodoxe wie reformierte Prediger haben stets dagegen geeifert. Doch geht der Verfasser in seinen Anklagen gegen das europäische Judentum viel zu weit, wenn man ihm auch oft recht geben muß, sobald er wirkliche Mißbräuche geißelt.

*   *
*

Am schlimmsten kommen, wie gesagt, bei Obermayer die modernen Prediger weg. Aber mit Unrecht. Die Predigt hat im europäischen, besonders aber im deutschen Judentum eine solche Bedeutung erlangt, daß man sie aus dem Gottesdienst sich unmöglich mehr wegdenken kann. Allerdings wäre auf diesem Gebiete eine Entwickelung lebhaft zu wünschen. Die Predigt müßte auf der einen Seite moderner und auf den anderen jüdischer werden. Manchem wird das als eine unmögliche Forderung erscheinen. Sachkenner aber werden mir zugeben, daß sie eben nicht unmöglich ist. Die Predigt müßte einerseits sich mehr auf den Midrasch stützen, der jetzt ungebührlich vernachlässigt wird, und andererseits sich aber auch mehr mit dem Geiste der Zeit erfüllen, da doch die Kanzel für viele in unseren Tagen leider die einzige Stätte ist, die ihnen die großen Gedanken der Weltanschauung des Judentums vermittelt. Der Alt-

meister der jüdischen Kanzelberedsamkeit S. Maybaum steht auch im Berichtsjahre mit einem Band Predigten an der Spitze. Ueber seine homiletische Eigenart brauche ich wohl kein Wort mehr zu verlieren. Sie ist bekannt und wiederholt geschildert worden. Er hat seine Schüler zu edler Einfachheit, zu einer schönen Form, zu innerer Klarheit erzogen. Alle diese Vorzüge schmücken seine Reden und jeder neue Band von diesen ist eine wahre Bereicherung für unsere homiletische Literatur.

Den Forderungen der Modernität entsprechen am meisten die Schrifterklärungen von Emil Cohn: Suchet mich, so lebet ihr, und die neue Folge der Predigten von F. Coblenz. Die Forderung, daß der Kanzelredner seiner Zeit gerecht werden müsse, wird von beiden durchaus erfüllt. Es unterliegt auch gar keinem Zweifel, daß diese Predigten zum Nachdenken angeregt und eine tiefe Wirkung auf die Zuhörer hervorgebracht haben müssen. Außer vielen Einzelpredigten sind in diesem Zusammenhange auch noch zu erwähnen die Grab- und Gedenkreden von J. Taglicht, an denen man die in Wien maßgebende homiletische Richtung erkennen kann, ferner die Predigten von S. Carlebach: An Horebs Höhen, die englischen Reden von M. Joseph und S. Levy. Nur durch die Erfüllung der Forderungen, die eben kurz wiederholt, kann die Predigt wirklich ein intregierender Teil des Gottesdienstes werden, was sie ja von jeher im Judentum gewesen ist.

* *
*

Zur Geschichte dieses Gottesdienstes haben wir sehr eindringende Studien von J. Elbogen erhalten. Die Liturgik und deren Geschichte ist nach Zunz' Auftreten nur zu sehr vernachlässigt worden. Elbogen gibt uns ein Beispiel für die literarhistorische Behandlung einer wichtigen Einzelfrage aus dem Gebiete der synagogalen Poesie in seiner Studie über den Kultus des Versöhnungstages. Die Wahl des Themas bedarf umsoweniger einer Rechtfertigung, weil die Abodah, um die es sich hier

handelt, den Zentralpunkt des Gottesdienstes am bedeutendsten Feste des Jahres betrifft, der von den Dichtern mit ganz besonderer Vorliebe bearbeitet wurde. Wichtige Funde aus der Genizah in Kairo setzten den Forscher in die Lage, durch Mitteilung einer großen Anzahl bisher unbekannter Abodahs die Kenntnisse des Gegenstandes wesentlich zu bereichern. Auch seine Untersuchungen über die Hauptstücke des täglichen Morgengebets, über das Schema und die Tefillah, sind sehr wertvoll und erwecken große Erwartung für die zu bearbeitende Geschichte der Liturgik. Ueber die Quellen der Gebete, deren Uebertrager und die Zeit ihrer Abfassung und Ordnung hat auch Coma Baruch vortreffliche Quellenstudien angestellt. Ueber synagogale Gebräuche der alten israelitischen Gemeinde zu Würzburg hat N. Bamberger eingehende Untersuchungen veröffentlicht.

Von den Gebetbüchern selbst erlebt für Deutschland der alte Rödelheimer Siddur immer noch die meisten Auflagen; neu und sehr praktisch sind die von J. Bleichrode und von J. B. Levy. Ein Buch, das durch seine Ausstattung sowohl beim Gottesdienst wie beim Unterricht gut zu gebrauchen ist, ein vorzügliches Gebet- und Andachtsbuch für jüdische Frauen und Mädchen (Beruria) verdanken wir Max Grunwald. Es ist wohl geeignet, die alte Techinah zu ersetzen und es wird nicht blos Heimatrecht an jene Türen sich erbitten dürfen, von denen die Sprache der Psalmisten trauernd sich fortgewiesen sieht und die nun dem lauernden Gespenst des Abfalls vom alten Väterglauben offen stehen. Dieses Buch erweitert den Rahmen der alten Andachtsbücher der Frauen im Geiste der Zeit in sehr geschickter Weise. Es führt die andächtige Schar der Beterinnen zunächst durch das synagogale Jahr, dann durch den Kreislauf des Menschenlebens. Eine sehr wertvolle Beigabe ist das Schlußkapitel. Es enthält Stimmen der Warnung vom treulosen Uebergang in fremdes Lager, zumeist in diesem Lager selbst gesammelt. Was einer glücklicheren Vorzeit fern lag, rechtfertigt ein trauriges Bedürfnis unserer Tage. Shakespeare und Goethe, Ibsen und

Tolstoi, Napoleon und Friedrich der Große, Hebbel und Nietzsche und andere große Männer bekräftigen die Treue zum Glauben. Einige gut geschriebene Kapitel und Gedichte schließen das Buch, das wir so warm wie möglich jedem jüdischen Hause empfehlen können, in sehr wirksamer Weise ab. Eine neue Ausgabe der Festgebete in englischer Uebersetzung, an der bekannte Dichter und Schriftsteller mitgearbeitet, haben H. M. Adler und A. Davis herausgegeben. Das Gebetbuch der persischen Juden ist von B. Cohen, die Festgebete derselben von S. Hakham publiziert. Die alte Haggadah des Passahfestes ist von Leonhard J. Levy für das Verständnis der modernen amerikanischen Juden eingerichtet worden.

* *
*

Auch das Gebiet der Schulbücher-Literatur erfreut sich großer Regsamkeit. Allerdings sind es meistens Neuauflagen von Fibeln, Lese- und Lehrbüchern. Von den Fibeln erwähne ich die von J. Rosenthaler, S. Dingfelder und J. Bruchsaler; von den Lesebüchern das von S. Müller, das elsaß-lothringische Schullesebuch; von den Lehrbüchern das systematische Lehrbuch der jüdischen Religion von W. Feilchenfeld und das Lehrbuch der biblischen Geschichte von M. Levin, das sich allgemeiner Anerkennung erfreut. Für die Aufnahme der allgemeinen Gesellschaftskunde in den Lehrplan jüdischer Schulen plaidiert L. Neuhaus in warmer Weise. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Bestrebungen der Schriftsteller für die Jugend. So wird eine neue israelitische Jugendbücherei unter dem Titel: Saron von J. Herzberg angekündigt, deren erster Band, Moses Mendelssohn, bereits erschienen ist. Auch die Jugendschriftenkommission der Berliner Logen U. O. B. B. hat bereits zwei Schriften ediert: Eine Biographie des Majors Burg von Eugen Wolbe und eine Sammlung von Gedichten unter dem Titel Libanon, von Robert Hirschfeld. Von Wolbe ist auch eine sehr hübsche Jugendschrift über Berthold Auerbach erschienen.

* *
*

Zu der Belletristik übergehend, ist in diesem Berichtsjahr kein einziges Werk anzuführen, das auch nur annähernd die Bedeutung hätte, die im vorigen Jahr dem Roman von Georg Hermann: Jettchen Gebert nachgerühmt werden konnte. Eine Fortsetzung dieses Romans: Henriette Jacoby hat bereits zu erscheinen begonnen. Wenn man die schöne Literatur aufmerksam verfolgt, so zeigen sich hier drei Richtungen; die eine ist die, welche im alten Geleise der Ghettogeschichten einherzieht und den großen Meistern wie Kompert und Bernstein, Franzos und Sacher-Masoch getreulich nachfolgt; die andere Richtung steht in krassem Gegensatz zu ihr. Sie will ein neues Element in den Kreis der Belletristik ziehen: Die Idee der Renaissance, der Neubelebung des Judentums durch nationale und andere Bestrebungen. Sie steht natürlich ganz unter dem Bann der jungdeutschen Literatur. Die dritte Richtung aber ist die der Schriftsteller, die sei es aus innerem Antriebe, sei es aus weniger idealen Interessen die Zeit, in der so viel über Juden und Judentum gesprochen wird, als den richtigen Ausgangspunkt für „jüdische Romane" ansehen, und die nun je nach ihrer politischen Richtung entweder für oder gegen die Juden auftreten. Alle drei Richtungen sind in diesem Jahre vertreten. Mit besonderer Vorliebe wenden sich natürlich die Autoren der Zeit zu, in der die beiden größten Tragödien der Weltgeschichte gespielt haben und die auch gerade jetzt wieder das allgemeine Interesse wachruft. Die Romane von Myriam Harry: La conquête de Jerusalem, deutsch von Adolf Peuker, von Alphonse de Haye: Fiat Justitia und von Maurice de Waleffe: La Madelaine amoureuse spielen in dieser Zeit. Charakteristisch für die Art und Weise, wie diese Autoren arbeiten, ist ein Wort in der kurzen Vorrede zu dem letzten Roman: „Wenn die Geschichte versagt, beginnt die Kunst des Romandichters . . . Mit zwei Zeilen des Evangeliums und drei Zeilen des Talmuds habe ich Maria Magdala auszugestalten gesucht." Man kann sich wohl auch denken, was daraus geworden ist. Ein Beurteiler des Romans sagt sehr treffend von diesem,

daß nichts an ihm jüdisch sei als der Schauplatz der Vorgänge. Hinter dem Pseudonym Alphonse de Haye soll sich gar ein gelehrter Rabbiner verbergen. Jedenfalls hat sich der Autor bemüht, die sozialen und politischen Zustände möglichst getreu nach den Quellen zu schildern. Er kennt die Zeit, die er uns vorführt, und die Auffassung der leitenden geistigen Kreise. Die Pharisäer und ihre Häupter kommen, wie es in einem modernen Geschichtsroman sehr selten geschieht, zu ihrem historischem Recht, und man gewinnt einen Einblick in die Bestrebungen und Verhältnisse, welche das damalige Judentum erfüllt haben. In spätere Zeiten führt uns ein trefflicher Roman von Otto Hauser: Spinoza. Eine Parallele zwischen dem Werk Auerbachs und diesem Roman wäre sehr interessant. Man darf aber, wenn man eine solche anstellt, nicht vergessen, daß inzwischen 70 Jahre literarischer Entwickelung vorübergezogen sind.

Gehen wir zu modernen Verhältnissen über, so tritt uns als der bedeutendste Autor Israel Zangwill entgegen. Von ihm sind in diesem Jahre die Ghetto-Tragödien deutsch und die Ghetto-Comedies in englischer Ausgabe erschienen. Zangwill sagt selbst darüber: „Gleichzeitig mit der Veröffentlichung dieser „Ghetto-Komödien" ist eine neue Ausgabe der „Ghetto-Tragödien" mit ihrem ursprünglichen Titel wieder erschienen. Nach herkömmlichen Begriffen unterscheidet sich eine Komödie durch ihren glücklichen Ausgang von einer Tragödie. So könnten Dante's „Hölle und Fegfeuer" auch zu den Komödien gerechnet werden. Es ist dies eine grobe Auffassung des Unterschieds zwischen Tragödie und Komödie, den ich, besonders bei der letzten dieser sonst anspruchlosen Geschichten, außer Acht zu lassen gewagt habe."

In beiden Werken führt uns der Dichter in die Judenviertel Londons und New Yorks, auch Galiziens und Rußlands. Er schildert das dortige Leben treu und wahr, mit Ernst und Humor, immer aber mit einer Objektivität, die ihn um so mehr ziert, weil jeder weiß, daß sein Herz bei jenen Unglücklichen und Leidenden ist,

deren Schicksal er uns vorführt. Ein im letzten Jahr viel genannter Dichter ist Schalom Asch. Er hat durch sein Drama: Der Gott der Rache als erster das Interesse Westeuropas für die Jargon-Literatur erregt. In die Welt dieser Literatur führt uns auch das neue Buch: Bilder aus dem Ghetto. Es sind Erzählungen, Skizzen, Idyllen von guter Charakteristik und feiner Stimmung. Wir sehen mit großem Vergnügen die Menschen dieser fernen kleinen Städte und Bilder arbeitend oder feiernd, betend oder scherzend, in der Familie oder auf dem Markte, schüchtern oder dreist, redlich oder naiv verbrecherisch. Das Talent des Dichters zeigt sich in diesen Skizzen von einer liebenswürdigeren Seite als in seinem Drama.

Modernes jüdisches Leben in Westeuropa schildern die Romane von Henrik Pontoppidan: Hans im Glück, ferner Lothar Brieger-Wasservogel: René Richter, die Entwickelungsgeschichte eines modernen Juden, endlich Kurt Münzer: Der Weg nach Zion. Gewarnt sei vor den Romanen von E. Stilgebauer: Der Börsenkönig und Oscar Hoffmann: Der Goldtrust, da beide Autoren keine Ahnung von jüdischem Geist und Leben haben, dafür aber den Mut besitzen, dieses schildern zu wollen. Ich erwähne noch die vortreffliche Erzählung von Arthur Kahn: Damon und Phintias in der Judengasse, die Skizzen von W. Münz: Einsames Land, die uns hübsche Stimmungsbilder geben, und die auf genauer Kenntnis des jüdischen Lebens beruhende Geschichten: Eine unbekannte Welt von Judäus. Manches Neue hat auch die jüdische Universal-Bibliothek von J. B. Brandeis gebracht.

In England und Amerika hat das dortige jüdische Leben natürlich auch die Romanschriftsteller viel beschäftigt; indes liebt man es dort trotzdem noch immer Uebersetzungen deutscher und jüdisch-deutscher Ghettoliteratur zu veranstalten. Von Originalerzählungen kann ich nur die von Edward A. Steiner: The Mediator nennen; von den Uebersetzungen sei besonders erwähnt die vortreffliche Uebertragung der beiden Meisternovellen von Ulrich Frank: Simon Eichelkatz und Zwei Sabbath-

nachmittage. Die Ghettogeschichten von J. L. Perez hat Helena Frank ins Englische übersetzt.

Besonders stark ist in Amerika die Regsamkeit auf dramatischem Gebiete. Die zahlreichen dort entstehenden jiddischen Theater müssen für ihr Repertoire sorgen, und dem entsprechen wohl auch die Dramen von L. Kobrin: Der große Jude, von Isidor Kolotorowsky: Der Convertit, von Joseph Latteiner: Chosen und Kalle, von Z. Libin: Die Fremde u. a. Viel höher stehen schon zwei Dramen von S. Rabinowicz (Scholem Alechem). die beide gleichfalls auf demselben jüdischen Theater in New York aufgeführt wurden, wo das Publikum das oben erwähnte Drama von Scholem Asch mit Recht energisch abgelehnt hat. Demgegenüber ist die Ausbeute auf deutsch-dramatischem Gebiete nur kärglich. Zwei Dramen von Carl Hauptmann und B. Hahn und ein Oratorium von Hedwig Müffelmann behandeln die Moses-Geschichte. Aus dem modernen Leben hat M. Bollag in seinem Schwank: Benjamin Kahn geschöpft und mit einem Chanuka-Festspiel: Die drei Wünsche hat A. Ackermann eine originelle Idee mit Geschick verwertet. Ein rechtes Tendenzdrama, das den jüngsten Blutprozeß behandelt, hat Jacob Scherek in seinem Schauspiel: Wahn geliefert.

Merkwürdig ist es, wie gerade in dieser trüben Zeit die Sehnsucht nach erfrischendem Humor sich kundgibt. Zwei Sammlungen jüdischer Witze suchen diesem Sehnen entgegenzukommen; auch die Sammlung von Anekdoten aus dem Leben von Heine, Lassalle und Rothschild, die F. Salter angelegt, gehört in diesen Kreis.

Dagegen ist auf dem Gebiete der lyrischen Poesie nur sehr wenig zu verzeichnen. In den neuen Balladen von Börries Freiherrn von Münchhausen finden sich einzelne recht hübsche, die jüdische Stoffe zum Vorwurf haben. Die hebräischen Dichtungen von N. Bialyk, den man wohl als den größten modernen Poeten bezeichnen darf, sind in englischer Uebersetzung erschienen. Es ist in ihnen viel poetische Kraft und ein Reichtum an Gedanken und Phatansie. Es wäre schade, wenn ein

so glücklich organisiertes Talent nach einem so viel verheißenden Anfang schon so früh am Ziel angelangt, ein so helles Feuer so rasch verbrannt sein sollte. Bialyk ist vielleicht der größte hebräische Dichter seit Jehuda Halevi, dessen Divan in deutscher Uebertragung in neuer vermehrter Auflage erschienen ist. In die jüdische Poesie des Mittelalters führt übrigens ein hübscher Vortrag von F. Perles geschickt ein. Es bleiben noch die hebräischen Gedichte von V. Castiglioni, die jüdisch-deutschen von J. L. Glück und eine sehr gelungene Uebersetzung der Strophen von Omar Chajjam von J. Massel mit Anerkennung zu erwähnen.

* * *

Sehr gering ist diesmal die Ausbeute auf politischem und sozialem Gebiete. Vielleicht ist das auch gut so. Denn was wir bisher aus diesem Rayon erhalten haben, entsprach weder den Forderungen der Wissenschaft noch den Ansprüchen, die das Judentum auf objektive Auffassung und Beurteilung zu stellen wohl berechtigt ist. Am wenigsten können wir mit den soziologischen Untersuchungen uns einverstanden erklären, die nach dieser Richtung hin von verschiedenen angestellt wurden, so von A. K. Amitai, ferner in verschiedenen Essays von Kurt Alexander über die soziale Unruhe der modernen Juden und von Emil Cohn über das jüdische Problem. Auch D. Arthur beschäftigt sich mit diesem indem er die Frage aufwirft: Die Juden, sind sie das auserwählte Volk? und mit großer Gelehrsamkeit aus der ganzen heiligen Schrift den Nachweis erbringt, daß diese nur einem Israel nach dem Geiste die Stellung eines auserwählten Volkes zuerkenne und somit von einem Vorrang Israels als Nation „weder in den Propheten noch innerhalb der göttlichen Heilsökonomie des neuen Bundes die Rede sein könne." Vom katholischen Standpunkt aus sucht H. Rost das sogenannte Problem zu erfassen. Ganz anderer Meinung ist natürlich Ch. Muentz in seiner Schrift: Wir Juden; mit der Lösung der Judenfrage

beschäftigt sich eine sehr interessante Enquete, die Julius Moses angestellt hat. Einzelne von den Antworten sind lesens- und beherzigenswert. Die soziale Hilfsarbeit der modernen Juden erörtert N. Baneth. Mit den Problemen des Zionismus und Sozialismus befaßt sich eine ganze Reihe von Schriften, namentlich in Polen und Rußland, von Baskerville, Merländer, Benjaminsohn, Heymann, Kraus, Boryna, Horwitz u. a.

Wertvoller für die Wissenschaft sind die Untersuchungen, die im wesentlichen durch den Berliner Verein für Statistik der Juden angelegt worden sind, und die in der Tat eine nicht geringe soziale Bedeutung haben. Es sind in dieser Beziehung namentlich zwei Arbeiten zu erwähnen, die eine von dem berühmten Kriminalisten Franz von Liszt: Das Problem der Kriminalität der Juden, die andere von R. Wassermann: Beruf, Konfession und Verbrechen. Obwohl von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend, gelangen beide doch zu demselben Resultat, das für die Juden als solche sich im wesentlichen günstig erweist.

* * *

An neuen Jahrbüchern und Zeitschriften fehlt es auch in diesem Jahre nicht. Ich erwähne in bunter Reihe zunächst die deutschen: Das Jahrbuch der jüdisch-literarischen Gesellschaft mit vielen interessanten Beiträgen, das Jahrbuch des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes, das für Jeden, der sich mit jüdischen Angelegenheiten befaßt, unentbehrlich ist, den gut ausgestatteten und illustrierten jüdischen Familienkalender von Julius Moses, den Kalender der Österreichisch-Israelitischen Union, den Kalender der Zionistischen Vereinigung für Deutschland, Kadima, ein denselben Zwecken dienendes Jahrbuch in polnischer und eines von E. Morpurgo in italienischer Sprache, ferner das Jewish Literary Annual, die Publikationen der American Jewish Historical Society, das vortreffliche American Jewish Year-Book, endlich das Year-Book der Zentralkonferenz der amerikanischen Rab-

biner. Alle diese Jahrbücher haben auch interessante literarische Beiträge. Eine neue Zeitschrift für die Wissenschaft des Judentums unter dem Titel: Hakedem wird von J. Markon und A. Sokolowsky in Petersburg herausgegeben. Dort soll auch eine jüdische Enzyklopädie in russischer Sprache in 10 Bänden erscheinen. Eine neue Monatsschrift für Haggadah-Forschung gibt J. Kraus in Ungarn unter dem Titel: Dabar be-Itoh heraus. Von den Mitteilungen zur jüdischen Volkskunde, die der überaus fleißige Max Grunwald ediert, ist der 10. Jahrgang erschienen, der der wärmsten Empfehlung würdig ist. Zur Förderung des hebräischen Schrifttums hat sich die literarische Gesellschaft Sinai konstituiert, die bloß ernste Schriften aus der jüdischen Geschichte und Altertumsforschung, der älteren jüdischen Literaturgeschichte und Religionsphilosophie publiziert und außerdem ein wissenschaftliches Organ, die Quartalsschrift Ha-atid, herausgibt.

Damit ist unsere Uebersicht zu Ende. Der Rückblick auf die zurückgelegte Wegstrecke und auf das gesammelte Material wird je nach dem Standpunkt des Beurteilers, nach seiner wissenschaftlichen Richtung und nach seiner Denkweise verschiedenartige Empfindungen erwecken, aber jeder, auch selbst der strengste Kritiker, wird zugeben müssen, daß auf dem Boden unserer geistigen Arbeit Keime und Ansätze in Hülle und Fülle vorhanden sind. Es wird nur darauf ankommen, ob diese Keime den Boden und die Sonne finden, deren sie bedürfen, um am Tage der Garben zu reifen.

Die Religion ein Naturgesetz der Seele.

Von

David Leimdörfer.

Die Frage, was Religion ist, wird verschieden beantwortet. Dem einen ist sie ein Bekenntnis, dem andern ein Glauben, dem Dritten eine Verzückung in das Uebersinnliche, dem Vierten ein andächtiges Schwärmen, dem Fünften eine Sehnsucht der Liebe, dem Sechsten ein unabläſſiges Aufgehen in Zeremonien und Werkheiligkeit, dem Siebenten Tugend und Moral.

Alle diese Gesichtspunkte fließen aus individuellen Anschauungen des Intellekts, aus Erziehung in Elternhaus und Schule, aus Lebensgewohnheiten, Erfahrung, Neigung, Anlage, Wissen, Umgang und Verkehr, Handel und Wandel.

Sie sind alle etwas Religion — die Religion sind sie nicht! Sie sind Parzellen aus dem großen Gefilde des Hohen und Hehren, das den Menschen zu einem religiösen Wesen macht.

Die Religion muß für alle alles enthalten, muß zusammenfassen all die Eigenschaften, Gesinnungen und Tätigkeiten, welche das Vernunftwesen in die höhere Sphäre der Göttlichkeit hebt. Der Göttlichkeit, denn gerade im Mittelpunkte aller Religionswissenschaft steht

das Allerhöchste, das wir „Gott" nennen. Wir bestimmen daher:

Das Denken und Empfinden Gottes, und das diesem Denken und Empfinden gemäße Handeln ist die Religion.

Es ist hierbei irrelevant, ob diese Gottesvorstellung eine unbewußte ist wie beim Kinde, das im stillen Kämmerlein auf Geheiß der Mutter die Händchen zum Gebete faltet, oder wie beim Verbrecher, der seine Untaten im Dunkel der Nacht vollführt, weil er den lichten Tag fürchtet. Ob die einen dem Triebe folgen, Schreckgestalten, häßlichen, unmoralischen Mächten, oder aber das überwältigend Glanzvolle, Sonnengleiche wie Alt-Babel und Assur zur Gotteshöhe erheben, ob ferner andere vor der ästhetischen Vollendung eines genialen Kunstwerkes das Knie beugen, wie in Hellas zur Zeit des Perikles, oder aber ob man die Schranken der griechischen Naturphilosophen durchbrochen, den Geist oder die Zahl zum Maße aller Dinge macht, wie in den Schulen nach Pythagoras, oder endlich, ob das Bewußtsein der allerhöchsten Offenbarung von dem Einen und All-Einen wie im Judentum und seinen Tochterreligionen Platz greift in den Menschenseelen: Alle, alle haben Religion.

Auch die Heiden mit ihrer Fetischanbetung, wie die Bekenntnisse und Kulte, wo Schnitz- und Bildwerke Gegenstände der Anbetung bilden, erblicken in ihnen meist nur Symbole der allgemeinen Idee der Religion! Hieraus folgt, daß es ein Naturgesetz geben müsse für die Religion. Mit elementarer Gewalt ruft es aus allen Herzen und Geistern: Ich suche Gott, bewußt oder unbewußt empfinde ich ein Sehnen nach dem Himmel auf Erden.

Worin liegt dies Naturgesetz der Religion?

Nicht entstanden, nicht geboren, nicht ein- und abgelernt, nicht durch die Pforten der Sinne durch die Außenwelt in das Gemüt eingeströmt ist das Gottesbewußtsein. Es ist eingeboren und liegt im Geiste selber. Keine Urkunde hat dies klarer erwiesen als das Buch der

Bücher, woselbst die Genesis des Menschen die ersten Spuren der Religion erraten läßt in dem erhabenen Ausspruch: „Im Ebenbilde Gottes schuf Gott den Menschen“. Was will dies anders besagen, als daß jede Seele ein Abbild des Urbildes sei, den Stempel der Gottheit in sich trägt und all jene Beschaffenheit aufweist, deren das Vernunftwesen bedarf, um Gott ähnlich zu werden?

Das Naturgesetz der Religion fließt sonach aus der Natur des Geistes selbst. Die alte Psychologie von Plato bis Hegel, und die Einteilung in Seelenvermögen ist seit Kant und der Herbartschen Schule wesentlich verändert worden. Nicht von Vermögen, sondern von Zuständen der Seele ist allgemein die Rede. Denn die Seele ist individuell, d. h. wörtlich: unteilbar. Es gibt keine animalische, vegetative, intellektuelle und begehrende Sonder-Seele in uns, sondern eine einheitliche, und die Hebräer haben diesen Gedanken schon in biblischer Zeit durch das eine Wort gefaßt: Jechida = die Einzige. (Psalm 22 [21] betet David: Rette meine Seele vom Schwerte aus Feindesgewalt jechidathi meine Einzige.)

Das muß deshalb gesagt werden, damit bei der Bestimmung der Natur des Geistes nicht etwa der Fehler begangen werde, als ob es sich um willkürlich entdeckte Seelenakte handelte. Nein, alle Momente, die wir zu berühren haben, fließen innig zusammen, gehen unmittelbar aus einem und demselben Lebensprinzip hervor, obgleich sie uns mannigfaltige Phänomene offenbaren.

Fünf Erscheinungen drängen sich uns bei der Betrachtung der Natur des menschlichen Geistes unwillkürlich auf. Sie alle zusammen machen das Wesen der Seele aus. Jedem dieser Phänomene des geistigen „Ich“ entspricht und entsprießt ein Hauptpunkt der Religion, eine Grundnorm des religiösen Bewußtseins.

1. In der Natur des Geistes liegt zuerst die Forschung nach dem Zusammenhang des Sichtbaren, die Frage nach dem Grunde der Dinge. Sinnliche Wahrnehmung und denkende Anschauung wurzeln im Gesetz der Kausalität. Jede Wirkung hat ihre

Ursache; alles Sein, Werden und Geschehen in Welt und Leben ist die Folge vorhergegangener wirkender Ursachen oder Kräfte. Alle Naturwissenschaft und alle Geisteserkenntnis beginnt mit dem „Woher“ und „Warum“. Auch die Religion. Aber während jene nicht auf die wirkende Ursache, die sinnlich wahrnehmbar ist, zurückgreift, und die Kraft selbst meist stofflich faßt und behandelt, macht die Religion erst Halt bei der allerersten Causa efficiens — d. h. wirkende Ursache, der unmöglich sichtbaren Gottheit, weil, wenn sie sichtbar wäre, begrenzt von Raum und Zeit der vergänglichen Nichtigkeit alles Stofflichen anheimfiele.

Hier ist der Anfang aller Religion: Gott ist der Urgrund alles Seienden. Die schöpferische Urkraft des Universums, also auch mein Schöpfer und Bildner: „Gedenke Deines Schöpfers“. Dieses Wort Kohelets ist ein Imperativ des Geistes, ein Naturgesetz der Vernunft, eine Norm des logischen Denkens. Hier schließt der Verstand der Verständigen sich innig an das Bibelwort an, das nicht mit der Schöpfung, sondern mit dem „Anfang“ der Urheberschaft der Schöpfung, beginnt: „Zu Anfang schuf Gott Himmel und Erde“.

Selbst der Meister des Pantheismus und der Begründer der heutzutage so sehr um sich greifenden monistischen Weltanschauung Spinoza's, der wie Aristoteles die Ewigkeit der Materie annimmt, konnte nicht umhin, die natura naturans, d. i. die wirkende Gottheit zur Mutter der naturata d. i. Schöpfung, zu machen. Die Welt ist keine Maschine, sondern ein Organismus, stofflich und in der Kraft abhängig vom ersten Baumeister, Organisator, Ordner und Ueberwinder des Tohuwabohu, des finsteren Chaos, über welches sein Geist — Ruach elohim — geschwebt hatte

Der naturalistische Atheist, der Gott leugnet, hat die Konsequenzen des Naturgesetzes der Kausalität dort zu ziehen aufgehört, wo es galt, die Natur des Geistes geistig zu erforschen, und hat anstatt dessen die Konsequenz seiner Anschauung so weit verfolgt, daß er einen Geist, eine Seele überhaupt leugnet. Geistlos also belächelt er

als ein geistgewaltiger Uebermensch die Törichten, die an Gott glauben und ihn im Geiste anbeten, und hieße einer dieser auch Goethe, der einst sprach: „Gottes ist der Orient, Gottes auch der Occident, nord- und südliches Gelände ruhn im Frieden seiner Hände".

Noch hat kein Mensch auf Erden das Protoplasma oder die Urzelle, aus der sich alles Organische entwickelt haben soll, geschaut oder beim Schaffen belauscht, noch hat keine Naturphilosophie bei allen Versuchen, die Gesetze der Biologie zu erklären, es zu Wege gebracht, ein Menschengemüt zu erheben wie jener Sangmeister aus Israel mit seinem Psalter:

„Wenn ich Deinen Himmel sehe, das Werk Deiner Finger, Mond und Sterne, die Du bereitet hast, was ist der Mensch, daß Du seiner gedenkest! Herr unser Gott, wie mächtig ist Dein Ruhm auf der ganzen Erde." (Ps. 8.)

Noch hat kein Meister der Physik und Metaphysik einen Laut geantwortet auf die Frage in Hiob: (38) „Wer hat der Erde Grundstein gelegt, ihr Maß bestimmt und ihre Pfeiler? Wer hat das Meer hinter Türen abgesperrt und seinen Wogen zugerufen: bis hierher und nicht weiter! Wo ist der Weg, der zum Lichte führt, und die Finsternis, wo hat sie ihre Stätte? Hast Du die Speicher des Schnees und Hagels, des Ostwinds Stürme und die Bahn des Blitzes je erspäht? Hat der Regen einen Vater, und des Taues Tropfen, wer hat ihn gezeugt? Vermagst Du der Plejaden Fesseln zu knüpfen oder Orions Bande zu lösen? Kennst Du des Himmels Gesetze oder bestellst Du eine Herrschaft über die Erde?"

Es ist ein althebräischer Naturdichter, der hier seit Jahrtausenden ebenso schön wie wahr von dem Urgrund aller Dinge redet und uns offenbart: Erkenne Deinen Schöpfer! Das Naturgesetz des Geistes: „Empor zur Himmelshöhe!" entspricht dem Naturgesetz der Schwerkraft bei der Materie: „Nieder zur Tiefe"! Einfach ist das Naturgesetz, aber wie wenig das Einfache allgemein anerkannt und erstrebt wird, geht daraus hervor, daß der „Schöpfergedanke" und sein Eindringen in die Welt der fromme Wunsch, das pium

desiderium von Millionen Betern aus Israel an den heiligsten Tagen des Jahres ist:

„Es erkenne jedes Geschöpf, daß Du es geschaffen, es begreife jedes Gebilde, daß Du es gebildet hast!“

Es ist hier dem Beter klar, daß Erkennen und Begreifen — jeda, jabin — zur Erfüllung dieses natürlichsten der Gesetze des Geistes erforderlich sind.

2. Religion ist aber nicht nur Gottesvorstellung, Ahnen oder Denken Gottes als des Urhebers des Alls, sondern zugleich auch Suchen nach einer Kraft, die von Leid befreit. Ich fühle Leid und will mich davon befreien. Wie ich nach Brot gehe, das den Hunger stillt, nach Wasser, das den Durst löscht, so suche ich nach Mitteln, meinen Schmerz zu stillen, meine Not zu lindern, meine Sorge zu scheuchen. Das Leben setzt sich zusammen aus Kämpfen und Mühsalen, und der angeborene, kaum zu beseitigende Trieb der Selbsterhaltung erfordert einen Ausweg, eine Zuflucht, von der der Geist ahnt, daß sie stärker sei als das Notgefühl oder als das, was das Notgefühl erzeugt. Wer kann es leugnen, was schon so oft hervorgehoben wurde, daß der Mensch als das unbeholfenste Wesen seine Ohnmacht von der Wiege bis zum Grabe empfindet? Während das Tier meist entwickelt zur Welt kommt, bedarf der Mensch einer langen Zeit zu seiner Entwicklung. Nur kurze Zeit bedarf das Tier seiner Mutter, weil es die Werkzeuge zu seinem Schutze vor Unbilden und feindlichen Angriffen mit sich bringt. Das Menschenkind geht, wie es im Sphinxrätsel heißt, des Morgens auf vieren, des Mittags auf zwei, des Abends auf drei Füßen. Es bedarf in seiner Hilflosigkeit der Pfleger und Erzieher, helfender und schützender Mächte, auch wenn es mündig geworden. Was vermag die Bildung und Kultur gegen das „non possumus“ — d. h. „wir können nicht“, angesichts der Schwächen und Gebrechen des Leibes, der Krankheiten, des Mangels, der elementaren Einflüsse, wie da sind Stürme, schlagende Wetter, Feuer, Sonnenbrand, Dürre, Ueberflutungen, Fäulnis, Mißwachs! Und erst im Kampfe ums Dasein, was vermag der Mensch gegen das Schicksal, gegen die tausend und abertausend von

Gefahren, die ihm eigene Leidenschaften und Sünden bereiten, und gar erst die wildtobenden Leidenschaften anderer, sei's im Krieg, sei's im Frieden. Er fürchtet den Neid, die Mißgunst, die Scheelsucht, die Verleumdung, den Haß, den Groll, die Rache, gewaltige Mitstreber im Leben, und besitzt er auch die Fähigkeit, allen feindlichen Mächten, aus dem Wege zu gehen, es gibt keinen Menschen, der das Salz der Tränen nicht gekostet, so oft der Tod eindrang und ihm die Geliebten der Seele entriß. Mochte Epikur auch spotten über den, der den Tod fürchtet, und behaupten: „Ich und der Tod kommen nie zusammen, denn bin ich, so ist er nicht, und ist er, dann bin ich nicht da". — O, ich habe Tausende tausend Tode sterben gesehen, Tode, schlimmer als leibliches Nichtsein — Seelenqualen banger Todespein, lange vor den letzten Zuckungen.

Die tragischen Schauer, die wir empfinden, wenn der graue Schleier der Mutter Sorge unsre Hallen durchweht, vermochte selbst der geistgewaltige Faust sie zu bannen? Als der Welteroberer Alexander der Große nach einem Siegeszuge von seiner Mutter erbat, daß sie zur Feier des Tages seiner Triumphe ihm nur Genossen zu Tisch lade, die niemals eine Sorge drückte, da kam keiner, denn Sorglosigkeit und Menschendasein schließen einander aus. So ist es denn wahr: Furcht erzeugt Religion! — Wie wird sie gebannt? Durch Hoffnung, durch Zuversicht zu einer höheren Macht, die die Ohnmacht bewältigt. „Wer aber unter den Mächten ist Ewiger Dir gleich?"

Nicht Gott als Schöpfer, sondern als Allmacht zwingt die Ohnmacht nieder. Auf dieser Stufe menschlicher Erkenntnis ist die Religion zum „Glauben" geworden, d. h. zu einem höheren Wissen und zu einem Fürwahrhalten dessen, daß die Flucht zur Allmacht allein Hoffnungsmut verleiht und Trost im Unglück, und die kräftigste Schutzwehr beut in Seelenangst, Qual, Not und Tod.

In keiner Sprache kommt dies präziser zum Ausdruck, wie in der heiligen Sprache der Bibel, wo das Wort „Glaube" — Emuna — Vertrauen bedeutet (aus der Wurzel Emeth — Wahrheit) ein Wort, das allen Gläubigen,

ja selbst Ungläubigen aller Konfessionen geläufig wurde. Kein Gebet, kein Seelenerguß, keine religiöse Erhebung und keine Erkräftigung im Glauben ohne die zwei Silben „Amen!“ d. h. es ist glaubenswürdig, es werde wahr. Diese Glaubensoffenbarung als Vertrauen auf die Allmacht ist das zweite Naturgesetz der menschlichen Seele. Die Not lehrt beten und rufen: Eine feste Burg ist unser Gott!

3. Ein neues Phänomen. Der Geist des Menschen bestimmt sein Leben. Leben heißt Streben und Wirken. Beide fließen aus dem inneren Drange, sich zu betätigen. Es ist nicht nur eine denkende und empfindende Seele in uns, sondern auch eine wollende. Nicht gesondert aber von Vorstellen und Fühlen, nein, eins mit ihnen, tritt der Willen hervor, d. h. die innere Energie der individuellen Persönlichkeit, des Charakters. Willen ist nicht Trieb und Begierde, die, wenn man sie befriedigt, aufhören zu sein. Willen ist stetiges endloses Streben, das das ganze Leben beherrscht. Das sinnliche Begehren macht mich zum willenlosen Sklaven des Begehrten, der Wille macht mich frei, frei von den Ketten des Zwangs und der Fessel des Müssens. Nicht weil es die Schule gelehrt, nicht weil es Vater, Lehrer, Erziehung und Gewohnheit vorschreiben, sondern weil ich etwas als gut erkannt, will ich es. Aber der Wille soll absolut gut, soll sittlich sein, und wenn er es ist, ist der Mensch religiös. Religion ist die Bildnerin des sittlichen Willens, Mutter der Moral, Lehrerin der Sittlichkeit, der Ethik (Vgl. H. Cohen: Religion und Sittlichkeit 1907.)

Wodurch wird sie dies? Vor allem durch den Hinweis auf ein Ideal der Vollkommenheit, nach dem die Natur des Geistes als Persönlichkeit strebt. Wir brauchen führende Geister, leitende Muster, und Vorbilder und suchen solche in genialen Kraftgestalten, denen unser Wille nachschafft und nacheifert, weil ihr Vorleben als vollkommen gilt oder erscheint. Die angebeteten Idole der Heiden galten ihnen als fehlerlose Wegweiser, die schönheitsdurstigen Hellenen sahen in der vergötterten Aphrodite ein Vorbild irdischer Vollkommenheit, nicht anders ist es mit dem stoischen Weisen. Der indische Königssohn Buddha

hat mit der Weisheitslehre der Entsagung und der Sehnsucht nach der Nirvana = Seligkeit Millionen Geister hingerissen in der alten wie in der neuen Welt, und der Schopenhauer- und Nietzschekult wie das essäische Judenchristentum hat manchen ethischen Kerngedanken zur Vervollkommnung des Menschen mit Buddhas Lehre gemein.

Die Persönlichkeit Mohammeds ist den Völkern des Islam der Inbegriff aller Heiligkeit, wie die des christlichen Religionsstifters bei den meisten eine Gottheit, bei vielen der vollkommenste Menschensohn. Das Judentum hat die Gottheit und die Vollkommenheit losgelöst von allem, was das Gepräge der sterblichen Körperlichkeit trägt, vom Odem der Erde berührt ist.

Zum Ausgangspunkte der Ethik machte Moses Gott allein, weil außer ihm kein Wesen unfehlbar heilig sein kann: „Der Hort, dem ich vertraue, vollkommen ist sein Tun.“ (Deut. 32.)

Schon der erste Patriarch, der ihn als Gott aller Welt zuerst verkündet, vernimmt es: „Wandle vor mir und werde vollkommen!“ Irdische Vollkommenheit oder das Anstreben sittlicher Güte kann nur an dem Vorbild reinster Gottesheiligkeit sich bilden, so daß alle Gesetze einer trefflichen Lebensführung als von Gott gegeben gelten und von dem Gedanken getragen sind, sie seien wie die 10 Gebote am Sinai, von dem Allheiligen geoffenbart worden. Daher die innige Verbindung menschlicher Weihung mit der Gottesidee im biblischen Kapitel von der Sittenreinheit: (Leviticus 19) „Heilig sollt Ihr sein, denn ich bin heilig, der Herr Euer Gott!“ Daher schließt das Gebot der Ehrfurcht vor Vater und Mutter mit: „Ich bin der Ewige, Dein Gott,“ das Gebot, nicht zu stehlen, nicht zu lügen, nicht zu betrügen, nicht falsch zu schwören, nicht zu übervorteilen, nicht Ungerechtigkeit zu üben mit: „Ich bin Gott“.

Daher knüpft Moses an die Verbote des Verleumdens, Hassens, Grollens und der Rachsucht, wie an den sittlichen Grundsatz: „Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst“, das bedeutsame Wort: „Ich bin Gott“.

Die Moral hängt nicht in der Luft, ist nicht dem Belieben Einzelner, nicht der Willkür und der Laune und dem Zufall überlassen, sie ist Religion. Zu ihrer Übung bis zur Vollendung der Erziehung der ethischen Menschheit gehört das Bewußtsein eines ethisch-unfehlbaren Vorbildes, eines Ideals der Vollkommenheit; keine „ethische Gesellschaft“ ohne Gott. Hier wird dem irrenden Ohnmächtigen, dem Wechsel der Einsicht unterworfenen Menschenverstande klar, daß der Anfang aller Weisheit und Zucht Gottesfurcht ist, d. h. Sündenscheu, Tugend, virtus. Virtus aber entquillt der vis — d. i. Kraft, des männiglichen (vir) Ueberwindens des Bösen, d. i. vom Guten ablenkenden Strebens in stetem Gedenken des Allsehenden, der uns ins Innerste eine Offenbarung gelegt: „Ich bin Gott!“

4. Die Offenbarung, die das ewige ethische Prinzip stündlich lebendig macht, und die kein Menschengeist zu verleugnen vermag, ist das Gewissen, Kants kategorischer Imperativ, das Sittengesetz, das mit uns geboren wurde. Aus der Natur des Geistes quillt der unversiegbare Born der Religion wie in der Suche nach einem Ideal der Vollkommenheit, so auch in dem Gottesrufe: „Wolle das, was Du sollst“! Ich will, daß Dein Wollen eins sei mit Deinem Sollen in der Tat. Der spiritus rector Deiner Willensäußerungen im Leben Deines Wirkens und Tuns ist der eingeborene Richter, dessen Urteilssprüche sich keiner entzieht, keiner ungestraft entziehen kann, ist der lebendige Gott in der Menschenbrust, das Gewissen, oder das gewisse Wissen von Gut und Böse, Recht und Unrecht. Wohl gibt es eine Herrenmoral, die kühl bis an Herz hinan lächelnd sich anmaßt die Herrschaft über die Moral, sie zwingt das Gewissen nieder, sie trägt eine Schellenkappe; der laute Ton des kleinen Glockenspiels übertönt gar häufig die stille, schlichte, oft unmelodische Stimme des Gewissens, aber es einschläfern oder für die Dauer verstummen zu lassen, ist noch keinem Menschen gelungen.

Die Religion als Tat, als ein praktisches Ueben und

Vollbringen hoher, heiliger Pflichten in der Familie, im Vaterlande, im Berufe, in der Gemeinschaft mit Menschen — und diese Religion ist doch Zweck aller Theorien und Lehren, alles Forschens und Wissens — folgt dem Naturgesetz vom Gewissen: Lebe und wirke so, daß Du in freier Selbstbestimmung ohne Aussicht auf Lohn und ohne Furcht vor Strafe Dein Wollen mit dem Sollen, Dein Tun mit Deiner Pflicht in Uebereinstimmung setzest, oder: „Tue das Gute um des Guten willen!“

Zu dieser gewissenhaften Pflichterfüllung, die sich nach außen hin durch Frohsinn kenntlich macht, im Gegensatz zur Verdrossenheit des Gewissenlosen, gehört vor allem die weise Selbstzucht oder das Verhüten der Selbstsucht. Der Zügelung tierischer Triebe, der Bekämpfung menschenunwürdiger Neigungen, der Zähmung wilder Leidenschaften, die Menschen und Völker entmenschen und zu Bestien machen, muß die Religion der sittlichen Tat dienen. Alle religiösen Satzungen, alle Zeremonien sind nur gegeben worden, um die Menschen zu läutern „lizrof“, zu reinen lautern Charakteren zu erziehen“, also lehren die Weisen des Talmud. Pflicht und Gewissen müssen Dir Rosen der Schamröte auf das Antlitz zaubern einem Menschen oder einer Menschengruppe, die die Unschuld mit Füßen tritt, der keuschen Tugend den Fehdehandschuh hinwirft, dem schamlosen Laster, der Unsittlichkeit und Wollust, der Trunksucht und „Schande“ Tor und Tür öffnet. Pflicht und Gewissen müssen ihr „j'accuse“ hineindonnern in ein Forum, wo an Stelle des Rechtes Unrecht und Vorurteil das Szepter schwingen, wo Gottes Ebenbilder gedrückt und mißhandelt werden, weil sie etwas anderes denken und glauben und sprechen als ihre Dränger. Pflicht und Gewissen müssen bei allen Fortschritten der geistigen Kultur und der der Wissenschaften danach streben, daß auch das Gemütsleben nicht erstarre, daß die Eiskruste der Lieblosigkeit und der Bosheit schmelze vor dem Sonnenstrahl der Bildung, die mehr Gesittung sei der Herzen als Tünche und Schein der schalen Oberflächlichkeit. Pflicht und Gewissen müssen die Scheidewände niederreißen zwischen den Rängen und

Ständen, zwischen den Zungen und Nationen, zwischen Rassen und Klassen zwischen den Bekenntnissen und Richtungen, die einander mit tötlichem Hasse bis aufs Messer verfolgen, um an Stelle des Trennenden das sie gemeinschaftlich Verbindende die eine Kindschaft des einen Gottes auf ihre Fahnen zu schreiben.

Diese Religion der ethischen Tat gipfelt in dem prophetischen Messiasgedanken „lo jaréu welo jaschchitu" „nicht sollen sie Böses tun und nicht verderben".

5. Wie das Sittengesetz, Kants kategorischer Imperativ „Wollen und Sollen seien eins" uns eingeboren, also ist es auch mit dem ethisch-ästhetischen Werturteil unsres Wollens und Tuns. Es ist ein Naturgesetz der Seele, daß sie das rechte Tun begleitet mit einem Lustgefühl oder dem Werturteil, auf welches Herbart, der philosophische Pädagoge seine praktische Philosophie aufbaut: es gefällt, während dem Unrecht ein Unlustgefühl entspricht mit dem inneren Urteil: es mißfällt. Aus diesem inneren Naturgesetz quillt jenes für die Religion so bedeutsame Lustgefühl, das wir Seligkeit nennen. Der Lohn aller Tugend, aller Moral, aller Religiosität ist Glückseligkeit, d. h. ein Behagen, wohlig und wonnig, das weit entfernt ist von dem Gefühl der Befriedigung sinnlicher Triebe, irdischer Lust. Diese dauert Augenblicke, fängt an, hört auf, wechselt, wird oft, wenn ihr Höhepunkt überschritten ist, uns zuwider! — Die Lust wird Unlust. Nicht so die Glückseligkeit, es ist eine ewige, unendliche Lust, die hier anfängt, und im Paradiese, im „Eden" endet oder nicht endet, weil den meisten der Religiösen, die Glückseligkeit und die Ewigkeit identische Begriffe sind. Wohl gibt es nur wenig Auserwählte, die Tugend üben so selbstlos rein, daß sie auf Seligkeit und Unsterblichkeit als auf einen Lohn ihrer Tugend verzichten. Die meisten verzichten nicht, den meisten ist das Diesseits eine Aussaat der Religion, um zum Ziele einer Ernte der ewigen Seligkeit zu gelangen. Darin liegt ihr Trost, ihre Ruhe, ihr Frieden der Seele. Aber abgesehen von diesem edlen

Egoismus, des Strebens nach Unsterblichkeit und Glückseligkeit, liegt es in der Natur des Geistes, unsterblich zu bleiben, wie der Gottesgeist, der ihn uns eingehaucht. Hier ist die Seele die wahre Tochter der Gottheit, sie will nicht vergehen wie der Staub, der vom Staube genommen ward, sie will zurückkehren — wie der Prediger Salomonis lehrt — „zu Gott, der sie gegeben.“ — Selig sein heißt aber auch der Seele gemäß sein — das heißt schuldlos sein, wie im paradiesischen Zustande, rein werden wie Gott, daher führt die Läuterung von Sünde zur Seligkeit. Das Bewußtsein solchen Unschuldszustandes führt das Gleichgewicht der Seele, des Friedens und Heils uns zu, die Lust der Glückseligkeit.

Worin aber äußert sich diese Lust aller Lüste, wie erfahren wir ihre Süßigkeit schon hienieden? — In der Liebe, in der Liebessehnsucht. Höher als aller Sinnengenuß eines Sardanapal, eines Lukullus, eines Epikur, ist der Genuß den die menschliche Seele empfindet in ihrer Sehnsucht nach reiner Liebe, und in ihrer Uebung reiner Liebe, mag es Eltern-, Gatten-, Kinder-, Geschwister-, Freundes- und echter Menschenliebe sein. Diese Liebe, die „mächtiger ist als der Tod“, wird von dem Sänger des Hohenliedes mit Fug bezeichnet als Flamme Gottes Schalhebet Jah. Sie ist eine Ausstrahlung der Sonne der Gottheit, in der die Allliebe das vorwaltende Attribut ist und bleibt.

Aus Liebe hat uns Gott geschaffen, Gottes Vaterliebe eint alle Menschenkinder zu heiligem Bruderbunde, dieses Bundes Grundgebot in Schrift und Blut und Seele ist Liebe! Wir begreifen den deutschen Dichterfürsten, wenn er meint: „Wenn ich liebe, so gebe ich mir etwas, wenn ich hasse, so nehme ich mir etwas“. Zur Natur der Seele eines echten Menschen gehört die Liebe wie die Wärme zur Sonne. Das Seelenleben ist arm, bettelarm und freudlos ohne die Liebe. „Welche Seligkeit empfindet der Mensch, wenn's aus jeder Herzensfaser bebt: Ich liebe!“ Wenn diese Sehnsucht einen Wiederhall weckt in der Brust des Geliebten. Wenn nach Kränkung des Mitmenschen ein Tag der Erlösung folgt, das Herz

sich auftut, der Arm sich schlingt um den andern, Brust an Brust, Mund auf Mund ruht, Aug in Auge, Atem in Atem, heiß sich eint, was lang getrennt gewesen, wenn am Versöhnungstag frei von Schuld das Kind sich wirft an des Vaters Brust, wenn geläutert von Sünde und wie neu geboren wir von dannen gehen! Wie leicht ist es uns ums Herz, so selig sind wir wie ein Kind. Wir begreifen jetzt einen Jesaias, der in den Mittelpunkt der Buße nicht die Kasteiung, das Fasten, sondern die Liebe, stellt. „Löset die Bande des Frevels, gebt dem Unterdrückten die Freiheit, brechet Brot den Hungernden, den Nackten reichet Kleidung, dann bricht wie das Morgenrot auf Dein Licht, Dein Heil.“ Wir verstehen nach dem Aufhören von Altar und Opfer einen Jochanan ben Sakkai, der da lehrt: „Heute sühnen Liebe und Wohltun, was früher Priester und Altardienste geleistet haben“.

Gut sein heißt Gottes sein, fromm sein. Wie merkwürdig, daß Güte und Seligkeit in den Seelenheil-Andachten, in einem Atem genannt werden, als ob die Alliebe und die Menschenseligkeit ineinander flössen: ma rab tubcha ascher zafanta lejerecha — „wie groß ist Deine Güte, die Du aufbewahrt hast Deinen Verehrern!“ Wie köstlich ist Deine Huld, Gott, und die Kinder Adams werden sich im Schatten Deiner Fittige bergen! Sie werden sich erlaben an Deines Hauses Segensmahl und vom Strom Deiner Paradiese wirst Du sie tränken. — Sie, die Liebe, — Chessed — üben — Chassidim — werden frohlocken und aufjauchzen auf ihren Lagerstätten!“ (Ps. 31; 36; 149) Hier ist Ewigkeit — Seligkeit an Güte und Liebe geknüpft und damit dargetan, daß nicht der Glaube, sondern die Liebe ausschlaggebend ist beim Gedenken des Anrechtes auf die Seligkeit, was die alte Theologie des Talmud zu der universalistischen, alle Völker und Bekenntnisse einschließenden Chasside umot haolam jesch lahem chelek leolam haba — „die Chessed oder Liebe übenden aller Völker der Welt, haben ein Anteil an der zukünftigen Welt“. Liebe und Liebessehnsucht von Gott, der Alliebe, dem Adamskinde in die Seele gepflanzt, ist der Anfang des

Seligkeitsempfindens der religiösen Seele, ihre Fortentwicklung von der Schule bis zum Grabe ist die Wertung des Lebens und seiner Erfolge im Dienst der allumfassenden Liebe, und ihre Vollendung ist das Entzücktsein vom Heimatsgefühl, von der sicheren Rückkehr zur unendlichen Alliebe, die Gewißheit sieghafter Einkehr der geläuterten Seele in den Wonnegarten der Glückseligkeit.

Das Fazit ist: Die Natur des Geistes offenbart die Naturgesetze der Religion. Denkend schaue ich den Vater und Urheber des Alls, fühlend meine Ohnmacht, flüchte ich anbetend zum Allmächtigen, wollend strebe ich nach der Vollkommenheit des Urideals, handelnd folge ich Pflicht und Gewissen, und ersehnend die Lust der Ewigkeit suche ich Liebe und Seligkeit. Die Seele ist mir eine Lyra mit fünf Saiten, aus denen je ein Ton der Religiosität schallt, die aber alle zusammenfließend ein Psalmodium des reinen Menschenherzens ergeben, voll göttlicher Harmonie — die Religion.

Ein jüdisch-persischer Dichter des vierzehnten Jahrhunderts.*)

Von **Wilhelm Bacher.**

Ueber dem östlichen Tor des Tempelberges, so berichtet die Mischna, war Susa, die Residenz der persischen Könige abgebildet. Dieses Bild bewahrte die dankbare Erinnerung an die Herrscher des alten Perserreiches, deren ersten, den Befreier Koresch, der große Prophet des babylonischen Exils in begeisterter Rede den Gesalbten Gottes genannt hatte. Und als nach vielen Jahrhunderten ein neues persisches Reich erstand, um dieselbe Zeit, da in Babylonien sich das jüdische Geistesleben zu dauernder Blüthe entfaltete, begannen jene engeren Beziehungen zwischen Juden und Persern, von denen der babylonische Talmud in seinem Wortschatze und in vielen Einzelheiten seines Inhaltes Zeugnis ablegt. Es hatte den Anschein, als ob auch die persische Sprache bei den Juden des Ostens zur herrschenden werden sollte. Ein berühmtes Schulhaupt von Pumbadita durfte am Anfange des vierten Jahrhunderts den Ausspruch wagen: Was soll uns in Babylonien Aramäisch? Sprechen wir entweder Hebräisch oder Persisch! Aber das Aramäische

*) Vortrag gehalten in Berlin, am 10. Januar 1907, im Verein für jüdische Geschichte und Literatur.

war als Umgangssprache und auch als Schulsprache bereits zu tief gewurzelt, als daß es von der Sprache des herrschenden Volkes verdrängt werden konnte.

Das Sassanidenreich fiel, der Islam und mit ihm die Sprache des Koran breitete sich mit wunderbarer Schnelligkeit nach Osten und Westen aus; und bei den Juden Vorderasiens wurde das Aramäische durch das Arabische abgelöst. Aber im Geltungsbereiche der persischen Sprache, das sich seit dem zehnten Jahrhunderte weit über die Grenzen des alten Iran ausdehnte, gab es von altersher viele Juden mit persischer Muttersprache; und heute gibt es persisch redende Juden nicht nur im eigentlichen Persien, sondern auch in Bochara und in anderen jetzt unter russischer Herrschaft befindlichen Gebieten Mittelasiens.

Von einer literarischen Tätigkeit der persischen Juden war bis in die neueste Zeit fast gar nichts bekannt. Eine im 16. Jahrhundert in Konstantinopel gedruckte Pentateuchübersetzung war das einzige Denkmal jüdischen Schrifttums in persischer Sprache, das genannt werden konnte. Die letzten zehn Jahre brachten gleichzeitig mit den Offenbarungen der Genisa von Kairo die überraschende Kunde von einer an Alter, Umfang und Inhalt nicht unbeträchtlichen jüdisch-persischen Literatur, die sich handschriftlich unter den persischen Juden erhalten hat.

Das Verdienst, der jüdischen Literaturkunde diese ganz neue Provinz zugänglich gemacht zu haben, gebührt in erster Reihe dem gelehrten Bibliophilen Elkan N. Adler in London, der auf wiederholten Reisen in Persien und Mittelasien eine Menge von jüdisch-persischen Handschriften gesammelt hat und dieselben mit selbstloser Bereitwilligkeit dem Interesse des Forschers zur Verfügung stellt. Neben diesem eifrigen Sammler muß auch ein eifriger Herausgeber genannt werden, Simeon Chakham, ein gelehrtes Mitglied der jüdisch-bocharischen Kolonie in Jerusalem, der ebenfalls während des letzten Jahrzehntes verschiedene Erzeugnisse der jüdisch-persischen Literatur für seine Landsleute drucken ließ und der auch

durch eigene Werke zur Vermehrung dieser Literatur beiträgt.

Einer Adler'schen Handschrift und einem jerusalemischen Drucke verdanke ich die Kenntnis von den Dichtungen, für deren Urheber ich Ihre freundliche Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen will. Er war ein jüngerer Zeitgenosse des letzten großen jüdischen Dichters des Mittelalters, Immanuel aus Rom. Aber sein Name: Schahin aus Schiras, drang nie über die Grenzen des persischen Sprachgebietes an die jüdische Oeffentlichkeit; und auch die persische Literaturgeschichte weiß nichts von diesem jüdischen Poeten, denn seine Werke wurden außerhalb der jüdischen Gemeinschaft nicht gelesen.

Diese tragisch zu nennende doppelte Beschränkung seines Dichterruhms tut der Bedeutung Schahins innerhalb des Kreises, für den er seine Werke schuf, keinen Eintrag; denn hier, in der persischen Judenheit, knüpft sich an seinen Namen der Ruhm, der Erste gewesen zu sein, der in persischer Sprache Dichtungen jüdischen Inhalts verfaßte.

Schahin ist der erste jüdisch-persische Dichter, und er ist es nicht nur der Zeit, sondern auch der Bedeutung nach. Die außerordentliche Liebe zur Dichtkunst, die seit dem Aufblühen der neupersischen Nationalliteratur eine hervorstechende Eigentümlichkeit des persischen Volkes geworden war, hatte sich auch den unter diesem lebenden und seine Sprache redenden Juden mitgeteilt. Und Schahin war der erste persische Jude, bei dem sich auch dichterische Schaffenskraft in ungewöhnlichem Maße kundgab, und der die Kunst Firdusis zur Darstellung jüdischer Gegenstände und zur Verherrlichung des jüdischen Glaubens und der jüdischen Vorzeit verwendete.

Mit seinen auch vermöge ihres Umfanges beachtenswerten erzählenden Dichtungen wurde Schahin der erste jüdische Epiker und ist so auch vom Gesichtspunkte der allgemeinen jüdischen Literaturgeschichte eine merkwürdige Erscheinung. Man muß bis auf Naphtali Hartwig

Wessely hinabgehen, um wieder einem jüdischen Epiker zu begegnen. Dabei ist interessant, daß auch Schahins erstes Werk, gleich der hebräischen Dichtung Wesselys, eine Mosaïde war. Beide ließen sich von demselben Gefühle leiten, das einst den jüdischen Dichter Ezekielos von Alexandrien bewog, Moses zum Helden eines griechischen Dramas, der ersten jüdischen Dichtung dieser Art, zu machen.

Die erzählenden Dichtungen Schahins sind in Sprache und Redeschmuck, in Versmaß und poetischer Technik durchaus persisch; sie schließen sich eng an Firdusi und die sonstige epische Poesie der Perser an. Aber Schahins Dichtungen sind auch jüdisch, weil er in ihnen für jüdische Leser jüdische Stoffe mit jüdischer Gesinnung dargestellt hat. Zwei Aeußerlichkeiten stempeln außerdem diese Werke zu jüdisch-persischer Poesie und schließen sie von dem Ganzen der persischen Nationalliteratur aus: ihrer Sprache sind, wenn auch nur spärlich, hebräische Wörter beigemengt, und die Schrift, in der sie niedergeschrieben und verbreitet wurden, ist die hebräische. Als Schahin diese Werke schuf, fügte er dem vielsprachigen Reiche des jüdischen Schrifttumes ein neues Gebiet hinzu. Unserer Literaturforschung stellt dies spät entdeckte Gebiet neue Aufgaben; eine dieser Aufgaben habe ich zum Gegenstande der gegenwärtigen Vorlesung gewählt: eine kurze Darstellung von Schahin Schirasis Leben und Werken.

* * *

Der Name Schahin, der im Persischen Falke bedeutet, klingt wie ein fingierter Dichtername, wie sie in der persischen Literatur nicht selten sind. Aber es ist der wirkliche und allein bekannte Name unseres Dichters. Ein berühmter Feldherr der Sassaniden am Anfange des siebenten Jahrhunderts hieß Schahin, und auch jüdische Träger des Namens sind aus der gaonäischen Zeit bekannt. Man darf an den bei den Juden Deutschlands bis in unsere Zeit gebräuchlichen Personennamen Falk erinnern. Wie das die Art der persischen Dichter ist,

hat Schahin selbst seinen Namen innerhalb seiner Werke häufig genannt, besonders wenn er am Schlusse eines Abschnittes sich selbst apostrophiert. Manchmal spielt er auch auf die Bedeutung des Namens an. So sagt er in seiner letzten Dichtung, die er drei Jahrzehnte nach der ersten verfaßte:

Nach dreißig Jahren bist du aufgeflogen,
Dem Königsfalken gleich die Schwingen regend.

Und ebendaselbst:

Schahin, du bist ein stolzer Königsfalke,
Doch auch ein Papagei voll süßer Worte.

Der Papagei ist ein in der persischen Poesie sehr geläufiges Bild der dichterischen Redegabe.

Schahin hat auch dafür gesorgt, daß die Nachwelt über die Zeit der Entstehung seiner Werke orientiert sei. Sein Erstlingswerk vollendete er im Jahre 1639 der seleucidischen, 728 der muhammedanischen Aera, also im Jahre 1327 der christlichen Zeitrechnung. Er gibt stets beide Jahreszahlen, die bei seiner jüdischen und seiner nichtjüdischen Umgebung üblichen, an, wobei zu bemerken ist, daß er die seleucidische Aera als die Alexanders des Großen bezeichnet, wie das bei den Juden Persiens gebräuchlich war. Die Vollendung seines zweiten und des dazugehörigen kleineren dritten Werkes fällt in das Jahr 1332, die seiner letzten großen Dichtung in das Jahr 1358. Diese Angaben sind um so willkommener, als sonst über Schahins Leben keinerlei Daten überliefert sind. In seinem letzten Werke nennt er sich einen alten Mann; seine Geburt ist demnach in das letzte Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts zu setzen.

Nirgends spricht Schahin von seiner Heimat und seinem Wohnorte. Aber ohne Zweifel lebte er in Schiras, und er fand daselbst auch seine letzte Ruhestätte. Ein jüdisch-persischer Dichter des 17. Jahrhunderts, Babai ibn Lutf aus Kaschan, der die Leiden der Juden in den verschiedenen Provinzen und Städten Persiens

erzählt, beginnt den Abschnitt über Schiras mit einem Hinweis auf die daselbst begrabenen Dichter:

Ich küsse ehrfurchtsvoll das Grab des Hafis
Und tief ergriffen denke ich Scheich Saadis;
Wie Rosenduft erfüllt der teuern Meister,
Schahins, Imranis Name mir die Seele.

Der Epigone huldigt also, bevor er erzählt, was in Schiras geschehen, dem Andenken der Dichter, die dort wirkten und ruhen, und zwar zuerst der zwei, zu den unsterblichen Namen der Weltliteratur gehörenden Dichter von Schiras, Hafis und Saadi, und dann der Beiden, die seinem Herzen näher standen, weil sie seine Meister in jüdisch-persischer Dichtkunst waren: unseres Schahin und dem zweihundert Jahre nach ihm blühenden Imrani.

Im Gedächtnisse der Juden Persiens lebte unser Dichter als Maulana Schahin Schirasi, d. h. unser Meister Schahin aus Schiras. Der dem Namen vorgesetzte Titel war zu jener Zeit in Persien für sehr angesehene Gelehrte üblich. So wurde der Titel Maulana auch dem Namen des großen mystischen Dichters Dschaläleddin Rumi, der im Jahre 1272 starb, vorgesetzt. Auch die soziale Stellung Schahins wird durch diesen Titel gekennzeichnet. Das ist aber auch alles, was wir über seine Lebensumstände wissen. Weder verraten seine Schriften etwas darüber, noch ist durch Tradition irgend eine Angabe auf uns gekommen.

Auch über die Gemeinschaft, der er angehörte, die Juden von Schiras, fehlt jegliche Nachricht. Unser Wissen über sie wird jetzt allerdings durch Schahin und seine Werke bereichert, da diese ein helles Licht auf die Bildungsstufe und den literarischen Geschmack der Gemeinschaft werfen, aus deren Mitte Schahin hervorging und für die er seine Dichtungen verfaßte. Für mehrere Jahrhunderte findet sich die letzte Nachricht, die wir von der jüdischen Gemeinde in Schiras besitzen, bei Benjamin von Tudela. Dieser Reisende berichtet, daß in Schiras zehntausend Juden wohnten. Wir dürfen annehmen,

daß anderthalb Jahrhunderte nach Benjamin die Zahl eher zu- als abgenommen hat. Denn die Mongolenstürme, welche inzwischen Vorderasien durchtobten und entvölkerten, hatten die Provinz Fars, Persien im engsten Sinne, deren Hauptstadt Schiras war, am wenigsten berührt. Vielmehr hatte die Blüte von Schiras unter den Ilchanen, wie sich die mongolischen Herrscher seit Hulagu, dem Enkel Dschingischans, nannten, neuen Aufschwung erfahren. Nächst Bagdad war Schiras der bedeutendste Mittelpunkt geistiger Kultur und bekam den Namen Dar-el-ilm, „Haus der Wissenschaft". Die allgemeine geistige Regsamkeit, die sich in Schiras vor allem auf dem Gebiete des poetischen Schaffens bekundete, haben wir uns als den Hintergrund des Auftretens Schahins, des ersten jüdisch-persischen Dichters zu denken. Der letzte bedeutende Mongolenherrscher Persiens war Abu Saïd Bahadur (1316—1336), dem Schahin sein erstes Werk widmete, wenn man den Panegyrikus auf ihn, der im einleitenden Teil enthalten ist, als Widmung verstehen darf. Mit dieser Lobeshymne auf den Fürsten befolgte übrigens Schahin einen Brauch der epischen Dichter seit Firdusi. Er rühmt vor allem die Gerechtigkeit seines Herrschers und sagt von ihm, mit Hinweis auf die sprichwörtlich gewordene Gerechtigkeit des alten sassanidischen Königs Chosrau Nuschirwan:

Als der gerechte Nuschirwan regierte,
Ging furchtlos mit dem Wolf das Lamm zur Tränke;
Doch uns'res Fürsten Walten hat bewirkt es,
Daß nicht einmal zu zeigen sich der Wolf wagt.

Dieses hyperbolische Lob mit der messianischen Anspielung steht in seltsamem Widerspruch zu der Schilderung, die Schahin in seinem lange vor dem Tode Abu Saïds vollendeten ersten Werke von der Verderbtheit der Zeit und der herrschenden Ungerechtigkeit darbietet, die, wie er mit Benutzung eines bekannten alten Traditionssatzes sagt, als Vorzeichen der nahenden Erlösungszeit gelten dürfte. Offenbar hatte Schahin wohl Ursache, den Herrscher zu loben, aber auch seine trübe Zeit-

schilderung entbehrt nicht tatsächlicher Grundlagen, da der Herrscher nicht immer die Bedrückung der Untertanen durch die Tyrannei und Willkür der Beamten verhindern konnte.

Welche soziale Stellung die Juden Persiens unter der religiös vorurteilslosen und toleranten Mongolendynastie einnahmen, wird durch die Tatsache illustriert, daß Arghun, der Großvater Abu Saïds, einen jüdischen Arzt zu seinem Vesier machte. Dieser, unter dem ihm von Arghun als Auszeichnung verliehenen Namen Saad-el-daulat, d. h. Glück des Reiches, bekannt, führte mit starker Hand die Zügel der Regierung und brachte das Steuerwesen und die Finanzen des Reiches in Ordnung. Dabei halfen ihm vier Brüder und ein Neffe, denen er hohe Aemter übertragen hatte. Allerdings fand seine Macht nach dem Tode Arghuns (1296), etwa um die Zeit der Geburt Schahins, ein jähes Ende, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß damit auch Judenverfolgungen verbunden waren.

Eine andere Erscheinung ähnlicher Art war der vielseitig gelehrte Raschideddin, ein geborener Jude aus Hamadan, der als Staatsmann und gelehrter Schriftsteller sich auszeichnete, aber schon früh den Islam angenommen hatte, so daß er sogar seine jüdische Herkunft leugnete. Aber diese war allgemein bekannt, und als er im Jahre 1318, also in den Tagen Schahins, in Tebris durch Henkershand starb, wurde sein Kopf in der Stadt umhergetragen und es wurde ausgerufen: Dies ist der Kopf eines Juden, der das Wort Gottes mißbraucht hat!

Gestalten wie diese beiden Vesiere, von denen der eine bis zu seinem Ende Jude blieb, sind deshalb von besonderer Bedeutung, weil sie Zeugnis ablegen für das Milieu, aus dem sie hervorgegangen. Sie beweisen, daß die Juden Persiens in ihrer Bildung sich nicht von ihrer muhammedanischen Umgebung unterschieden. Mitglieder der jüdischen Gemeinschaft, wie Saad-el-daulat und seine Brüder besaßen die Bedingungen, die in einem Zeitalter von so verfeinerter Kultur zur Bekleidung hoher Würden erforderlich waren. Von Saad-el-daulat

wissen wir, daß er die Dichter sehr hochschätzte und daß die zu seinem Lobe verfaßten arabischen und persischen Kasiden, Ghaselen und Makamen zu einem ganzen Bande vereinigt wurden. So verstehen wir denn auch, daß die Liebe und die Fähigkeit zur Dichtkunst in persischer Sprache bei den Juden Persiens sich entwickelte und daß unter ihnen ein Dichter wie Schahin erstand, der den Beruf in sich fühlte, der persischen Poesie jüdischen Inhalt zu geben, um die literarischen Bedürfnisse und den literarischen Geschmack seiner Glaubensgenossen zu befriedigen. Wir dürfen auch daran erinnern, daß aus derselben Zeit, dem ersten Drittel des vierzehnten Jahrhunderts, ein Werk auf uns gekommen ist, welches zeigt, daß auch im Oxusgebiete, in einer vom inneren Persien ziemlich entfernten Provinz des Mongolenreiches, unter den Juden geistige Regsamkeit und persische Bildung herrschend geworden waren: ich meine das merkwürdige hebräisch-persische Wörterbuch des Salomo b. Samuel aus Urgendisch, im heutigen Russisch-Turkestan. Auch die erste bekannte jüdisch-persische Pentateuchübersetzung stammt aus dem Jahre 1319.

*　　*
*

Aus Schahins Dichtungen erkennen wir den Umfang seines Wissens und die Art seiner Bildung. Seine Poesie fußt auf der Epik Firdusi's und seiner Nachfolger. Neben Firdusi war sein Vorbild besonders der im Jahre 1203 gestorbene Nisami, der Schöpfer des romantischen Epos, der einen tiefgehenden Einfluß auf die persische Poesie ausübte. Nisami ist der einzige Autor, den Schahin mit Namen anführt. Er zitiert einige Verse von ihm mit den einführenden Worten:

Wie schön doch sagt der Meister ohne Gleichen,
Nisami, der an Höhe unerreichte.

Schiras war damals der Hauptsitz der persischen Poeten. Wir dürfen daran denken, daß Schahins Zeit gerade in die Mitte fällt zwischen der Zeit der beiden Schiraser Dichter Saadi und Hafis (Saadi starb 1291,

Hafis 1382). Und es war damals die fruchtbarste Periode der erzählenden Dichtung in Persien. So bildete sich Schahin durch den Einfluß von Ort und Zeit zum Dichter, und zwar zum epischen Dichter.

Jedoch, und daß muß vor allem betont werden, er widmete seine Kunst und sein Talent der Erbauung und Ergötzung seiner jüdischen Glaubensgenossen. Schon die Stoffe, die er zu seinen Dichtungen wählte und von denen bald die Rede sein wird, beweisen, daß er von vornherein ausschließlich an einen jüdischen Leserkreis sich wendet. Aber auch sonst ist leicht zu erkennen, daß er gar nicht daran dachte, auch von Nichtjuden gelesen zu werden. Die Sprache seiner Dichtungen unterscheidet sich wohl in nichts von der Sprache der übrigen Erzeugnisse der klassischen neupersischen Poesie; es ist reine Literatursprache ohne jede dialektische Färbung in grammatischer oder lexikalischer Hinsicht. Und dennoch enthält sie Einzelheiten, aus denen ihre Bestimmung für ein jüdisches Publikum hervorgeht, nämlich die sporadisch vorkommenden hebräischen Vokabeln, die er zuweilen auch zum Reime mit nichthebräischen Wörtern benutzt. Es sind meist solche hebräische Wörter, wie sie wohl auch sonst der Schiraser Jude in sein Persisch einflocht, meist Bezeichnungen religiöser Begriffe oder biblischer Gegenstände. Im Verhältnis zu späteren Erzeugnissen der jüdisch-persischen Poesie hält sich diese Sprachmengung Schahins in recht bescheidenen Grenzen. Aber auch durch die Schriftzeichen, die Schahin verwendete, waren seine Werke nichtjüdischen Lesern unzugänglich geworden. Denn gleich den arabisch schreibenden Juden bedienten sich auch die persisch schreibenden der hebräischen Schrift, und das tat auch Schahin, schon damit bekundend, daß er nur jüdische Leser im Auge hatte.

Von Schahins arabischem Wissen legt sein Wortschatz Zeugnis ab, der sehr stark mit arabischen Ausdrücken versetzt ist. Aber er muß sich auch eingehend mit arabischen Literaturerzeugnissen bekannt gemacht haben. Seine biblische Dichtung beweist, daß er den

Koran und seine Kommentare gelesen hat und daß ihm von Tabaris Geschichtswerk der die biblische Geschichte behandelnde Teil bekannt war.

Schahins jüdische Gelehrsamkeit, soweit sie aus seinen Werken ersichtlich ist, umfaßt vornehmlich das Gebiet der Agada. Als Quelle seiner Dichtungen sind außer dem babylonischen Talmud und den meisten der bekannteren Midraschwerke auch einige andere Schriften nachweisbar. Daß er Saadjas Pentateuchübersetzung benutzte, darf als selbstverständlich gelten.

Diese Vereinigung von drei verschiedenen Literaturgebieten im Wissen Schahins verleiht seinen Dichtungen ein ganz eigenartiges Gepräge. Und auch seine Individualität erhält dadurch eine merkwürdige Beleuchtung. Wir sehen einen Träger jüdischen Wissens und jüdischer religiöser Gesinnung, der unbefangen und unterschiedlos mit Stoffen, die der Bibel und der jüdischen Traditionsliteratur angehören, solche Elemente mengte, die dem religiösen Schrifttum des Islam und der persischen Nationalliteratur entnommen sind. Wie weit Schahins konfessionelle Unbefangenheit geht, möge folgendes Beispiel zeigen. In seiner Dichtung zur Genesis erzählt er auf Grund muhammedanischer Quellen die Beziehungen zwischen Abraham und seinem Sohne Ismael. In kurzem Resumé lautet die Erzählung folgendermaßen:

Der Brunnen, der auf Gottes Fügung hervorquoll, um den verschmachtenden Ismael zu laben, war der nachher berühmte Brunnen Samsam. Bei ihm wohnte Hagar lange Zeit allein mit ihrem Sohne Ismael, der Jäger wurde. Einst kam er auf der Jagd mit arabischen Emiren zusammen, die ihn bis zu seinem Brunnen begleiteten. Auf ihre Bitte erlaubte er ihnen, sich dort ebenfalls niederzulassen; doch mußten sie sein Eigentumsrecht am Brunnen Samsam in einer Urkunde anerkennen. Einmal besuchte Abraham seinen Sohn und sagte ihm, nicht ferne vom Brunnen sei ein Ort, der schon zur Zeit Noahs durch besondere Würde ausgezeichnet war. An diesem Orte wolle er ein steinernes Haus bauen, das im

Laufe der Zeiten zur Kibla, dem Richtungspunkte des Gebetes, werden solle. Dieses Haus werde von ihnen — Abraham und Ismael — als Denkmal verbleiben und ein hochangesehenes Ziel der Wallfahrten sein. Beide begaben sich nun hin, brachten Opfer dar und erbauten das Haus, das sie Kaaba nannten, und das nachher zur Wallfahrtsstätte wurde. Forthin kam Abraham jährlich zu der von ihm erbauten heiligen Stätte und verweilte daselbst in Andacht. In der Wallfahrt zu ihr wurde das Andenken Abrahams verewigt.

Diese höchst wahrscheinlich aus Tabari geschöpfte Legende führt die Gründung des Heiligtums von Mekka, sowie den Brauch zu ihm zu wallfahren, eines der großen Gebote des Islam, auf Abraham zurück. Schahin hat sie ohne weiteres den Erzählungen über die Patriarchen einverleibt. Ihn leitete jedenfalls der Gedanke, daß der strenge Monotheismus des Islam mit der Religion Abrahams vereinbar sei, und so widerstrebte es seinem jüdischen Bewußtsein nicht, von den Bekennern der Religion Muhammeds die Berichte über die Gründung der Kaaba zu übernehmen. Mit gleicher Unbefangenheit bereichert er die Legende vom Tode Moses' mit Vorstellungen vom Paradiese, die dem Anschauungskreise des Islam angehören. Die biblischen Personen benennt er mit Namen, die sie im Koran haben. So sagt er statt Kain und Abel stets Kabil und Habil; Korach ist Karun; Abraham heißt bei ihm stets Chalil (der Freund Gottes) oder Ibrahim usw.

Es war bereits erwähnt, daß Schahin die Entstehungszeit seiner Werke auch mit dem Jahre der Hedschra angibt. Einmal tut er das so, daß er Muhammed, nach dessen Flucht diese Aera rechnet, als den Hochgeschätzten, den angesehenen und verehrten Königsfalken bezeichnet.

Diese auffallende Weitherzigkeit Schahins dem Islam gegenüber läßt sich zum Teil aus seiner eifrigen Beschäftigung mit der muhammedanischen Literatur erklären. Hauptsächlich aber darf man sie dem Einflusse der unter der mongolischen Dynastie zur Geltung ge-

langten und bereits erwähnten konfessionellen Vorurteilslosigkeit zuschreiben, der auch der jüdische Dichter sich nicht entzogen hat. Keineswegs aber darf durch diese dem Islam erwiesene Achtung ein Zweifel an der streng jüdischen Gesinnung Schahins erweckt werden. Die Begeisterung für seinen eigenen Glauben hat Schahin namentlich in der schwärmerischen Verehrung zum Ausdrucke gebracht, die er Moses widmet. Diese Verehrung gelangt am Eingange jedes seiner Werke zum Worte. So wie die persischen Epiker, von Firdusi angefangen, jedes ihrer Werke mit einem Kapitel zum Lobe Gottes und einem andern Kapitel zum Lobe des Propheten beginnen, so läßt Schahin dem einleitenden Kapitel, das Gottes Einheit und Allmacht preist, eines zum Lobe Moses' folgen. Er befolgt damit die Regel seiner Kunst und polemisiert zugleich stillschweigend gegen die Religion seiner muhammedanischen Kunstgenossen. Epitheta, die diese ihrem Propheten beilegen, sagt er von Moses aus. So nennt er ihn einmal den „Fürsprecher des Auferstehungstages", an dem das große Weltgericht stattfindet. Deutlicher ist die Polemik gegen den Propheten des Islam, wenn Schahin von Moses aussagt:

Ein Gottgesandter, zwischen dem und Gott
Nicht Gabriel, noch sonst ein Wesen stand.

Das ist eine Anspielung darauf, daß Muhammed den Koran durch Gabriels Vermittelung offenbart erhielt.

Ein anderes Mal heißt es:

Aus Thora, Evangelium und Koran
Vernimm die Herrlichkeit des Sohnes Amrams.

D. h.: auch Christentum und Islam erkennen die Erhabenheit Moses' an.

Und da in Schahins Umgebung, durch die schiitischen Perser, neben Muhammed auch Ali, der vierte Chalife, außerordentliche Verehrung genoß, gestattet er sich, eines der ältesten und beliebtesten Epitheta Alis auf Moses zu übertragen. Er nennt ihn in vielfachen Variationen den

„Löwen Gottes“. Nicht Ali, das will Schahin damit bezeugen, sondern Moses verdient es, als Gottes Löwe bezeichnet zu werden.

* * *

Auch das Erstlingswerk Schahins hat Moses zum Helden. In dem poetischen Bericht, in dem er von der Entstehung des Werkes erzählt, läßt er sich von seinem Genius — er nennt ihn das Glück — so ansprechen:

Was sitzest du so träg und traumverloren?
Auf, an die Arbeit, daß den Schatz du hebest!

Der Schatz, den er heben soll, ist die dichterische Bearbeitung der von Moses und seinen Wundertaten erzählenden Teile des Pentateuchs. Schahin selbst bezeichnet sein Werk als Kommentar (Scharch), und seine Dichtung wird im Verein mit den sie ergänzenden späteren Werken über die Genesis noch heute von den persischen Juden nur als „Scharchi Schahin“, Kommentar Schahins bezeichnet. Ich will sie das Mosesbuch nennen. Es ist eine in die Formen des persischen Heldengedichtes gegossene Erzählung vom Leben des Gottesmannes, die mit Moses Geburt anfängt und mit seinem Tode schließt. Schahins Mosesbuch enthält in 193 Kapiteln nahezu 10 000 Zweizeiler in dem Metrum, das Nisami in einem seiner romantischen Epen angewendet hatte und das zum beliebtesten Metrum dieser Dichtungsgattung geworden war. Schahin selbst aber sagt ausdrücklich, um es inhaltlich von den übrigen Dichtungen dieser Art zu scheiden, es sei in ihm nicht vom Liebesspiel eines Liebespaares die Rede.

Im Gange der Erzählung folgt das Mosesbuch dem Bibeltexte, dessen nichterzählende Teile nur ausnahmsweise berücksichtigt werden. So zum Beispiel tritt an die Stelle der ersten dreißig Kapitel des Deuteronomiums eine längere paraenetische Rede, die Moses an das Volk hält. Den Erzählungsstoff erweitert Schahin aus der

Agada und aus den biblischen Legenden der Muhammedaner, sowie aus seiner eigenen, besonders durch das persische Nationalepos befruchteten Phantasie. Manche Partien sind sehr weitläufig ausgeführt, wie die Jugendgeschichte Moses' und die Legende von seinem Tode. Besonders sorgfältig und unter dem sichtlichen Einflusse Firdusi's sind die Kriegs- und Schlachtenbilder ausgearbeitet, zu denen die biblische Erzählung Anlaß bietet. Solche große Kriegsepisoden sind: der Kampf gegen Amalek, der Kriegszug gegen den König von Arad, die Kriege mit Sichon und mit Og, die Expedition gegen Midjian. In diesen Episoden läßt Schahin seine Erfindungsgabe mit großer Kühnheit walten. Die biblischen Personen sind bei ihm Kriegshelden, die mit wuchtigem Arme die Waffen handhaben und mit Ueberlegung die Schlachten lenken, die im Einzelkampfe den Gegner besiegen und Wunder der Tapferkeit üben. Sie kämpfen zu Rosse, während die gegnerischen Führer auf Elefanten kommen. Die Kämpfe der Helden werden mit Rede und Gegenrede, mit herausfordernden und schmähenden Worten eingeleitet. Als die Vorkämpfer Israels erscheinen Josua, Eleasar, Pinchas, besonders Eldad, aber auch andere von Schahin frei erfundene Helden. Als die von den Feinden angerufenen Gottheiten erscheinen, Lat und Manat, die Götter der heidnischen Araber, sowie Adhar (Asar), der persische Gott des Feuers; die heidnischen Tempel, die Israel zerstört, sind Feuertempel, gleich denen der alten Perser.

Dem vom Leben scheidenden Helden seiner Dichtung legt Schahin verschiedene Abschiedsreden in den Mund, außer den Paraphrasen des biblischen großen Liedes und des Segens an die Stämme. Und bei der Trauerfeier um Moses treten nacheinander mit Klagereden auf sein Sohn Eliefer, seine Neffen Eleasar und Ithamar, dann Pinchas, Josua und endlich die hochbetagte Mutter Jochebed. Diese läßt ihrer Klage um den Sohn eine vorwurfsvolle Apostrophe an den Berg Sinai folgen. Und auch der Berg Sinai läßt sich vernehmen und mahnt Jochebed, sich in's Unabänderliche zu fügen und sich

dessen bewußt zu werden, daß Moses nun zu einem höheren Dasein entrückt sei.

Wie Firdusi, knüpft Schahin an den Tod seiner Helden, Moses, Mirjam, Aharon, Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles Irdischen und die Wandelbarkeit des Schicksals.

In einem Epilog erörtert der Dichter die Frage, warum die Grabstätte Moses' unbekannt bleiben mußte. Sie wäre sonst, so führt er aus, zum Wallfahrtsorte geworden; Tag und Nacht hätten die Leute dort im Gebete ihre Wünsche ausgesprochen, und so mancher Tor wäre, wenn sein Wunsch unerfüllt geblieben, dem Unglauben verfallen. Auf die Frage, warum Moses nicht selbst sein Volk nach dem Lande der Verheißung führen durfte, gibt Schahin in diesem Epiloge auch folgende Antwort: Wäre Moses nach Kanaan gekommen und hätte sich dort sein Grab befunden, so wäre Israel für alle Zeiten im Lande geblieben. Das durfte aber nicht sein, denn es war göttliche Vorherbestimmung, daß Israel sein Land verlassen und weithin über die Erde zerstreut werden solle.

* *
*

Dem Mosesbuche ließ Schahin nach fünf Jahren ein Werk ganz anderer Art folgen. In der einzigen Handschrift, in der es vorhanden ist, fehlt der Anfang nebst der Ueberschrift, so daß der Name des Werkes unbekannt ist. Ich nenne es das Ardeschirbuch, denn es ist ein Epos, das den persischen König Ardeschir, auch Bahman genannt, zum Helden hat. Es knüpft an Firdusis Schahname an, verläßt aber bald die gewohnten Geleise des persischen Königsepos, um sich mit biblischem Stoffe zu bereichern. Schahin identifiziert nämlich Ardeschir mit dem Könige des Estherbuches, dabei einer alten, aus gaonäischer Zeit bezeugten Auffassung folgend. Dadurch erhält er das Recht, den ganzen Inhalt des Estherbuches, mit agadischen Erweiterungen, dem Ardeschirbuche einzufügen. Die Agada machte Waschti zu einer Enkelin Nebukadnezzars; bei Schahin ist sie dessen

Tochter, und er läßt der Esthergeschichte mehrere Kapitel vorausgehen, in denen die Werbung Ardeschirs um die babylonische Prinzessin und seine Vermählung mit ihr erzählt wird. Den Inhalt des Estherbuches fügt er mit großer Geschicklichkeit seinem Königsepos ein, und er weiß es z. B. als plausibel erscheinen zu lassen, wie Haman, den er aus Griechenland nach Susa kommen läßt, mit Hilfe des alten Vesiers, des aus dem Schahname gut bekannten Bischutan, die Gunst des Königs erlangt und dann jenen aus seinem Amte verdrängt.

Eine überraschende Wendung nimmt die Dichtung in ihrer zweiten Hälfte, nach dem Siege Mordechais und Esthers. Ardeschir hatte zwei Söhne, den Einen, Schero, von Waschti, den Andern, Koresch (d. i. Cyrus), von Esther. Beide umfaßt er mit gleicher Liebe und sie sind auch einander mit brüderlicher Liebe zugetan. Der Sohn Waschtis, Schero, den allem Anscheine nach Schahin frei erfunden hat, tritt im zweiten Teile des Werkes in den Vordergrund und zwar als Held eines Feenmärchens, zu dem sich nun das Ardeschirbuch gestaltet. Es wird nämlich die Liebe Scheros und einer Feenprinzessin erzählt, die ihn bei einer Jagd auf wunderbare Weise entführt hat. Am Schlusse kehrt Schero zu seinem Vater zurück, verunglückt aber auf der Jagd, indem er in einen von Röhricht umstandenen Sumpf fällt. Ardeschir selbst findet den Tod im Kampfe mit einem Drachen, den er tötet, aber dabei selbst umkommt. Eine lange elegische Betrachtung beschließt das Ardeschirbuch, in dem Schahin mit großer Erfindungsgabe drei so grundverschiedene Stoffe, wie sie das persische Königsepos, das biblische Estherbuch und die Märchenwelt der Feen ihm darboten, zu einem Ganzen vereinigte.

Der vorhandene Teil des Werkes enthält in 92 Kapiteln rund 6000 Zweizeiler. Es ist reich an Schilderungen von Jagden und Trinkgelagen, wie das persische Königsepos sie liebt. Seine biblischen Dichtungen hat Schahin von solchen Schilderungen freigehalten.

* * *

Zum Ardeschirbuche Schahins gehört als Anhang aber ein kleines Epos für sich bildend, eine nicht viel über 500 Distichen zählende Dichtung, die folgende Ueberschrift trägt: „Buch der Rolle Esras. Erbauung des Heiligtums; Bericht über die Herrschaft Koreschs des Sohnes Ardeschirs“. Man könnte es kurz das Koreschbuch nennen, da es mit dem Regierungsantritte Koreschs beginnt und mit seinem Tode schließt. Doch möge es, seiner Ueberschrift gemäß, das Esrabuch heißen. Vom Inhalt des biblischen Esra-Buches findet sich garnichts in ihm, die Rückkehr aus dem Exil und die Wiederherstellung des Heiligtums wird nur kurz erwähnt. Den hauptsächlichen Stoff der Erzählung bilden zwei Sagen, die bei den Juden Persiens im Volksmunde gelebt zu haben scheinen. Sie haben die Erlaubnis zur Rückkehr und die Thoraabschrift Esras zum Gegenstande. Dieser vermutliche Ursprung der beiden Sagen macht es erklärlich, daß in der ersteren nicht Serubabel die Erlaubnis zur Rückkehr erwirkt, sondern der einzige überlebende Prinz aus dem Hause Davids, Namens Mattitjahu. Schahin selbst hätte sich eine so eklatante Abweichung von dem in der Bibel zu Lesenden nicht zu Schulden kommen lassen.

Die zweite Sage lautet in gedrängter Uebersicht so: Israel war ins heilige Land zurückgekehrt; aber es war keine Thora vorhanden, da sie von Nebukadnezzar verbrannt worden war. Durch Gottes wunderbaren Beistand schrieb sie nun Esra aus dem Gedächtnisse nieder, ohne einen Buchstaben zu verfehlen. Dankbar nahm das Volk die Thoraabschrift als kostbares Geschenk aus den Händen Esras entgegen. Jedoch wünschte man, daß er, um die vollständige Genauigkeit seiner Niederschrift zu bestätigen, die Nachkommen Moses' aufsuche, bei denen sich der authentische Text der Thora befinde. Mit Hilfe des großen Gottesnamens flog Esra mit Windeseile zum „fließenden Sande“ (dem Sambathion), wo die Nachkommen Moses wohnten. Sie hießen ihn willkommen und stellten mit frohem Erstaunen fest, daß zwischen dem Exemplare Moses und dem Esras nicht der geringste Unterschied zu finden sei. Voll Bewunderung riefen sie

aus: „Bist du etwa ein Engel und aus göttlichem Lichtglanz gebildet?" Freudig kehrte Esra nach Palästina zurück, wo ihm das Volk in Ehrfurcht huldigte. — Daß Esra das göttliche Gesetz niederschrieb, nachdem es verbrannt worden, wird schon im sogenannten vierten Esrabuche (14, 19 f.) erzählt. Dieser auch bei den alten Kirchenvätern vorkommenden Anschauung entspricht in der jüdischen Tradition die Annahme, daß Esra den Pentateuch in anderer Schrift niederschrieb und die Behauptung, daß Esra dessen würdig gewesen wäre, Israel die Thora zu geben, wenn sie nicht schon durch Moses gegeben worden wäre.

Die versteckte Tendenz dieser Esra-Sage bei Schahin richtet sich höchst wahrscheinlich gegen die bekannte Anklage der Gelehrten des Islam, die Juden hätten die Thora gefälscht und die in ihren Händen befindliche stimme mit der von Moses gegebenen nicht überein.

Noch eine dritte, wohl ebenfalls dem Volksmunde entstammende Sage enthält das kleine Esrabuch, in der das Ende von zwei Hauptpersonen des Ardeschirbuches gemeldet wird. Als Israel aus dem Exile heimkehrte, blieben Mordechai und Esther in Susa zurück. Da hatte Mordechai einen Traum, in dem ihm bedeutet wurde, nach Hamadan zu gehen; denn dort, am Berge Alwend, solle er die ewige Ruhestätte finden. Einen gleichen Traum hatte auch Esther. Sie begaben sich zusammen nach Hamadan, wo sie niemand erkannte. Es war Abend und sie kehrten in einer Synagoge ein. Auf die Frage des Synagogenvorstehers — des „Parnes" — antwortete Mordechai, er sei ein Reisender, der für diese Nacht mit seiner Tochter in der Synagoge ein Obdach erbitte. Es wird ihnen gewährt. Als sie allein waren, sagte Mordechai weinend, es sei die Zeit gekommen, aus der Welt zu scheiden. Er spricht von der Vergänglichkeit des Erdenlebens und stirbt. Gleich „einer Wolke im Frühlingsmonate" weinte Esther und bald gab auch sie den Geist auf. Ueber ihrem Grabe wurde ein Bau errichtet, der zur beliebten Wallfahrtsstätte wurde. Es ist dies das Grabmal Mordechais und Esthers, das

schon Benjamin von Tudela erwähnt und das noch heute von den Juden Hamadans mit Stolz gezeigt wird.

*　　*
*

Ueber die Entstehung seines letzten Werkes, des Genesisbuches, mit dem er das Mosesbuch zu einer vollständigen poetischen Bearbeitung des Pentateuchs, zu einem Kommentare der Thora, wie er selbst es ausdrückt, ergänzte, berichtet Schahin Folgendes: Eines Abends saß er mit seinen Freunden im traulichen Gespräche beisammen. Da richtete einer der Genossen die Aufforderung an ihn, er möge nun auch das erste Buch der Thora bearbeiten, wie seinerzeit die vier anderen Bücher.

O laß auf's neu' erhab'nen Sang ertönen,
Erzählungen, die Herzen zu entzücken,
Erläuterungen gib auf's neu' zur Thora,
Laß wieder sich der Dichtung Strom ergießen.

Schahin folgte dieser Aufforderung um so lieber, als er — wie er im Epilog zum Werk gesteht — böswilligen Ausstreuungen seiner Neider ein Ziel setzen wollte. Man hatte nämlich Zweifel darüber ausgesprochen, daß er das Mosesbuch verfaßt habe. In Wirklichkeit habe er, so sagt Schahin, vergebens darauf gewartet, daß ein anderer das Werk vollenden und zum ersten Buche der Thora eine ähnliche Dichtung schaffen würde, wie er zu den übrigen. Nun leistete er selbst die Arbeit. Bei dieser Gelegenheit spricht Schahin auch davon, was der wahre Beweggrund dessen war, daß er den Pentateuch in persischen Versen bearbeitet habe.

Da die Gelehrten dieses Landes schwanden
Durch Druck und Tyrannei und feindlich Walten,
Hab' oft in meinem Herzen ich erwogen:
Geschwunden sind die Kundigen der Thora;
Bald, fürcht' ich, wird sie Niemand lesen können,
Und Niemandem wird sich ihr Sinn erschließen.
Aus diesem Grunde hab' ich meine Dichtung
Als Thorakommentar verfaßt auf Persisch,
Damit sie Kenner und Nichtkenner lesen,
Des Gottesmannes Hoheit ihm entnehmen.

Da dieser Beweggrund nicht in dem dreißig Jahre früher verfaßten Mosesbuche angegeben ist, dürfen wir vielleicht annehmen, daß die in den zitierten Zeilen erwähnten Uebelstände, der Verfall des jüdischen Wissens in Folge des Dranges der Zeiten, sich erst in den späteren Lebensjahren Schahins geltend machten und daß das Schwinden der Thorakundigen, von dem er spricht, vielleicht mit den Verfolgungen zusammenhängt, denen die Juden von Schiras während der Epoche politischer Wirren, die nach dem Tode Abu Saïds (1336) folgte, ausgesetzt waren.

Schahins Genesisbuch enthält in 289 Kapiteln fast neuntausend Zweizeiler im Metrum des Mosesbuches. Da das erste Buch der Thora nur Erzählungen enthält, kann sich der Dichter genau dem Texte anschließen, dessen Abschnitte er ohne irgend eine Weglassung poetisch bearbeitet. Jedoch schiebt er vor der zweiten, mit der besonderen Ueberschrift: „Erzählung von Joseph" versehenen Hälfte des Werkes in einigen Kapiteln die Erzählung von Hiob ein, da er diesen chronologisch hier einreiht und, mit der talmudischen Agada, Dina, die Tochter Jakobs zu seiner Frau macht. Uebrigens erzählt Schahin nur, was das Buch Hiob im Prolog und Epilog enthält; die Freunde und die Wechselreden erwähnt er gar nicht. Die Heilung Hiobs läßt er so geschehen, daß der Engel Gabriel seine Flügel an dem siechen Körper Hiobs reibt, wie denn der Engel Gabriel auch sonst in Schahins biblischer Dichtung häufig als der Vermittler göttlicher Botschaften und göttlicher Wunderwirkungen erscheint.

Den Erzählungsstoff der Genesis hat Schahin aus denselben Quellen erweitert, wie den der anderen pentateuchischen Bücher im Mosesbuche. Besonders reichlich standen ihm für dieses Werk die muhammedanischen Legenden zur Verfügung, denen zu Liebe er vielfach die Hauptquelle, der auch jene entstammten, außer Acht läßt. Mit großer poetischer Kraft stellt er bei der Schöpfung des Menschen den Fall des Satan dar, der aus Hochmut

sich nicht, gleich den anderen Engeln, vor dem Neugeschaffenen beugen wollte. Der Satan, den er mit dem Koran auch Iblis, ferner Asasel nennt, spielt auch sonst eine große Rolle bei Schahin, so namentlich in der weitausgesponnenen Nimrodlegende als Verführer Nimrods und — in der früheren Dichtung — als Verführer Pharaos.

Für die Josephgeschichte, den Inhalt der zweiten Hälfte des Genesisbuches, treten sowohl die jüdischen als die muhammedanischen Quellen vor einer poetischen Hauptquelle ersten Ranges in den Hintergrund zurück. Der größte epische Dichter der Perser, den Schahin als seinen Meister ehrte, hatte nach Vollendung des Schahname das romantische Epos: Jussuf und Suleicha verfaßt. In diesem ist die „schönste der Geschichten“, wie sie der Koran nennt, auf Grund der muhammedanischen, zumeist selbst auf der Agada beruhenden Legenden bearbeitet, mit dem im Titel des Werkes genannten Liebespaare im Mittelpunkte der Darstellung. Schahin huldigt der Größe Firdusis, indem er für diesen Teil seines Genesisbuches der eigenen Gestaltungsgabe entsagt und sich vollständig an Firdusis Dichtung hält; er nimmt Abschnitt für Abschnitt den Gang der Erzählung, selbst in kleineren Einzelheiten, aus dem Firdusischen Epos und erlaubt sich nur dort Aenderungen, Auslassungen und Einfügungen, wo der Inhalt des Bibeltextes dies erforderlich macht. In dieser Aufnahme der Firdusischen Dichtung in die eigene verfuhr aber Schahin ganz selbständig. Schon die Verschiedenheit des Metrums verhinderte ihn daran, sich auch nur einen einzigen Vers von Firdusi einfach anzueignen. Vielmehr ist der betreffende Teil des Schahinschen Genesisbuches durchaus Neudichtung mit Zugrundelegung des Firdusischen Plans. So, um nur ein einziges Beispiel anzuführen, erzählt auch Schahin, wie Firdusi, daß Joseph in Aegypten auf dem Sklavenmarkte öffentlich feilgeboten wurde, daß der Ausrufer die vielen Vorzüge Josephs rühmend aufzählte und daß ihn dann Joseph bittet, er möge nun auch seine Fehler aufzählen. Aber die Darstellung ist bei Schahin eine ganz verschiedene;

den sechs Zweizeilern Firdusis mit den Vorzügen Josephs stehen bei Schahin zwölf gegenüber, den fünf Zweizeilern mit den Mängeln Josephs bei Schahin elf.

Die Verehrung für den Helden des Mosesbuches bringt Schahin auch im Genesisbuche wo er kann zur Geltung. In den Worten „und seine Tage sollen hundertundzwanzig Jahre sein" (Gen. 6, 3) sah er mit dem Midrasch eine Anspielung auf das Lebensalter Moses' und daraus nimmt er Anlaß, die Worte Gottes als feierliche Vorhersagung der Erscheinung Moses' zu paraphrasieren und der dereinstigen Leuchte des Stammes Jakobs schon in der Urgeschichte ein besonderes Kapitel zu widmen. In der Erzählung von der Sündflut begleitet er die Angabe, daß Palästina von dieser nicht berührt worden sei, mit der Erklärung, dies sei durch Moses' Verdienst bewirkt worden. In der Vision Abrahams (Gen. 15) verkündet Gott dem Patriarchen das Auftreten und Wirken Moses'. Ebenso prophezeit ihn Joseph in seiner letzten Rede an die Brüder. Bei der Geburt Levis heißt es, daß in ihm jenes Licht erglänzte, das sich dereinst in seinem größten Nachkommen, in Moses, kundgeben sollte.

Am Tag der Schöpfung hat des Allerbarmers
Allmächt'ger Wille jenes Licht bereitet,
Von dem die Sphären ihren Glanz erhielten,
Den Glanz, der nie von ihnen sollte weichen.
Nach göttlichem Geheiß ward jenes Licht
Auf Adams Stirn, des ersten Menschen sichtbar;
Von Adam kam in der Geschlechter Folge
Auf göttlichen Befehl das Licht zu Amram,
Dann wurde endlich es in Moses sichtbar,
Dem Gottesleu'n durch Gottes Gnadenfülle.

In dieser mystischen Anschauung vom Lichte, das in Moses sichtbar wurde und in direkter Erbfolge vom erstgeschaffenen Menschen stammte, liegt zugleich eine stillschweigende Polemik gegen den Islam, von dessen Propheten gesagt wurde, daß sein Licht schon bei der Schöpfung des ersten Menschen erstrahlte.

Indem Schahin sein Erstlingswerk zu einem vollständigen poetischen Kommentar der Thora — um seinen eignen Ausdruck zu gebrauchen — abrundete, beendigte er seine dichterische Lebensaufgabe. In einem innigen Gebet drückt er seine Freude darüber aus:

O Gott, du hast auf's neu' mir Sieg verliehen,
Mir des Erbarmens Tor auf's neu' geöffnet.
Zum Vollmond wuchs der Neumond meines Glückes,
So daß mir Helligkeit die Nacht durchstrahlte.
Der Winter wurde mir zum Lenz verwandelt,
So daß mir frische Rosenfluren blühten.

Spricht sich in diesen Zeilen die Seligkeit darüber aus, daß ihm noch in den Jahren des Alters der Erfolg fruchtreichen Schaffens nicht versagt blieb, so klingt es wie Todesahnung, wenn er sagt:

Nicht ließ mich des Allmächtigen Gnade sterben,
Eh' meine Arbeit ich zu Ende führte.

Es scheint auch, daß er nicht lange nach der Vollendung des Genesisbuches aus dem Leben schied. In dem Epilog nämlich läßt ihn die neuerwachte Schaffenslust den Vorsatz aussprechen, bald wieder ein ähnliches Werk für die wahrhaften Kinder des Stammes Jakobs, also eine biblische Dichtung, wohl die Bearbeitung der nachmosaischen Geschichte, hervorzubringen. Aber diesen Vorsatz hat er nicht ausgeführt. Erst zweihundert Jahre später unternahm es ein anderer Dichter aus Schiras, der bereits erwähnte Imrani, die biblische Geschichte von Josua bis Salomo zum Gegenstande einer umfangreichen epischen Dichtung zu machen, mit der von ihm ausdrücklich geäußerten Absicht, die Arbeit Schahins fortzusetzen.

* *
*

Gleich seinen Vorbildern, den Meistern der persischen Poesie, scheute Schahin nicht davor zurück, seine eigene dichterische Leistung auf eine Weise zu rühmen, die unserem Geschmacke wie unerträgliches Selbstlob klingt.

Am Schlusse seines ersten Werkes sagt er:

Dir ward ein königlicher Schatz gewährt,
Wie seinesgleichen Niemand noch gesehen.
Du liehest Glanz der Welt mit deiner Dichtung
Und hast Verborgenes ans Licht gefördert.
Der Rede gabst du neuer Feinheit Reize,
Und weisen Inhalt pflanzest du ihr ein.

Jedoch dürfen wir nicht vergessen, daß Schahins Bewußtsein von dem Werthe seiner Poesie durch den Umstand gesteigert wurde, daß er tatsächlich der Welt, in der er lebte und wirkte, den Juden von Schiras und Persien, etwas durchaus Neues darbot. Schahin war der Erste, der der persischen Poesie jüdischen Inhalt gab, der Erste, der die biblische Geschichtserzählung in die Formen des persischen Epos kleidete.

Schahin betont einmal auch den jüdischen Charakter und den religiösen Inhalt seiner Dichtung. Eines der letzten Kapitel des Genesisbuches schließt er, anknüpfend an die Worte des Abschiedes, die Jakob an Joseph richtet, mit folgendem Gebet:

O Gott, verzeihe mir um ihretwillen,
Gib, daß des Glaubens Geist mein Herz erfülle.
An dem Verdienst der Ahnen fest mich haltend,
Erfleh' ich deine Huld in diesem Werke.
Dein Wort verbreite ich bei deinen Dienern;
Leichtfertigkeit ist meiner Dichtung ferne;
Der Geist der Heiligkeit durchdringt mein Werk
Nicht griechisch ist sein Schmuck, er ist jerusalemisch.

Dieser letztere Vers bedarf der Erläuterung. Nach einer Stelle des Ardeschirbuches hegte Schahin die Anschauung, daß die Kunst des Gesanges und der Musik aus Rûm, d. i. aus Griechenland, stamme, eine Anschauung, die sich auch bei Nisami findet. Wenn also Schahin hier sagt, daß der Schmuck seiner Dichtung nicht griechisch, sondern jerusalemisch sei, so will er damit sagen, daß er seine Poesie nicht als weltlichen Sang, sondern als jüdisch-religiöse Dichtung betrachtet wissen wolle.

Als poetischer Kommentar zum Pentateuch haben sich die beiden biblischen, Epen Schahins, das Genesisbuch und das Mosesbuch bei den Juden persischer Zunge bis auf den heutigen Tag erhalten. Einer Tradition zufolge verbreiteten sie sich im dritten Jahrhundert des fünften Jahrtausends, d. i. nach 1440 auch in den Städten des Ostens, wie Bochara, Taschkend, Samarkand und Balch. Aus den letzteren beiden Städten stammen die Handschriften, die der jüngst (1902—1905) in Jerusalem gedruckten Ausgabe der zu einem Ganzen verbundenen zwei Werke zu Grunde liegen. Wie der Herausgeber, der gelehrte Simeon Chakham, ein eifriger Kenner der jüdisch-persischen Literatur, berichtet, waren die Handschriften des Schahinschen Werkes in den letzten Jahrhunderten äußerst selten geworden. Und es ist bezeichnend, daß er selbst von den anderen zwei Dichtungen Schahins, dem Ardeschirbuche und dem Esrabuche gar keine Kenntnis besitzt. Den genannten Herausgeber leitete nicht das bloße Interesse an einem alten Literaturdenkmal, sondern er wollte den gleich ihren Ahnen sehr poesiefreundlichen persischen Juden, zunächst seinen eigenen Landsleuten, den teils in Jerusalem, teils in der Heimat wohnenden Juden von Bochara, die Dichtungen Schahins als erbauliche und erquickliche Lektüre für Sabbathe und Festtage darbieten, als welche sie, wie er berichtet, in früheren Jahrhunderten fleißig benutzt wurden.

Und so ist denn der alte Poet von Schiras in Jerusalem, der, wie er sagt, geistigen Heimat seiner Poesie, zu neuem Leben erstanden. Ein ueues Geschlecht wird sich an seinen Versen ergötzen, wird dem Fluge seiner Phantasie folgen, mit der er den biblischen Erzählungen Legenden mannigfacher Art und allerlei dichterischen Schmuck ein- und anfügte. Am Himmel der jüdischen Literaturgeschichte aber wird fortan der Name Schahin als neuendeckter Stern zu glänzen haben. Er wird genannt werden als der Schöpfer und fruchtbarer Bahnbrecher der jüdisch-persischen Poesie, der die Kunst Firdusis und Nisamis der Liebe zu seinem Glauben und zu seinem Stamme dienstbar machte, der aus hei-

mischen und fremden Elementen und aus den Eingebungen seines eigenen Dichtergeistes prachtvolle Gewebe schuf, in die er das alte Bibelwort hüllte. Schahin wird genannt werden unter den Wohltätern der jüdischen Diaspora, die aus der Fülle der sie umgebenden geistigen Kultur geschöpft und die engere Gemeinschaft, zu der sie gehörten, an ihr beteiligt haben, unter den Gottbegnadeten, denen es gegeben ward, müden Herzen und gedrückten Seelen die Labsal der Poesie zu reichen und in ihnen die Kräfte des Glaubens und Hoffens zu festigen. Vielleicht zum ersten Male seit sechshundert Jahren ward heute Schahins Name außerhalb des Kreises unserer persischen Brüder öffentlich genannt; zum ersten Male wird ihm seine Stelle in der Geschichte der jüdischen Kultur zugewiesen. Sein Wirken bedeutete Segen für einen Teil unserer jüdischen Gesamtheit; möge auch uns sein Andenken gesegnet sein!

Ueber den Buchschmuck der Hagada.*)

Von

Ernst Cohn.

Nach dem großen Interesse, das man stets der aus jüdischen Schriftquellen fließenden Wissenschaft zugewandt hatte, hat man jetzt, recht spät freilich angefangen, den Blick auf diese Schriftwerke selbst und auf ihre Ausstattung zu richten. Eigentlich ist die Verfeinerung des Geschmackes im Laufe der letzten Jahre ganz erstaunlich gewesen. Wie alle mechanische Arbeit hatte auch der Buchdruck schließlich eine Unmenge der rohesten und handwerksmäßigsten Produkte erzeugt, deren Billigkeit sie einen sehr üblen Einfluß auf den Kunstgeschmack ausüben ließ. Und heute ist es interessant, zu sehen, wie sich aus dem frühen, von den Traditionen der Buchmalerei abhängigen Kunstdruck, unsere Zeit wieder die Muster holt. Mit dieser Verfeinerung des Geschmackes erwachte aber auch das Interesse an der kunsthistorischen Erforschung alter Bilderhandschriften so gleichzeitig, daß es fast unmöglich ist, zu unterscheiden, was hier Wirkung

*) Herrn Privatdozenten Dr. Arthur Haseloff, der mich durch den Nachweis kunsthistorischer Literatur und Darleihung von Photographien in liebenswürdigster Weise bei dieser Arbeit förderte, und Herrn Dr. J. Elbogen, der mich ebenso freundlich in bibliographischen Fragen unterstützte, statte ich hierdurch meinen herzlichsten Dank ab.

und was Ursache war. Im Judentume setzte diese Forschung bei dem volkstümlichsten Buche, der Hagada ein, mit dem Werk von Müller und Schlosser: Die Hagadah von Sarajevo, Wien 1898. Von ihm wird man immer auszugehen haben, denn es enthält eine genaue Aufstellung des gesamten Materials an Hagaden, soweit es damals bekannt war, und registrierte bei jeder die einzelnen Bilder so gründlich, daß es mit das beste Nachschlagewerk ist, das sich für ein Spezialgebiet überhaupt wünschen läßt. Das Werk enthält ferner einen Aufsatz David Kaufmanns über die Geschichte der jüdischen Handschriftenillustration, mit dem ein Schritt in ein ganz neues Land getan wurde, ohne daß man sagen könnte, man sei seither besonders viel weiter gekommen. Wichtig ist es aber, diese Hagaden einmal vorzuführen im Rahmen eines allgemeinen Kunstüberblicks, weil dann das Verhältnis der jüdischen Kultur zur gleichzeitigen christlichen, wenn auch nicht aktenmäßig festgelegt, so doch besser empfunden werden kann.

Spanien, das Land an das man immer zuerst denkt, wenn von jüdischer Kultur die Rede ist, hat vielleicht nie eine eigene Kunst aus sich geboren, wenn man davon absieht, daß der Impressionismus sich dort zuerst klar ausgesprochen hat. Dem Streite italienischer und niederländischer Einflüsse um die Herrschaft in späterer Zeit entspricht im Mittelalter der Kampf zwischen maurischen und französischen Kunstanschauungen, der sich in der Miniaturmalerei natürlich nur in der Mischung dekorativer Formen äußert. Hier ist Frankreich, wie im ganzen Abendlande, tonangebend gewesen, und wie es selbst in die romanischen Bauten seiner südlichen Landesteile den maurischen Hufeisenbogen aufnahm, so schenkte es den spanischen Miniatoren seine Gewohnheit, den Hintergrund des Bildchens ornamental zu füllen, statt landschaftlich, die geschwungene gotische Linie der Figurenzeichnung und schließlich die äußeren Randverzierungen, die Drôlerien. Das maurische Element kommt nur als gelegentliches Akzedens in einem Hufeisenbogen oder einem Mohrenkopf dazu. Und trotzdem ist es interessant, für

den Völkerpsychologen ebenso wie für den Kunsthistoriker, daß auf diese Weise Übernommenes uns stets etwas Aeußerliches bleibt, daß hier das Französische in der Zeichnung vollständig aufgewogen wird von dem Maurisch-lebhaften in der Farbe; die Farbe aber ist das, was hier den Eindruck bestimmt. Die angenommene Zeichnungsart bleibt etwas Äußerliches, das heißt, es darf uns nicht überraschen, Elemente etwa aus verschiedenen Epochen der vorbildlichen Malweise in einem Werke verarbeitet zu finden. In der Hagada von Serajewo, deren Entstehung Goldschmidt[1]) im Gegensatz zu Müller und Schlosser nicht ans Ende des 13. sondern wohl mit größerem Recht ins vorgeschrittene 14. Jahrhundert setzt, entspricht die Gruppierung der Personen, die Verteilung im Raum bereits einer Zeit, die vom italienischen Trecento beeinflußt ist, während die einzelnen landschaftlichen Elemente starke Verwandschaft zeigen mit denen im Psalter Ludwigs des Heiligen, dessen Entstehungszeit Dr. Haseloff[2]) auf die Zeit zwischen 1252 und 1270 bestimmt hat. Es findet sich dieselbe Zeichnung des Mondes und vor allem die höchst eigenartige Andeutung der Sonne durch einen Kreis, von dessen Mittelpunkt kleine Kurven nach dem Rande zu sich verteilen; es wiederholt sich die Zeichnung der Bäume nach ihrem Umriß, den man dann durch regelmäßig sich kreuzende Parallelstriche teilt, um mit jedem Feld den Eindruck eines übermäßig großen Blattes zu machen, oder den man mit beliebigen ganz großen Blattformen anfüllt. Die Schöpfungstage sind an kleinen Kugeln aufgezeigt, wie in den Bibles moralisées, sogar die Formel für die Scheidung von Licht und Finsternis durch einfache Teilung des Feldes in eine schwarze und eine weiße Hälfte ist dort bereits gefunden. Daß diese Hagada in Spanien entstanden ist, scheint trotzdem die farbige Durchführung zweifellos zu machen, und von den sechs anderen Hagaden, die Müller und Schlosser als spanisch in Anspruch

[1]) Adolf Goldschmidt: Anzeige der Hagada von Serajewo, Repertorium für Kunstwissenschaft. 1900 Bd. XXIII S. 333.

[2]) Arthur Haseloff, Les psautiers de St. Louis, Paris.

nehmen, scheint diese Provenienz nur bei Additionel 27 210 des British Museum zweifelhaft.

Es ist interessant zu sehen, wie bei starker Abhängigkeit der Originaltypus stets etwas vergröbert wird. Bei den spanischen Hagaden sind die Köpfe menschlicher Figuren im Verhältnis zum Körper viel zu groß geraten, die Andeutung des Gewandsaumes ist durch einen einfachen weißen Strich vorgenommen und zwar gleichmäßig an jeder belichteten oder beschatteten Stelle, die Bewegungen, z. B. der Finger, sind durchaus unklar, da die Gelenke meist überhaupt nicht angedeutet sind. Und doch könnte die dem gotischen Stil eigene Biegung im Körper nur durch eine solche Klarlegung ihre Motivierung für den Beschauer finden. Add. 27 210 ist in seiner Zeichnungsart zu den spanischen Hagaden das genaue Widerspiel. Von der Feinlinigkeit der ganzen Darstellung abzusehen, die sich in Worte überhaupt nicht recht fassen läßt, sondern gesehen und empfunden werden muß, sind die Körper in ihren Proportionen und Bewegungen ausgezeichnet, und die Freude an der Klarstellung der Gelenke ist so groß, daß man in fast kokettierender Weise Arme und Beine entblößt und die Fingergelenkigkeit zur feinsten Geberdensprache ausnutzt. Die Reinheit der gotischen Architekturen legt gerade gegen Spanien sehr stark Zeugnis ab, und das komplizierte Spiel der Lichter und Schatten in den Gewandrändern ist so fein beobachtet und wiedergegeben, daß man hier eigentlich nur an das Frankreich des 13. Jahrhunderts selbst als das Entstehungsland denken möchte.[1]) Da die Handschrift dem spanischen Ritus folgt, so kann nur ein Landesteil in Betracht kommen, in dem spanische Juden heimisch waren, am ehesten die Provence als Durchgangsland zwischen Frankreich und Spanien. Es wäre auch eigenartig, wenn aus dieser alten Heimat jüdischer Kultur so gar keine derartigen Manuskripte auf uns sollten gekommen sein, denn eine andere französische Hagada

---

[1]) Für diese Annahme fand ich die Bestätigung bei Goldschmidt a. a. O.

stammt nach Professor Kaufmanns Ausführungen[1]) wohl aus Nordfrankreich. Von den fünf Handschriften deutschen Ursprungs, die Müller und Schlosser erwähnen, können wir die erste, ein Machsor, für unsere Betrachtung, die sich auf Hagaden beschränken soll, außer Acht lassen und dafür einschalten eine Hagada der Hamburger Stadtbibliothek, aus der Kohut Abbildungen gibt, die er freilich beliebig als Vignetten und Schlußstücke verwendet[2]) und eine Hagada des 18. Jahrhunderts im Besitze der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums in Berlin. Diese deutschen Handschriften sind zweifellos die originellsten von allen, ihre Zeichnungen sind frisch und geistvoll hingeworfen, die Bewegungen sehr momentan gefaßt. Die Erklärung für diese Wandlung ist vielleicht darin zu suchen, daß diese Handschriften entstanden sind zwischen der ersten Hälfte des 14. und der Mitte des 15. Jahrhunderts[3]), in einer Zeit also, in der die Buchmalerei ihre Herrschaft allmählich dem Druck abtrat, und sich fortsetzte im Kupferstich. Die Folge davon ist, daß es in diesen Bildchen überhaupt nicht mehr auf eine gemäldeartige Wirkung angelegt ist. Es sind geistvoll hingeworfene Textillustrationen, fast Impressionen, leichtgetuschte Federzeichnungen ohne jede Tiefenwirkung, deren Fehlen nicht einen unbeholfenen Künstler verrät,

---

1) Révue des études juives T. XXV. S. 65.

2) Kohut, Geschichte der deutschen Juden, Berlin 1899, Seite 89 bis Seite 162. Ich möchte infolgedessen kein Urteil über die Handschrift, die Kohut ins 18. Jahrhundert datiert, abgeben, doch scheint der Stil der Zeichnungen diese in weit frühere Zeit zu verweisen; auch die eigenartige Zeichnung des losgelösten Armes, der ein Ostersymbol hält (übrigens eine typische Form kirchlicher Reliquiare) findet sich in einer deutschen Hagada des 15. Jahrhunderts wieder (Müller und Schlosser a. a. O.) Es ist das ein ganz barocker, unkünstlicher Gedanke. Bei einer anderen Hagada des 17. Jahrhunderts, aus der Kohut eine Abbildung gibt, ist nicht der Ort angegeben, wo sie zu finden ist. Eine typische deutsche Hagada ist, leider ohne Abbildungen, sehr ausführlich beschrieben in Frankel's Monatsschrift, 46. Jahrgang 1902, Seite 560.

3) Müller und Schlosser a. a. O. setzt sie zwischen das Ende des 15. und die Mitte des 16. Jahrhunderts.

der sie nicht zu verwenden verstanden hätte, sondern den Mann einer hochstehenden Epoche, der sie vernachlässigen darf, weil er mit weniger Worten dasselbe sagen kann. Wenn früher Rankengeflechte den Text rahmten und in ihrem Geäst Tiere und Menschlein lustig herumkletternd durcheinanderspielten, die eigentlichen Illustrationen aber im Text standen, so ist jetzt das Geranke verschwunden und das Illustrationsbild ist so beweglich geworden, daß man es selbst zur Einrahmung verwenden kann. Es ist die phantastische Beweglichkeit der deutschen Spätgotik, die hier ihr Spiel treibt, mit übernommenen Formen völlig frei schaltet und durch neue Mittel neue überraschende Wirkungen herausbringt, dadurch z. B., daß helle Figuren aus dunklem Grunde ausgespart werden. Die Initialzeichnung setzt sich zu Früherem gerade in Gegensatz. Während man früher den Hintergrund der Initiale durch ein Bild füllte und die schmalen Buchstaben davorsetzte, verbreitert man jetzt den Zug der Buchstaben und stellt die Bildchen dort hinein, füllt dabei den Hintergrund mit nebensächlichen, feinen Linienzügen aus und läßt so das unbetont, worauf früher der Hauptakzent gelegen hatte. Es sind hier, namentlich in der Tierphantastik, die tollsten Einfälle niedergelegt, sodaß man diese spätgotischen Handschriften alles in allem genommen, wohl als die eigenartigsten der ganzen Gruppe wird bezeichnen können.

Eine besondere Stellung nimmt unter den deutschen Handschriften, allein schon durch ihr spätes Datum, die Hagada ein, die sich im Besitz der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums in Berlin befindet[1]) und von der mit ein paar Worten noch die Rede sein mag, da sie hier wohl zum ersten Mal eine Erwähnung findet. Sie ist geschrieben im Jahre 1730 in Preßburg von dem Schreiber Aron ben Benjamin S'ew, zu einer Zeit also, wo in der christlichen Welt längst niemand mehr daran dachte, sich ein Buch schreiben zu lassen. Im Judentum

[1]) Dem Bibliothekar der Lehranstalt, Herrn Dr. M. Barol, der mir die Handschrift zugänglich machte, spreche ich hierdurch meinen besten Dank aus.

war allerdings das Bücherschreiben noch ein Handwerk um der Thorarollen wegen, und trotzdem ist es bezeichnend für den konservativen Geist des Judentums, daß der Wunsch nach einem luxuriösen Gebetbuch sich gerade hierin äußert. Zuviel Farbiges ist nicht darin. Von den vier Initialen steht nur die erste, הא, golden vor einem mit sich kreuzenden blauen Linien und dazwischendurchgesetzten blauen Punkten ornamentierten Hintergrund, der stark an Gotisches erinnert, die drei anderen Initialen sind, als hätte dem Schreiber dann das Modische besser gefallen, in geschmackvolle, schwarz konturierte Barockkartouchen gesetzt. Die Textbilder sind Kopien nach den Stichen der Amsterdamer Kupferstichhagada von 1695, und ahmen auch im Ton die Farbe der Stiche nach; sie sind grau in grau gemalt; farbig, und zwar in sehr fein abgetönten leider recht stark verwischten Farben ist die Darstellung der 10 Plagen und der Zeremonien am Sedertisch. Auch sie sind nach den Amsterdamer Stichen gezeichnet, und es mutet fast tragisch an, wenn man sieht, wie hier die Mutter des Druckes, die Buchmalerei, sich zu ihrer Tochter in die Lehre gibt. Natürlich geht es dabei auch nicht ohne Mißverständnisse ab; das Meer, in das die Aegypter gestürzt sind, ist perspektiv völlig verzeichnet und fast in Obersicht gegeben, sodaß es wie ein Berg aus Wasser sich darstellt, ein eigenartiges modernes Analogon zu einer Entwickelungsreihe der byzantinischen Kunst. Dort wird aus dem Fluß, in dem Jesus bei der Taufe steht, durch schlechte Zeichnung der Uferlinien allmählich ein Wasserhügel, der an Christus allmählich bis zu den Hüften emporschwillt, eine Entwickelung, die dort in Generationen sich vollzieht, und die wir hier in einer Stunde sich abspielen sehen. Zu einzelnen Darstellungen, z. B. den Illustrationen der beiden Schlußlieder, habe ich Vorlagen nicht auffinden können, es scheint aber, als wären sie auch hier vorhanden gewesen. Es müssen recht gute Künstler ihre Urheber gewesen sein, denn gegenständlich sind diese Bilder die besten von allen. Das letzte Bildchen erinnert fast an die Wucht alter

Totentänze. Der Todesengel, ist ein Gerippe, das zerschmettert am Boden liegt, da Gott es niedergeschlagen hat, Gott, nicht als Auge gezeichnet oder als Hand, sondern als Strahlenbündel, das aus der entgegengesetzten Ecke des Bildes herunterfährt. Auch der Meister, der hier die Vorzeichnung geliefert hat, mag ein Niederländer gewesen sein, jedenfalls ist die Landschaft von einer ganz eigenartigen Weiträumigkeit.

Kehren wir von diesem Spätling zurück zu den klassischen Zeiten der Buchmalerei und gleich zu ihren klassischen Arbeiten, so finden wir diese, wie es nicht anders zu erwarten ist, in Italien. Müller und Schlosser kennt zwei Handschriften des Landes aus der 2. Hälfte des 14. und des 15. Jahrhunderts. Die erste von ihnen, die v. Schlosser einem bestimmten Kunstkreis Oberitaliens hat zuweisen können, ist in Ornamenten und Drolerien, in Architektur und Gewandanordnung nach stark gotisch, aber in jener späteren Stilphase, in der man von realistischen Wirkungen sprechen kann, wo mit Licht und Schatten gerechnet wird, Modellierungen versucht werden, und dem dünnen französischen Dornblattgewächs die breite Ranke entgegentritt, in der etwas liegt von der Vollgewichtigkeit der Renaissance. Die zweite dieser Handschriften, aus der die Hagada nur ein Teil ist, hat dagegen bereits einen vollendeten Früh-Renaissancecharakter; Schränke und Säulenhallen, wie sie hier vorkommen, wurden damals überall in Italien gebaut; das Streben nach Realismus in den Gestalten ist evident, Menschen und Landschaft stehen, wie überall dort, wo eine neue Kunst im Entstehen begriffen ist, fast gleichwertig nebeneinander.

Wir sehen also, daß von einem eigenen Stil in jüdischer Buchmalerei keinesfalls die Rede sein kann, daß aber vielleicht die deutschen Hagaden gewisse selbständige Züge aufweisen bei allgemeiner Abhängigkeit von der Dekoration gleichzeitiger christlicher Gebetbücher. Eine ähnliche Entwicklungsweise läßt sich auch für den Bilderkanon im Ganzen konstruieren. In den ältesten Hand-

schriften illustrieren vollständige Bilderreihen, die dem Hagadatext voraufgehen, bestimmte Teile der Bibel, vor allem die Geschichte des Moses und der Israeliten in Ägypten, bereits etwas auf ihre Bestimmung konzentriert aus den gleichmäßigen Illustrationsfolgen der Bibeln. Ritualdarstellungen werden einfach angeschlossen, und die Entwicklung geht nun dahin, sich von diesen Traditionen zu befreien und die Bilder anzuschließen an den Text der Hagada. Die italienischen Manuskripte werden in den Bilderfolgen unregelmäßiger, andre biblische Bilder mengen sich hinein, z. B. aus dem so beliebten Esther-buch, häufiger wird die Darstellung der Zeremonien des Passahfestes, bis schließlich bei den späteren deutschen Darstellungen alles mögliche sich dazwischen schiebt, Liebespärchen und Tierkreiszeichen, und die Gebräuche den biblischen Erzählungen in den Hagadazeichnungen räumlich so genau die Wage halten, daß man ersteren den Seitenrand, letzteren den unteren Rand anweist. Das Verhältnis all dieser Handschriften zu einander zu illustrieren, dazu könnte wohl am besten die Skizze der Ikonographie eines bestimmten Bildthemas dienen.

Es gibt in der Hagada eine Schilderung, die zur bildlichen Darstellung geradezu herausfordert, insofern sie vier scharf differenzierte Menschentypen vorführt, nämlich die vier fragenden Kinder: das weise, das böse, das einfältige und das noch nicht zu fragen versteht. Daß es sich hier um Kinder handelt, hat man eigentlich nie berücksichtigt, das weise wird immer als Greis, das frevelhafte als Krieger dargestellt. Von den spanischen Hagaden hat nur eine einzige diese Bilderserie und auch nur fragmentarisch; den Weisen und den Frevler stellt sie dar, den letzteren, was für Spanien charakteristisch ist, als Mohren in orientalischer Tracht. In den italienischen Handschriften treten die beiden andern Figuren dazu; der Einfältige erhebt erstaunt die Hände, das vierte Kind, das noch nicht zu fragen versteht, deutet mit den Fingern. Die Darstellung findet sich genau ebenso wieder in einer Hagada des 16. Jahrhunderts,

die Moise Schwab[1]) publiziert hat; auch diese Handschrift scheint mir, soweit sich das nach den Abbildungen beurteilen läßt, italienisch zu sein; es spricht dafür z. B. die eigenartige basilikale Anlage kirchenartiger Gebäude (Fig. 14, 16, 21), die Haltung der Eva in Fig. 19, die genau nach der Mediceischen Venus kopiert ist und anderes. Die deutschen Hagaden spielen die Typen nun ins Burleske herüber, der Weise zählt seine Gründe an den Fingern ab, der Frevler steht mit gegrätschten Beinen da und ist höchstens ein Bramarbas, aber kein Krieger; das vierte Kind wird ein tanzender Narr, und so sind die Typen in die gedruckten Hagaden übergegangen. Sie finden sich genau so wieder in einem wahrscheinlich italienischen Druck des 17. Jahrhunderts[2]), während eigenartigerweise die niederländischen Drucke die ernstere Auffassung haben, von wo sie unsre geschriebene Hagada von 1730 übernommen hat. Jener Druck ist deshalb besonders interessant, weil er wahrscheinlich ein Nachdruck der bekannten Hagada von Mantua von 1560[3]) ist. Die Darstellungen derselben, soweit sie mir bekannt sind, finden sich hier sämtlich wieder; die große Darstellung des Kindermordes ebenso wie die kleinen Einzelfiguren, der Mann mit der Mazza oder dem Bitterkraut, auch die bekannte Figur Rabbi Akibas, deren Typologin sich gleichfalls bis in die ältesten spanischen Handschriften hinein verfolgen läßt. Es hat sich an diese Figur fast eine kleine Streitfrage angeknüpft, insofern v. Schlosser meint, es wäre diese Figur abzuleiten von Michelangelos Moses, was Zlozisti bestreitet. Letzterer hat zweifellos recht, da sich die Vorlage zu dieser Figur nachweisen läßt, es ist Michelangelos Jeremias von

---

[1]) Révue des études juives Bd. 45, Jahrgang 1902, S. 112 mit Abbildungen, die angegebenen Figurenzahlen beziehen sich hierauf.

[2]) En 3069 der Kgl. Bibliothek zu Berlin; das Titelblatt fehlt, wie das ganze Buch sehr stark beschädigt ist. Herr Dr. Elbogen war so freundlich, es mir als wahrscheinlich italienisch zu bestimmen. Der Druckort ist vielleicht Venedig.

[3]) Publiziert von Dr. Zlozisti, „Ost und West", Aprilheft 1904.

der sixtinischen Decke[1]), der auf den Holzstock kopiert wurde, und infolgedessen im Druck im Gegensinn erschienen ist. Wollte man nach der Provenienz der andern Darstellungen suchen, so hätte man wahrscheinlich zuerst unter den Spielkarten nachzusehen. Es sind genau dieselben rechteckigen Bildfelder mit je einer Figur, ohne Hintergrundzeichnung, die hier erscheinen, und es fällt sofort auf, daß der Greis sein Bitterkraut vor sich hin hält, wie Grün-Ober sein Zeichen. Eine derartige Beeinflussung erscheint bei einem Hausbuch, wie die Hagada es ist, ganz erklärlich, und es wäre vielleicht schon bei den späteren in Deutschland geschriebenen Hagaden an derartiges zu denken.

Nachdem wir so gesehen haben, wie groß der christliche Einfluß auf die jüdischen Handschriften war, ist es an der Zeit, zu erörtern, inwieweit etwa Nichtjuden die Zeichner dieser Bilder sein könnten. Unzweifelhaft ist es, wie auch die Autoren der „Hagada von Serajewo" annehmen, daß einmal in ganz früher Zeit eine recht bedeutende jüdische Kunstübung bestanden hat. Behauptete doch erst vor kurzem einer der bedeutendsten Orientforscher, v. Strzygowski[2]), daß die Miniaturen einer interessanten Pentateuchhandschrift, etwa des 7. Jahrhunderts v. Chr. des sog. Ashburnham-Pentateuch sich nur erklären ließen durch Vorlagen, die vielleicht von alexandrinischen Judenchristen hätten gezeichnet sein können. Ebenso unzweifelhaft aber ist es, daß diese Kultur sich im Mittelalter nicht gehalten hat, und daß die Kunst erst wieder ganz allmählich ihren Einzug ins Judentum hat halten müssen. Im allgemeinen ist man den Autoren der „Hagada von Serajewo" ohne weiteres darin gefolgt[3]), es müßten diese Handschriften von Juden nicht nur geschrieben, sondern auch illustriert worden sein, da der Text zu eng mit den Bildern ver-

[1]) Die Bestätigung dieser Annahme fand ich gleichfalls bei Goldschmidt a. a. O.

[2]) Josef v. Strzygowski: Orient oder Rom? Leipzig 1901.

[3]) Eine Ausnahme macht Schwab, a. a. O. S. 132.

knüpft sei. Nun aber werden gerade in frühen Hagaden Unstimmigkeiten zwischen Text und Illustration konstatiert. So findet sich in dem Codex Or. 2884 des British Museum ein Bild mit der Darstellung des Gottesdienstes in der Synagoge und der Beischrift: „Der Hausherr und seine Leute, die die Hagada sagen“. Dazu kommen einige Darstellungen, die ganz unjüdisch sind, z. B. Gott, der auf einem Bänkchen sitzend, von seinem Schöpfungswerke ausruht in der Hagada von Serajewo, Gott im brennenden Dornbusch, sonst durch einen Strahl oder Fittig angedeutet, mit dem Typus Christi in der ersten italienischen Handschrift. Und, was besonders wichtig ist, es ist einmal eine ganze Hagada im 13. Jahrhundert geschrieben und erst im 15. Jahrhundert illustriert worden, sie war also von Anfang an vom Schreiber für einen andern Illustrator bestimmt gewesen. Erst in den späten deutschen Hagaden ist die Verbindung zwischen Text und Bild ganz unlöslich geworden.

Wir haben oben einen doppelten Entwicklungsgang verfolgen können. In der äußeren Bildanordnung zunächst das immer stärkere Sichzusammenschließen von Bild und Text; hatte doch die älteste italienische Hagada eine Bilderfolge, die ganz unjüdisch von vorn nach hinten angeordnet war; die völlige Verschmelzung geschieht erst in Deutschland. Der zweite Weg war der zur stilistischen Freiheit, auch sie hat ihren höchsten Ausdruck in Deutschland gefunden. Es wäre interessant, wenn die deutsche Buchmalerei, deren letzte Ausläufer in den Gebetbuchzeichnungen Dürers und Schäuffelins zu suchen sind, einen Zweig ins Ghetto hätte hineinwachsen lassen. Es hat fast den Anschein, als ob diese beiden Entwicklungsreihen abhängig sind von einer dritten Entwicklung, der in der Geschichte Israels, als ob in dem Maße, in dem Israel dem Ghetto näher rückte, es sich von christlicher Beihilfe emanzipierte, es gezwungen war, sich von ihr zu emanzipieren, und seine künstlerische Freiheit gewann in dem Augenblicke, in dem es seine bürgerliche verloren hatte.

August von Hennings,
der Freund Moses Mendelssohns.

Neue Beiträge aus Hennings' Nachlaß.

Von **Max Grunwald.**

Ueber diesem Nachlaß waltete bisher ein eigener Stern. Einer der Erben, Prof. W. Wattenbach, hatte den „Hennings-schrank" lange vor seinem Tode als ein Adyton, ein Sanctuarium der Hamburger Stadtbibliothek „zur Aufbewahrung" übergeben. Reiches und wertvolles Material ließ sich darin nach den Proben vermuten, die der Herausgeber der „Gesammelten Schriften" Mos. Mendelssohns 1844, Kayserling in seinem „Mendelssohn" 1882 und dem Nachtrag 1883 sowie Wattenbach selbst in der Lebensbeschreibung Hennings' in der Allg. deutschen Biographie geboten hatten. Doch seit der Uebersiedelung nach Hamburg schien der Schatz für unabsehbare Zeit in Dornröschenschlummer gebannt. Prof. Wattenbach wehrte mit Rücksicht auf Familienbeziehungen in Hennings' Briefwechsel jedem Eindringling.

Da veröffentlichte 1887 in seiner Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland Ludwig Geiger einige Briefe, die Mendelssohn und Hennings gewechselt hatten. Das Signal war gegeben. Wo einer Zugang gefunden, konnte man sich den anderen nicht auf die Dauer sperren. David Kaufmann, ges. And., der für seine Gomperz-forschungen von dem geheimnisvollen Schranke reiche

Ausbeute erhoffte, der auch schon verewigte Dr. Otto Rüdiger in Hamburg u. a. ermutigten und drängten mich zu immer neuem Vorstoß. Prof. Eyssenhardt, der frühere Direktor der Hamburger Stadtbibliothek, der übrigens, wenn auch, ohne die Herkunft zu lüften, selbst Stücke aus den Handschriften veröffentlicht hatte, stand mit dem gezückten Schwert der Wattenbachschen Klausel streng und unerbittlich vor den Paradiesespforten des „Hennings-schrankes".

Endlich, nach unabläßsigem Bemühen, nachdem Wattenbach, Kaufmann, Rüdiger, Eyssenhardt das Zeitliche gesegnet und ich Hamburg verlassen hatte, überraschte mich Prof. Eyssenhardts Nachfolger, Herr Direktor Müntzel, dem ich an dieser Stelle den wohlverdienten Dank zolle, mit der Freudenbotschaft: „Der Bann ist gebrochen!"

Von dem Inhalte des Schrankes sei hier einiges mitgeteilt.

* *
*

Sechsundzwanzig Jahre alt kam Hennings als dänischer Legationssekretär nach Berlin. Mit einem Briefe seines Schwagers Reimarus führte er sich bei Moses Mendelssohn ein, mit dem ihn von nun an eine herzliche Freundschaft verbunden hielt.

Hennings war durchaus kein Judenfreund aus Grundsatz und im allgemeinen. Dies geht, wie aus anderen Bemerkungen (vgl. Geiger a. a. O. 123), auch aus folgender, „Panamythia" überschriebenen Fabel hervor. (Bd. 25, Stück 12):

Einer meiner Bekannten ward von einem Juden angeklagt. Der Jude nannte ihn einen Betrüger, der falsche Briefe gemacht habe, und der mit Schanden aus dem Lande gejagt werden müßte. Der Jude kam zu mir und war stolz auf dem (!) Zutritt, den er bey den Großen genossen hatte. Ich wies ihm (!) zum Recht. — Auch wer einen Schurken einen Schurken nennt, mit dem er einen Proceß hat, ist ein Verläumder. Wer Große überläuft, wenn er einen Proceß hat, will das Recht bestechen. Mein Bekannter war ein ehrlicher Mann, er wollte blos den Rechtsgang. Der Jude hielt ihn auf. Der König befahl, er sollte ihn nicht aufhalten und Recht ward.

Der Jude verlor den Proceß. Der Richter erklärte, der sey kein Betrüger, der habe keine falsche Briefe gemacht, welche unzuverlässige Nachrichten von seinen Correspondenten erhalten. Dem Juden ward auferlegt, seine nachtheilige Beschuldigungen zu widerrufen. — Der Jude sagte: ein Schelm der es thut. — Er konnte es sagen!

Mein Bekannter gewann, aber der Jude sollte bezahlen. Er appelierte und fuhr fort, von falschen Briefen zu reden. Er fuhr fort, die Großen zu überlaufen, und — fand Gehör. Das Recht richtete meinen Bekannten, die Großen richteten auch, aber beyde waren nicht eins. Das Gott erbarm, wenn mein Bekannter ein armer Mann gewesen wäre!

Der Jude kam wieder zu mir und redete von einem falschen Briefe. Und wie, fragte ich, haben Sie denn den Proceß verliehren können? Es steht im Urtheil, daß der Brief falsch ist, antwortete er. Wie haben denn die Richter gegen Sie richten können? Sie sollen es sehen. Der Jude glaubte, ich würde nicht sehen, aber ich sah. Seine Antworten waren nicht gerade auf meine Fragen, es stand ein NB. bey einer Stelle des Urtheils, wo blos das Wort: Falscher Brief stand. Mehr sollte ich nicht sehen. Aber ich las weiter; ich las, daß der Brief nicht falsch war, und daß der Jude widerrufen sollte; ich las, was wohl dem Juden nicht in der Physionomie stehen muß, denn sonst hätten es die Großen gelesen. Ich durfte ihm nicht weiter ins Gesicht sehen, ich wußte alles, warf das Urtheil auf den Tisch und kehrte dem Juden den Rücken.

In demselben Bande sagt Hennings unter dem 22. November 1819 in einer Besprechung von Dräsekes, des bekannten Bremer Predigers, „Vier evangelischen Vorträgen":

„Dräseke ist wohl der Erste, der das Judenthum in der Bildungsstufe über das Heidenthum setzte. Er muß das Alte Testament lange nicht gelesen haben.

☞Wo die Eine das Bildungsgeschäft niederlegt, übernimmt es die Andere zu höheren Uebungen". Die Griechen und Römer hätten also das Bildungsgeschäft niedergelegt, und das Judenthum hätte es zu höheren Uebungen übernommen. Warum kamen denn die Juden in die Babylonische Gefangenschaft und nachmals in die Syrische, Egyptische, Römische, und warum wurden sie nicht die Ton Angeber der Welt? Mit dem Christenthum entwickelte sich freilich eine neue Bildung in einem Theile der Menschheit. Aber mit der höhern siehet es noch traurig aus . . ."

Hennings ist jedoch zu sehr Kind des Zeitalters der Aufklärung mit seinem milden Geiste der Duldsamkeit, als daß er augenfälligem Unrecht, an Juden verübt, oder ihren Vorzügen sich verschließen könnte.

Ueber die Hamburger Zollordnung spottet er:

Bd. 25, S. 97. Keine neue zünftige Sache, kein Brod, kein Fleisch und dergleichen, darf nach Hamburg hineingebracht werden. Es ist sonderbar anzusehen, wie bisweilen ein armer Jude oder ein Arbeitskerl, der einen Packen unter dem Arme trägt, im Thore angefallen wird, um zu zeigen, was er in seinem Packen hat.

In den „Nachrichten eines Engländers über Holstein, Hamburg, Altona" c. 1785 heißt es Bd. 17, S. 53:

Bei Gelegenheit der Erkundigungen, die ich wegen des Leinwands-Handels einzog, glaube ich die Ursachen gefunden zu haben, warum der Handel mit Ostindischen Waaren in Hamburg so unzuverlässig ist. Dieser Handel ist bisher ganz in den Händen der Juden, die mit einzelnen Stücken herumlaufen oder sie bey sich aushökern, und mit denen kein ordentlicher Kaufmann Preis halten kann. Ich will hiemit den ungegründeten, wie wohl oft gemachten Vorwurf nicht wiederhohlen, daß Juden Christen unterhandeln (das heißt, wohlfeiler, als diese verkaufen) können; dieses, was Vielen Tadel scheinet, ist in meinen Augen immer Rhum gewesen. Auch hier liegt die Schuld bey dem christlichen Kaufmanne. Dieser glaubt am sichersten zu gehen, wenn er sich an ein großes Haus in Copenhagen wendet, das im Rufe Kaufmännischer Ehrlichkeit oder gewissen Credits und prompter Bedienung stehet, und hiezu scheinet ihm vielleicht einer der Directeuren der Compagnie der bequemste. Der kann nun freilich alle die guten Eigenschaften haben, die man ihm zutraut, aber gerade die nicht, die in diesem Falle nothwendig ist; ich meine, ein richtiges Auge, die Ostindische Waare zu beurtheilen, und eine Kenntniß der Artikel, die in Hamburg absetzlich sind. Der Jude dagegen, der Beides kennt, gebraucht sein eigen Auge zuzusehen, wogegen der Directeur nur auf das Auctionsbuch und höchstens auf die abgeschnittenen Proben sieht . . . "

Ganz im Sinne Hennings' schreibt am 1. Juni 1781 ein Freund an ihn:

„Je m' arrêterai, Monsieur, à une exemple analogue au sujet que je traite. J'ai pris la liberté de Vous répresenter que la contrainte à la quelle on soumet les Juifs les prive de tous les moyens de devenir bons citoyens, qu'ils sont forcés d'éluder la loi par la fraude et que nos Manufactures en souffrent."

Für die Vertraulichkeit, mit der Hennings bei Mendelssohn verkehrte, spricht eine Bemerkung in einer Art Autobiographie (Bd. II. S. 161 f.) unter dem Titel „Litterarische Nachricht vom Verfasser des „Olavides":

Während seines Aufenthaltes in Berlin lebte er mit einigen dasigen Gelehrten, vorzüglich aber mit Mendelssohn, dessen geistreicher Umgang und Philosophie des Lebens ihm alles war, was er in denkenden Geistern zu finden verlangte.

. . . An schriftstellerische Ehre dachte er damals noch gar nicht, und lachte, wenn Mendelssohns Frau bisweilen ihn unterbrach und sagte, daß endlich wohl einmal etwas gedrucktes aus den vielen philosophischen Unterredungen mit Mendelssohn und andern entstehen würde . . .

Um indessen einigermaßen sicher zu gehen, und der Welt nichts aufzubürden, welches sie als eine ganz unnütze Last von sich zu werfen haben würde, schickte er sein Manuskript (des „Olavides") zu Mendelssohn und übergab demselben die Besorgung des Druckes . . .

Mit allem Eifer nimmt sich Hennings des Freundes gegen seine Gegner an, so vor allem gegen die Rabbiner, die Mendelssohns Bibelübersetzung in den Bann gelegt hatten, zunächst den in Altona. Auf Mendelssohns Rat gewinnt er zu diesem Zwecke den dänischen Hof für die Subskription. Der Hofmarschall schreibt ihm auf seine Anregung:

Monsieur

Sa Majesté le Roi et Msgr Son Frère veulent bien souscrire pour la traduction de M. Mendelssohn, si Vous êtes bien sûr, Monsieur, qu'il n'y a rien contre la majesté et la verité de la S. Ecriture. S. Alt. R. m'a ordonné tout exprès de Vous prier de Vous en assurer pour éviter les inconséquences, en cas que les Juifs d'Altona viennent après démontrer, que notre Philosophe tient à la réligion de Berlin. Je Vous prie aussi en Ami d'y avoir égard, sachant, combien S. Alt. R. trouveroit mauvais d'avoir favorisé l'impression d'un ouvrage scandaleux.

Moi j'y sonscrirai à tout risque et Vous prie, Monsieur, d'en avoir soin. Vous voilà de retour les pièces que Vous appartiennent. Conservés moi Votre amitié: je la meriterai par les sentimens très-distingués et par l'attachement bien sincère, avec lesquels je suis

Monsieur
Votre
très-humble et très-obéissant serviteur
C. Höegh Guldberg.

à Fredensbourg ce 19. Juill. 1779.

Auf den beruhigenden Brief Mendelssohns an Hennings vom 29. Juli 1779 antwortet C. Hoegh-Guldberg unserem Hennings, der ihm jenen Brief eingesandt hatte:

Monsieur

Voilà la lettre de M. Mendelson: elle m'a édifié: sa façon de penser est bien estimable et me rassure parfaitement sur la réligion, que Vous autres Philosophes et Politiques ont coutume de traiter un peu indifferemment.

Me voilà bien attrapé, dites — Vous, Monsieur: mais pardonnés moi n'est-ce pas que Vous pourrés bien être un peu de la secte: Je Vous n'en aime pas moins; car il faut aimer ses amis; mais je Vous voudrois pourtant un peu plus d'ortodoxie. Enfin soïes ortodoxe dans la politique, et aussi tolerant là qu'en fait de Théologie, et Vous obligerés

Votre

bien bon et sincère ami
C. Höegh Guldberg.

à Fredensbourg ce 24. d'Aout
1779

aïés la bonté de nous faire païer ce que nous Vous devons.

Ueber das Verhalten Lavaters zu Mendelssohn findet sich im 12. Band des Henningsschen Nachlasses folgende Satire:

An Moses Mendelssohn — Der Bollenbeißer und der Hausherr.

„Aber daß du so gar nicht von deinem alten Dienst abzubringen bist", sagte ein tüchtiger Bollenbeißer (indem er ein treues, ehrliches Haustier auf der Heerstraße herauszulocken suchte), „darum, weil dein Vater darinn alt geworden!" „Und wenn der Dienst, den mein Vater sich erwählte, gut war?" „Das macht, er kannte keinen bessern". „Was nennst du besser?" „Wie? Mußt du nicht, weil weil es die Knechte wollen, dich täglich zu tausend Possen bequemen, die dir gewiß nicht gefallen und deinem Herren noch weniger?" „Und du? Was haben deine Possen Vorzügliches?" „Possen! Man hört es, daß du gar keinen Begriff von der Wichtigkeit meines Dienstes hast; aber wisse, daß ich Blut und Leben wage, um denselben zu vertheidigen." „Ich weiß, daß du oft manchen öffentlich und manchen in Geheim erwürgest, aber eben um deßwillen begehre ich meinen Dienst nicht mit dem deinen zu vertauschen." Und hiermit kehrte er ruhig in sein Haus zurück.

Ein Gedicht in demselben Bande lautet:

Ein kleines Freudenlied, gut beim Desert zu singen

Wie schön leucht uns von Zürich her
Der Wunderthäter, Lavater,
Mit seinen Geistesgaben.
Sein neues Evangelium
Hat uns bezaubert um und um,
Thut blöde Seelen laben.
Wunder,
Plunder,
Magnetismus,
Prophetismus;
Zauberkuren
Zeigen seines Fingers Spuren.

Ueber Lavater heißt es ferner Bd. 17, S. 82:

„Er kann dem Vorwurfe nicht entgehen, den Ton der Schwärmerei angestimmt und den des sichergehenden Wahrheitsforschers verfehlt zu haben. Jener Ton ist mehr sinnlich als geistig. Lavater, Cramer, Klopstock, Stolberg (die im Grunde keiner lieset, aber von denen man blos durch Blättern angeweht wird)“, sind nicht Hennings Geschmack. In scharfen Worten ergeht er sich gegen die „Odendichter“. „Das Resultat mußte gänzliche Ohnmacht zu allem Guten sein. Alles ward excentrisch, jeder aus seinen Angeln gehoben.“

S. 94 spricht er von einem armen Manne, den alle „Genies umschwärmt und Keiner unterstützt hat.“ Wahrscheinlich ist hiermit Schiller gemeint, dessen Gönner Graf Schimmelmann Hennings nahe stand.

„So auffallend“, fährt Hennings fort, „dieses im ganzen ist, so wie das Geniewesen gegen den wahren Adel der Seele oder gegen redliche Tugend wie Flitter-Gold gegen Sonnenglanz absticht, so wahr findet jeder die Bemerkung, der ins Detail des Lebens eines sogenannten Genies hineingehet. Ich will den ersten unter ihnen, Klopstock, zum Beispiel anführen. Als Mensch, als Bürger, wie unbedeutend! Lavater hat, ich weiß nicht was für Großes und Erhabenes in seinem Gesichte gefunden, ich sehe in seiner ganzen Bildung nichts wie aufgedunstete Kleinheit und überall verfehlten Flug. In seinen Nüstern, wie Winkelmann sich ausdrückt, sitzt nicht der Stolz des vom Siege zurückkehrenden Apolls, den dieser Kenner der Kunst im Bilde des Pythischen Siegers fand, wohl aber der Stolz kühner Entscheidung und despotischen Ruhmgefühls, das mehr vermessen als siegreich hervorzudringen sucht. Der berühmte Portrait-Mahler Juel*) in Kopenhagen hat in seinem vortrefflichen und sehr ähnlichen Gemälde von Klopstock diesen Ausdruck zu veredeln gesucht, aber ebendaher kann man das Anch'io son pittore nirgends in größerer Karrikatur finden, als in diesem Bilde. Ich würde dies nicht erwähnen, obgleich die Mode heutiger Zeiten erlaubt, die Gesichter der Gelehrten und anderer bekannten Männer zu zergliedern und zur Schau auszustellen, woferne nicht wirklich Klopstock seine Eitelkeit bis zur Insolenz triebe, und sowohl in seinem Umgange, als in seinen Schriften dadurch unerträglich würde. Der Weihrauch, den er seit vielen Jahren beständig einatmet, und den seine Freunde mit einer Schmeichelei brennen, die bis zur Einfalt geht, hat seinen Verstand völlig benebelt; wäre dies nicht, wie würde er es wagen, Epigramme ohne Salz und Oden ohne Sinn und Wortverstand drucken zu lassen, die in der Tat jeden anderen Verfasser unwiderruflich um die Achtung des vernünftigen Publikums bringen würden? Sein Epigramm auf Voltaire macht seinem von Neid vergällten Herzen so viel Schande, als seinem Witze wenig

*) J. hat übrigens auch Hennings gemalt.

Ehre. Sie mögen immer des großen Mannes spotten, er war doch einzig, und seine Unsterblichkeit ist wohl die gewißeste, die je war! Klopstocks Ode „Unsere Sprache“ ist ein wahrer Galimatias, ein Phöbus, wie nie ein Dichter ihn sang, unparalelled but by himself. Ich weiß nicht, ob es mehr Unverschämtheit oder mehr Unsinn ist, so etwas dem Publiko aufzubürden, wenn man es nicht in eine Reihe mit dem Berliner Rätzel oder dem Spanischen Wundertiere setzt, damit kluge Leute sehen können, es ist eine Atrappe! Liegt nicht in dieser Seifenblasen-Existenz eines aufgedunsenen Dichters schon Unmoralität genug? Was soll denn das Herumziehen mit eines andern Mannes Weib? Man mag nun Arges darunter denken oder nicht, so sollte doch auch der äußere Anstand der Sitten einem Manne von feinem Gefühle heilig sein. . . .“

In dem Streite zwischen Jacobi und Mendelssohn über Lessings Spinozismus (vgl. Grunwald, Spinoza in Deutschland S. 97 ff.) steht Hennings ganz auf Mendelssohns Seite.

Bd. 2, S. 111, in einem Briefe (an?) aus Bernstorf, den 8. Juni 1782, ruft er aus: „Pfui über Jacobi!

Und Bd. 23 sagt er:

Was Lessing in einem Morgenplaudern hinwarf: Er selbst wäre vielleicht das höchste Wesen und gegenwärtig in dem Zustand der äußersten Contraction, worauf er, statt sich zu erklären, sogleich hinzufügte: Es wäre nicht allerdings so gemeint, und wovon uns Jacobi die weitere Erklärung nicht mittheilt; welches, wenn man darin das Eine und Alles des Spinoza finden will, ob es gleich sehr unwürdig ausgedrückt ist (ist nur als Scherz aufzufassen).

Wenn man Lessings kleine Schrift: Die Erziehung des Menschengeschlechts lieset, hat man Ursache sich zu wundern, daß der Mann, der von der göttlichen Vollendung einen langweiligen Begriff hatte, der Gottheit ein planmäßiges Fortschreiten blos in der Bildung eines einzelnen kleinen Volkes, auf einem Punkte der Erde, in einem kurzen Zeitraume beylegt.

H. zitiert Mendelssohn, „An die Freunde Lessings über Lessings Religion.“ Auch Graf Stolberg, Jacobis Freund, kommt schlecht davon. Hennings schreibt über ihn (Bd. 27, S. 77):

Der Graf-Dichter Christian (Stolberg) ist dänischer Amtmann und Cammerherr zu Cremsbüttel . . . er würde in (Dänemark), jede gute Behandlung zu erwarten gehabt haben, wenn er nicht selbst durch eine Jugendthorheit es verhindert hätte. Stollberg ließ, ich weiß nicht wo, eine sogenannte Ode drucken, in der er Deutschlands Freiheit auf Kosten der Dänen erhob . . . Der Erfolg

war, daß das dänische Publikum sich beleidigt glaubte, und eine Scene erregte, die Stollberg auf eine kluge Retraite nach einem andern Vaterlande sinnen machte. Er fand in Eutin, was er in Dänemark verlor — das tägliche Brod, — und ward im Dienst des Herzogs Oberschenk und Gesandter in Kopenhagen. Warum Oberschenk, da er so verächtlich von Hofschranzen redet, weiß ich nicht? Die Widerwärtigkeiten, welche Stollberg sich in Kopenhagen zuzog, und die ihn nötigten, fremdes Brod zu suchen, sind die eigentlichen Ursachen seines Hasses gegen Könige, seines Geschreies um Freiheit, seiner Verachtung aller derer, die in Monarchischen Staaten leben.

Indem er wähnt, für Freiheit zu athmen, läuft er einer wilden und zügellosen Leidenschaft nach.

Stolberg hat nie seinen Haß zu verbergen gesucht. Bei einem ministeriellen Schmause, den der Kayserliche Gesandte gab, verlangte die Gräfin XX., des Gesandten Gemahlin, Hechtsleber von dem Grafen Stolberg, der die Fische vorlegte. Er suchte vergebens nach der Leber. Ma foi, sagt er, ce poisson resemble aux Danois, il n'a ni foi ni loi Der Gesandte, der ein Ministre de paix war, nahm das bon mot sehr übel, und das Corps Diplomatique versicherte, nie so etwas in ihrem Schlosse gehört zu haben. Die Stollberg kannten, wunderten sich nur, daß er, der der französischen Sprache, die schwach und arm mit falschem Sinne buhlt, so oft schmähet, so wie Frankreichs Können und Frankreichs Witz sich zu einem Wortspiel von le foye und la foi herunterlassen oder odenmäßig erheben konnte, für das sich jeder französische Miethlakay geschämt haben würde.

Von Mendelssohn spricht Hennings stets in Ausdrücken hoher Verehrung. So heißt es Bd. 2, S. 130:

Der weise Mendelssohn hat vor mir die Empfindungen mit Blicken der Wahrheit und mit einem Herzen voll Wärme philosophisch betrachtet.

Bd. 27, S. 69, wo von Swedenborg die Rede ist, sagt Hennings:

Ernsthaft, will Mendelssohn haben, soll man die ephemerische Thorheit behandeln. Er gibt die itzige Race auf, die damit beschäftiget ist, und will nur die künftige und vorbeugende philosophische Erziehung retten. Freilich ist Ernst der herbeste Spott der Thorheit. Kaum aber ist sie des Ernstes des Philosophen würdig, und, soll ich es rein heraussagen, wenig hat dieser auf die Besserung eines Zeitalters gewürkt. In dem ganzen philosophischen Jahrhundert, in dem wir leben, ist weniger gesagt, als Leibniz schon gesagt hat, und so lange Mendelssohn allein stehet, wird sein Ernst ebenso wenig populaire Wirkung hervorbringen, als ehemals Leibniz. Nur dann erst, wenn das Licht der Aufklärung in allen Geistern, wie die Strahlen der Sonne in allen

Körpern lebende Kraft des Umlaufs und der Bewegung findet, wird sich überall die würkende Wärme zeigen; dann erst, wenn jedermann eine Fackel ergreift, um sie von der allgemeinen Hellung zu zünden.

S. 82 (81b spricht er von Spinoza) bekennt Hennings:

„Edel und groß schien mir allezeit Mendelssohns Geistes Ruhe, und mehrere Philosophen kenne ich, die eben, wie er, die Festigkeit hatten, die Lavater empfiehlt, die aber bey ihm nur noch Anstrengung ist. Seine Stärke ist Vorsatz, Entschließung, Wahl, Beyfall. Nicht Entschlossenheit, nicht Eigenheit, nicht, wenn ich mich so ausdrücken darf, Geistigkeit seines Geistes. Wie ein unruhiges Meer treiben ihn unruhige Stürme.

Auch Mendelssohn hatte Freunde und hat sie noch; von Feinden habe ich ihn nie reden hören. Doch waren seine Freunde nicht das, was Lavater, was man gemeiniglich darunter versteht; Mendelssohn hat Freunde, wie Plato, wie Sokrates sie noch unter uns haben. So waren Lessing, Abbt, der Graf von der Lippe seine Freunde; sein Herz war zu gefühlvoll, sie nicht zu lieben, sie hatten das völlige Vertrauen seiner Weisheit, aber sein Geist war zu frey, zu groß durch sich selbst, auf ihre Freundschaft zu rechnen."

Literarische Muster sind für H.: „Vater Hagedorn im geistreichen Liede und Gesange, Mendelssohn im geschmackvollen philosophischen Vortrage, Abt im blühenden Stile, Utz und Ramler in der Ode, Winkelmann im Malen idealischer Schönheit, Lessing im dramatischen Fache, Wieland einer der Ersten als Dichter und Erzähler, Gesner im Darstellen der Natur, Goethe in der Schilderung überspannter Leidenschaften und Sitten, Gellert und Lichtwehr in der Fabel."

Bd. 14, S. 466 heißt es:

Doch sind hier die seltenen Männer auszunehmen, deren Namen ein Monument des Ruhmes geworden sind. Wenn ihre Schriften erscheinen, stehen ehrfurchtsvoll Publikum, Recensenten und Dummheit, und errichten einem Mendelssohn Altäre mit weit ausgebreitetem Weihrauch, gleich dem unbekannten Gotte. Die schwarze Zeitung selbst erblaßt, und Dagon fällt in Trümmer von seinem Folianten-Gestelle.

Vielleicht bezieht sich auch auf Mendelssohn und Hennings' Vorliebe für ihn die Bemerkung seines Freundes Schmettow (Hennings' Nachl. Bd. 12) in einem Briefe aus Plön, Juni 1793:

en . . . souhaitant constamment de trepasser le plus tot possible d'un delicieux coup d'apoplexie, sans avoir la perfection brillante de passer dans les bras du celebre juif déifié par la petraille.

Was sich an Briefwechsel zwischen Hennings und Mendelssohn in dem Nachlaß entdecken läßt, beschränkt sich zum größten Teile auf Ergänzungen bereits bruchstückweise veröffentlichter Briefe. Wir bedienen uns bei der Wiedergabe der folgenden Abkürzungen:

Hen. bedeutet den Hennings'schen Nachlaß, K. M.-Kayserling, Mos. Mendelssohn, Leipz. 1762, K. Ung.: Kays., M. Mend. Ungedrucktes und Unbekanntes, Leipz. 1883, Geig.: Geiger L., Briefe von und an Mendelssohn in d. Zeitschr. für die Gesch. der Juden in Deutschland, Band 1, S. 111 fg. Weggelassen sind, als bedeutungslos, ein Brief Mend.'s vom 25. Juni 1882 und Hen.'s Antwort auf einen Brief M.'s vom 27. Sept. 84.

Hen. Bd. 1. Kopie. Antwort auf Mend.'s Brief vom 26. Jan. 75 (Ges. Schr.).

„Seit langer Zeit suche ich die nöthige Ruhe, um mich mit Ihnen zu unterhalten; bisweilen hoffe ich, sie gefunden zu haben und oft denke ich, daß ich sie nie finden werde. Wenigstens nie in dem reichen Maße, worinn ich glaube, daß Sie sie besitzen und worinn ich sie zu besitzen wünsche. Aber ich denke, es ist besser, eine gute Sache unvollkommen, als gar nicht, zu thun, und darum schreibe ich Ihnen, um zu erfahren, wie Sie sich befinden, ob Sie noch an mich denken und ob Sie bald Ihre Philosophie wieder vornehmen wollen. Wenn letzteres geschiehet, nehmen Sie mich bisweilen mit zu Ihren Untersuchungen. Ich bin in augenscheinlicher Gefahr in eine gänzliche Unwissenheit zu gerathen.

Sagen Sie mir, was Sie von Lavaters Physiognomik halten, wenn er es nur nicht selbst eingestanden hätte, daß Narrheit mit unterläuft! Jetzt ist es unedel, ihm es nachzusagen. Die Sache selbst mag gut seyn; aber was eine lange oder dicke Nase, ein großes oder kleines Augenlied bedeute, läßt sich in einigen Bogen sagen, ohne so viele Ausrufungszeichen, als wenn wir taub, und so viele unähnliche Profile, als wenn wir blind wären. Und dann ist der Stolz der heutigen Schwärmer unausstehlich; es fehlt nicht viel, so baueten sie eine Hölle für die, die mit kaltem Blute zusehen, wenn es nur zwo Höllen geben könnte. Die eine, die da ist, haben einmal die Geistlichen in Besitz, und diese haben wieder ihre besondere Art zu verdammen.

Ich vermisse sehr Ihre lehrende Unterredung, liebster Mendelssohn; mein Kopf ist nicht systematisch, nicht richtig; nicht ordentlich genug, um einer Sache lange und ausführlich zu folgen, und sich in den wichtigsten Ideen der Philosophie aus den Verwirrungen zu ziehen, in die ich immer zurückfalle, ungeachtet des, was mir die alten und neuern Socrate und Platoner gesagt haben.

Leben Sie recht wohl; stärken Sie Ihren Körper, um den Geist der Schwachen stärken zu können, und empfehlen Sie mich den Ihrigen."

Mendelssohn antwortet im Sept. 75 (K. M. 519). Aus dem Manuskript bei Hennings ist bei K. M. 520 nach der Kritik über Lavater zu ergänzen:

„Die mehresten Kupfer kann man so füglich entbehren."

Hierauf schreibt Hen. (Bd. 1, Copie, Dresden 1776):

„Seit vielen Wochen habe ich Ihnen schreiben wollen, bester Mendelssohn, denn Ihre Briefe sind wirkliche Nahrung und Stärkung meines Geistes, aber eine besondere kleine Ursache hat mich bisher abgehalten. Ich habe mit Ihnen über Hallers Briefe gegen Voltaire reden wollen, und bisher in diesem guten, aber wenig neugierigen Orte dieses Buchs nicht habhaft werden können. Sie haben es vermuthlich gelesen, und können also meinen Wunsch befriedigen, Ihr Urtheil davon zu wissen. Alles, was ich davon kenne, ist eine Recension in den Göttingischen Anzeigen, und die mißfiel mir eben in dem, was sie lobte. Haller glaubt sich genugsam belohnt, wenn er einen Jüngling von dem Irrwege zurückführt, auf den ihn Voltaire gezogen hat. Dies ist der Stil eines Predigers und Schwätzers, nicht eines Philosophen. Ein Philosoph spielt nicht mit der Einbildungskraft und dem Leichtsinn eines wankenden Jünglings; er sucht Männer zu überführen. Die Vernunft ist seine Probe, nicht das Herz.

Und welch' ein Unglück dann in dem Auge eines vernünftigen Mannes, wenn unsere Meinungen auf Irrwegen laufen? Mag doch der Jüngling sich immer verirren, wenn er nicht Kraft genug hat, die Wahrheit aufzusuchen, oder Lust, andern in ihren Untersuchungen zu folgen. Es wird kein großes Uebel daraus entstehen, und gesetzt auch, daß Sätze verdammen können, nur so ist der der Hölle wehrt, der sich blindlings, es sey zum Irrthum oder zur Wahrheit, führen läßt, und der christliche Wunsch, Seelen zu retten und zu bekehren, nicht weniger dem lächerlich, der sich bemüht, die Wahrheit aufzusuchen, und sie andern, wenn sie es wollen, zur Beyhülfe aufzustellen. Es ist besonders, wie sehr wir uns gewöhnen können, unwesentliche Sachen für wesentlich zu halten. Würde ich doch nichts mehr in der Welt seyn, wenn ich statt eines samtnen Kleides einen schlechten grauen Rock tragen würde. Und so geht es mit dem simpeln Gewande der Wahrheit in dem am Flitterstaat der Meinungen gewohnten Auge. War nicht eine Zeit, wo man nicht, ohne zu beten, verdammen konnte, und halten nicht noch Menschen an Meinungen, wie an Gebräuchen, und vergessen, daß beyde im Grunde willkührlich sind, ohne das Wesentliche des Menschen auszumachen? Je mehr man sich zu dieser Bemerkung übt, desto mehr findet man das, was wir anwenden, das Lächerliche zu ver-

meiden, klein und lächerlich, und das, was man für wesentlich und dem Menschen eigenthümlich hält, unwesentlich und geborgt.

Vergeben Sie mir meinen Vorwitz zu urtheilen, anstatt urtheilen zu hören. Man muß bisweilen sündigen, um gebessert zu werden. Der Professor Büsch aus Hamburg hat mir bey seiner Durchreise durch Dresden erzählt, daß der Verfasser der Gedichte eines polnischen Juden*) in Breslau von seinen Glaubensgenossen in enger Verwahrung gehalten wird, weil sie fürchten, daß er, gleich seinen andern Brüdern, zur christlichen Religion übergehen werde. Wieder ein neuer Beweis, daß ein Mensch immer dem andern seine Thorheit aufbürden will, und ihn nicht gönnt, nach seiner eigenen Weise ein Thor zu seyn. Aber es ist doch hart, daß ein Mann, um ein wenig Glauben willen, seine Freiheit verliehre. Vielleicht können Sie leicht in Ihres freyen Friederichs Gedankenfreien Staaten dem armen Proselyten seine Bande lösen, denn Sie werden ihn gerne seyn lassen, was er will, und ihn nicht zu Abrahams Schoß, wie Lavater Sie zu des Lammes Thron, nöthigen wollen.

Leben Sie recht wohl, liebster und bester Mendelssohn, ich habe mit Vergnügen gehört, daß Sie in der Berliner Bibliothek einen kleinen Beweis der Rückkehr zu Ihrer Feder gegeben haben. Solche Beweise sind der ganzen Welt schätzbar, aber besonders dem, der Sie so liebt und verehret, als ich."

Mendelssohn teilt Hennings (Geig. 112) am 24. Jan. 1778 mit, daß Voß in Berlin den Verlag der Schrift Hennings „Ueber die Vernunft" übernommen habe; am 8. Mai endet er ihm nach erfolgter Drucklegung sechs Exemplare des genannten Werkes. In dem Briefe Mendelssohns aus Strelitz vom 29. Juni d. J. spricht er von dem „Rabbi von Altona", der „vor der Hand seine Donnerkeile ruhen" läßt, und über Lessings „Nathan". An diese Briefe reiht sich (bei K. M.) ein Schreiben Mendelssohns vom 13. Juli, in dem er dem Freunde für den gegen den Altonaer Rabbiner und Genossen gewährten Schutz dankt. „Von dem Briefe", sagt Geiger 113, „fehlt ein großes Stück, das aber in der Copie so geschickt durchgestrichen ist, daß es nicht mehr wörtlich wiedergegeben werden kann." Wir lassen es hier folgen.

„Ich habe dieses Herrn Nicolai bey Ueberreichung Ihres Schreibens an denselben zu erkennen gegeben. Ich soll Ew. Wohlgeboren in seinem Namen um Entschuldigung bitten, daß er Sie

*) Von Dr. J. Behr. Vgl. Z. f. d. Gesch. d. Juden in Deutschl. I. S. 343.

mißverstanden, und auch darum, daß er Ihnen noch in einigen Posttagen nicht wird antworten können. Er hat indessen alsofort, noch mit der gestrigen Post dem auswärtigen Recensenten Ihrer Schrift die erforderlichen Anweisungen gegeben, worauf derselbe bey Abfassung der Anzeige Rücksicht zu nehmen hat. In der Hauptsache kommen wir, wie ich sehe, alle drey darin überein, daß Ihr Stil für die natürliche Schönheit Ihrer Gedanken zu geschmückt sey, und ich glaube, es muß Ihnen möglich seyn, ohne üppigen Zierat, Ihre geheime Absichten dem Auge gemeiner Leser zu entziehen. Ob Ihnen gleich diese Regeln der trivialen Aesthetik sicher wohl bekannt sind, so kann ein Wink von einem freundschaftlich wohlgesinnten Beurtheiler doch zuweilen sehr nützlich seyn, und in dieser Betrachtung werden Sie hoffentlich sowohl dem Herrn Nicolai als mir unsere wohlmeinende Erinnerung zu gute halten.

Die besten Köpfe pflegen dem Fehler der Ueppigkeit im Ausdruck am meisten unterworfen zu seyn, und es ist desto schwerer sich dafür in Acht zu nehmen, je mehr man durch angesehene Beispiele verleitet wird und in Gefahr ist, das Augenmaß einer richtigen und natürlichen Darstellung der Gedanken zu verlieren und dieses gehet so weit, daß man hierin eben so wenig wie in Absicht der Schönheit seiner Stimme oder des Wohlgeruchs seines Odems sein eigener Richter ohne Partheilichkeit seyn kann. Leben Sie wohl, bester Hennings! Mein Brief ist unvermerkt länger geworden, als nöthig war. Hr. Nicolai's Schreiben*) erfolgt einliegend zurück. Ich bin mit aufrichtiger Hochachtung und Freundschaft ....

Mit einem Briefe vom 29. Juli d. J. (K. M. 525) schickt Mendelssohn das ihm von Hennings eingesandte Schreiben des dänischen Ministerpräsidenten über seine Bibelübersetzung zurück. Hier findet sich auch sein bekanntes Urteil über Edelmann.

Am 14. (so statt 13 bei Geiger S. 115) März 1780 berichtet Mendelssohn über eine Rezension der Henningsschen Schrift „Olavides", die Hennings in der von Nicolai herausgegebenen Allgem. deutschen Bibl. gewünscht hatte. Der größte Teil des Briefes ist bei K. M. 528 abgedruckt. Der dort fehlende Anfang lautet:

„Mit Nicolai habe ich gesprochen und das Nöthige veranstaltet, daß keine Recension Ihrer Schriften, Ihre Streitigkeit betreffend, künftig eingerückt werde, die er nicht selbst vorher durchsiehet, und wenn es die Zeit zuläßt, auch mir zeigt. Geschmeichelt wollen Sie eigentlich nicht seyn; So habe ich Sie verstanden, aber nur zum Besten der guten Sache, die Sie vorhaben, und um die Ihnen

*) Es ist vom 5. Juni 1779 datiert und gleichfalls kopiert.

einzig und allein zu thun ist, in etwas geschont. Dieses hat er mir zugesagt, dabey aufgetragen, Ihnen seine ergebensten Empfehlungen zu vermelden.

Ich bin sehr begierig . . . "

Auf Mendelssohns Brief vom 15. März (Geiger 115) antwortet Hennings am 28. d. M. Zur Ergänzung des bei Geiger 116 wiedergegebenen Bruchstückes diene das folgende:

„An Herrn Mendelssohn. Kopenh., den 28. März 1780.

Ich habe mit der fahrenden Post 2 Exemplare Ihrer Bibelübersetzung erhalten, und dem Könige und dem Prinzen M. und K. H. durch den Minister übergeben. Ein Paar Tage hernach habe ich ebenfalls Ihr freundschaftliches Schreiben mit dem Bogen aus der A. d. B. (Allg. d. Biogr.) empfangen, in dem die Recension des Olavides enthalten ist. Vermuthlich ist es gut, daß die Sache so ganz natürlich zugegangen ist, und das Publikum siehet, daß keine Partheilichkeit für mich wenigstens die in meinen Schriften enthaltenen Wahrheiten für richtig erkennet . . . "

(Er spricht von seinem Olavides.)

„Werden Sie nicht ermüden liebster Mendelssohn, mich immer von mir und meiner Autorschaft reden zu hören? Wenn der Schüler zum Meister spricht, kann's nicht anders seyn. Daher redet Sokrates so selten von sich selbst. Leben Sie wohl, Gott erhalte sie uns, der Freundschaft und Wahrheit."

Zum zweiten Briefe Hennings (Geiger 116 f.) gehören die Zeilen:

„Kopenh., 5. May 1780. Streitigkeiten, liebster Mendelssohn, greifen um sich wie ein Krebsschaden . . . (Er ärgert sich über eine Kritik) aber glücklich oder unglücklich, so bleibt in mir unwandelbarer Friede und unsterbliche Liebe für die Wahrheit und für Sie."

Ein Brief Mendelssohns vom 8. Mai 1781 bei K. M. und nochmals bei Geiger 117, Hennings Antwort vom 15. d. M. bei Geiger 118 abgedruckt.

Auf einen belanglosen Brief Mendelssohns vom 25. Juni 1782 antwortet Hennings am 23. Juli:

Auch nur ein Gedanke von Ihnen, liebster Mendelssohn, giebt mir eine Stärkung, deren wohlthätige Wirkung mir zeigt, wie nothwendig sie mir ist. Es ist Heilung eines langgewohnten Übels, das man zwar nicht mehr fühlt, aber doch herzlich froh ist, zu verlieren, wenn man dann befreiet wird. Ihr Nachtrag zu Abbts Korrespondenz war mir um so viel willkommener, da ich eben in in der Umbra cogitationis Ihres verstorbenen Freundes fortgewandelt und seinen Gedanken über die Bestimmung des Menschen mit dem Meinigen nachgehängt hatte.

. . . Und meinen Dank besonders Ihnen, Mendelssohn! Ewigen Dank für Ihre mitgetheilten Gedanken, nie habe ich eine Schrift gelesen, die so ganz mein geworden ist, als Ihren Beytrag zu Abbts freundschaftlicher Correspondenz.

Am 23. August 1783 schmeichelt ihm Hennings (Bd. 2) mit den Worten:

Nur Meistern in der Kunst ist es erlaubt, sich bey der Arbeit einen Doruforos, wie Lessing und Ramler, und wie mir Mendelssohn seyn würde, zu danken. . . .

Mendelssohn schreibt am 9. September:

Berlin, den 9. September 1783.

Theuerster Freund!

„Ihr Verleger hat mir von Ihrer Geschichte der Freiheit in England kein Exemplar zukommen lassen. Der Meinige aber, Herr Frider. Maurer, hat mir versprochen, eins zu verschaffen; denn nach Berlin sind wenig oder vielleicht gar keine Exemplare davon gekommen.

Ebenderselbe hat mir auf den Vorschlag, den ich ihm von dem zu verlegenden Werke machte, einliegende Antwort ertheilt. Mit Nicolai habe dieserhalb noch nicht sprechen mögen. Ich weiß, daß er mit Verlag überhäuft ist, und bei jeder neuen Unternehmung viel Bedenklichkeit hat und Schwierigkeiten findet, die ein junger Buchhänder, der erst in Gang kommen will, nicht achtet. Maurer ist ein Mann, mit dem sich sonst ziemlich gut fertig werden läßt. Er versteht das Handwerk und wird, wie es scheint, sich emporschwingen, denn vor der Hand ist seine Buchhandlung noch neu und erst im Aufkommen. Er hat meine Psalmen und auch meinen Traktat Jerusalem verlegt, und ich bin sowohl mit dem Äußerlichen des Druckes, als mit seiner Art der Behandlung ziemlich wohl zufrieden.

Die Schwierigkeit, welche er wegen der Stärke des Werkes macht, scheint von keinem Belange zu sein. Erstlich haben Sie noch nicht bestimmt, wie stark jeder Band im Drucke ausfallen dürfte. Drei geschriebene Quartbände machen vielleicht nur Einen in 4 oder etwa zwei mäßige Bände in 8. . . . .

Meinen Sie indessen, daß ich auch Herrn Nicolai zuförderst aushole, ob der nicht etwa bessere Bedingungen und weniger Schwierigkeiten machen dürfte; so erwarte Ihre Disposition. Meiner Vermuthung nach aber verspreche ich Ihnen nicht sonderlich viel von seiner Willfährigkeit. Er hat der Verlagsbücher zu viel.

Ich bin mit der aufrichtigsten Hochachtung und Freundschaft der Ihrige

Moses Mendelssohn.

Vom 5. Dezember ist eine Zuschrift Mendelssohns datiert, die den auch von Geiger 124 behandelten Briefwechsel über die Angelegenheit des Buchhändlers Maurer betrifft:

P. P.

Wenn Maurer auf dies erhaltene Mst. noch nicht geantwortet hat, so ist es sicherlich nicht meine Schuld. Unserer Abrede nach hätte dieses schon vor der Leipziger Messe geschehen sollen; denn kurz vor der Messe erhielten wir die Schriften. Nunmehr aber versichert er mich, mit der vorigen Post geschrieben zu haben. Er will Ihre überaus wichtige und lesenswerthe Briefe allsofort sauber, in dem Format wie Moritzens Reise, wenn Ihnen diese zu Gesichte gekommen sind, abdrucken lassen, und erwartet von Ihnen noch einige Auskunft über das größere Werk, welches er aber nicht eher als nach Ostern zu drucken versprechen kann. Ueber die Bedingungen werden Sie hoffentlich mit ihm fertig werden. Er ist noch nicht Buchhändler genug, um unbillig sein zu können. Sobald er sich auf Unkosten der Schriftsteller wird reich verlegt haben, wird er wahrscheinlicher Weise in die Denkungsart seiner Zunft einschlagen. Wenn Sie Bedingungen machen, so lassen Sie ihn über das, was er an baarem Gelde bezahlen soll, Wechsel ausstellen, denn mit dem baaren Gelde sieht es bei ihm, wie aus dem Vorigen erhellet, mehrentheils mißlich aus.

Ich setze vor dieses Mal weiter nichts hinzu, als daß ich den letzten Sommer das Vergnügen gehabt, Madem. Reimarus in Person kennen zu lernen, daß ich seitdem mit Ihr in einen nähern Briefwechsel gerathen, und daß ich sie ungemein hochschätze. Ich bin mit der aufrichtigsten Hochachtung und Freundschaft ganz

der Ihrige

Moses Mendelssohn.

Berlin, den 5. Dezember 1783.

N. S. Einliegender Aufsatz ist mir von einem großen Handlungshause zugeschickt worden, und die Belehrung über die darin enthaltene Anfrage kann von wichtigen Folgen sein. Vielleicht entschließen Sie sich selbst auf ein oder die andere Weise theilzunehmen, oder einem rechtschaffenen Kompatrioten hiermit zu dienen.

Der nächste Brief Mendelssohns ist der von Geiger 124 erwähnte vom 13. Juli 1784.

Am Rande steht die Notiz:

Das Original ist an Herrn Alexander Mendelssohn geschickt.

„Berlin, den 13. July 1784.

Sie haben ein großes Recht, bester Freund! über mich ungehalten zu seyn, wenigstens dieses Mal in meinem Betragen eine unverantwortliche Saumseeligkeit zu finden. Ich weiß nicht, wie ich

mich von diesem Buchhändler so lange habe können äffen und herumführen lassen. Ich hatte ihn, die Wahrheit zu gestehen, schon lange in Verdacht, ging sehr oft zu ihm hin, des festen Vorsatzes, ihm das Mst. aus Händen zu nehmen, und alle fernere Verbindung mit ihm aufzuheben. So oft ich aber zu ihm kam, ließ er sich geduldig den Kopf waschen, und wußte so viel Scheinbares zu seiner Entschuldigung vorzubringen, daß ich am Ende glaubte, ihm zu viel gethan zu haben . . .

Gestern bin ich endlich mit ihm, nach langem Wortwechsel, verblieben, ich erhalte heute das Mst. zurück, und zugleich ein Schreiben an Sie, mein bester Hennings . . ."

Zu dem folgenden Briefe, der Geiger entgangen ist, dankt Hennings dem Freunde für die Morgenstunden, die ihm Mendelssohn mit einem Begleitschreiben vom 5. November 1785 (K. M.) übersandt hatte.

„An M. Sie haben, würdiger Mann, durch Ihre Morgenstunden mir ein sehr angenehmes Geschenk gemacht, noch mehr aber durch Ihr freundschaftliches Andenken erfreuet, da ich mich von Ihnen vergessen glaubte. Daß Sie der Philosophie wie einer Todfeindin ausweichen, glaubt man Ihnen nicht auf Ihr Wort, wenn man Ihren Gedanken folgt, und wenn man Ihnen Recht geben wollte, daß Ihre Philisophie nicht mehr die Philosophie der Zeiten ist, müßte man nicht wissen, daß Sie in Ihren Briefen zuerst den Att'schen Ton mit dem Tiefsinne des spekulativischen Nachdenkens verbanden, und der Schönheit und Wahrheit, so wie Sokrates den Grazien opferten; daß Sie in den Literatur-Briefen Deutschlands Geschmack bildeten und zeigten, wie gerade auf dem schlichten Pfade der Vernunft die Blumen blühen, die das wahre Genie pflückt; und wie aber dadurch der Flug in die Aussichten richtig gelenkt wird, in denen sich die Einbildungskraft eines Homers verliebrt, und daß Sie den Philosophisch- oder Theosophisch-Schwärmerischen Sturm unseres Zeitalters oft durch ein vernünftiges quos ego! zu besänftigen suchten, welches dazu beitrug, die Philosophische Ruhe wieder herzustellen, als jenes Gebieten des Mene-Gottes die Stille der Wellen, da in der bilderischen Sprache so wie in der natürlichen die milden Strahlen der Sonne mehr zur Besänftigung der Stürme beytragen, als das Zürnen des Meeres.

Ihr Herr Sohn, mein theuerster Freund, mußte mich freilich in Altona verfehlen, da ich seit einem halben Jahre diesen Ort verlassen und mich hier zu wohnen begeben habe. Warum, weiß ich selbst nicht. There is a fate in every thing, schrieb ein Engländer an seinen Freund und erschoß sich. Ich habe mich nicht erschossen, ob ich aber noch lebe, weiß ich auch nicht . . ."

Es sind nunmehr Briefe Mendelssohns an Hennings bekannt vom 20. Januar* und vom September* 1775, 24. Januar und 8. Mai 1778, 29. Juni, 13. Juli,* 29. Juli

und 20. September 1779, 14.* und 15. März und 20. Juni 1780, 8. Mai 1781, 25. Juni* 1782, 9. September* und 5. Dezember 1783, 2. Januar, 15. März, 13. Juli,* 15. August, 27. November, 14. und 25. Dezember 1784 und 5. November 1785; von Briefen Hennings an Mendelssohn: vom (?) 1776*, 28. März* und 5. Mai* 1780, 15. Mai 1781, 27. April und 13. Juli* 1782, 23. August* 1783, 27. September und 21. Oktober 1884 und nach dem 5. November 1785*. Von diesen Briefen sind fünfzehn, im Vorstehenden mit * bezeichnet, hier ergänzt, zum Teil zum ersten Mal veröffentlicht worden.

Was Hennings in dem Briefe aus Dresden 1776 über Voltaire sagt, wird durch ein Urteil bekräftigt, das er anderer Stelle über diesen seinen Liebling fällt, Worte, die, doppelt bedeutsam zu einer Zeit, in der es für kerndeutsch galt, auf Voltaire zu schimpfen, in unserem Gewährsmann einen vollgewichtigen Vorläufer der modernsten Apologeten des Philosophen von Ferney erkennen lassen.

„Ich las", dies sind seine Worte, „mit meiner Frau Voltaires Schriften, die neue Kohler Ausgabe; erst die Werke der Bühne, dann die Geschichte. In beiden schien mir, ich gestehe es, Voltaire gleich groß. In den Trauerspielen ist es unmöglich, den harmonischen Versbau, die Feinheit der Empfindungen, die Erhabenheit und Stärke der Gedanken und was vielleicht mehr als alles ist, die Richtigkeit im Urtheile zu verkennen. In der Geschichte ist Voltaire bekanntlich eine neue Bahn gegangen; sie ist ebenso reichhaltig an Kenntnissen, als geschmackvoll in der Bearbeitung.

Es ist mir unbegreiflich, wie der Eigensinn der Vorurtheile und der Stolz des Selbstdünkels so viele schiefe Urtheile gegen Voltaire hat hervorbringen können. Klopstock hat sich zwei elende Epigramme gegen ihn erlaubt, die weder wahr, noch poetisch schön, noch moralisch gut sind. Abbt in seinem Werke vom Verdienste läßt der Gedankengröße Voltaires Gerechtigkeit widerfahren, zweifelt aber an seiner Seelengröße. Doch war das wohl Seelengröße, so wie er, bis an's Ende auszudauern. Wir wollen nicht den elenden Fabeln Glauben beimessen, die von ihm ausgestreut sind, wir wissen, daß bei ihm sowohl als bei Friedrich dem Einzigen die Kunst der Münter und der Fresenius, in der Agonie zu bekehren, verloren ging. Der Graf Stolberg sieht mit seinem Gefolge beiderlei Geschlechts in seinem stolzen Gange Voltaire nicht über die Schultern an, und Matthisson macht ihn gar zum Satans-Kopfe, welches, wie Lavater in seiner Bilderbibel zur Messiade sich ausdrückt, garnicht fein satanisch ist. Auch

in Schlözers Staats-Anzeiger, die doch Aufklärung verbreiten sollen, wird den Fangbriefen, Lettres de cacher, das Wort geredet, um dem Gifte Voltairescher Aufklärung, wie es heißt, Einhalt zu tun. Wer wahrhaft Religion ehrt, wer die hierarchische Verblendung kennt, in der noch der größte Theil von Europa versunken ist, wer richtig von der Gottheit urtheilt, der kann unmöglich leugnen, daß Voltaire gerade ebensoviel zum wahren Besten der Religion gethan hat, als Lavater zum Schaden derselben thut. Aber o heilige Wahrheit, wie wird mit dir Handel getrieben!

Voltaire, sagt man, ist ein Spötter. — Doch, was ist Spott? — Ein Lächeln, das auf den Wangen erstirbt; nur dann läßt es Eindrücke zurück, wenn es tröstend ist. Traurig ist es, daß die Vernunft nicht da geradezu freie Rechte hat, wo alles auf Vernunft ankommt; daß da Irren ein Verbrechen ist, wo gewiß kein Mensch ganz ohne Irren urtheilt. Traurig ist es, daß Voltaire seinen Scharfsinn in Satyre verwandeln mußte, um unter dem Schutze der Ironie gegen Verfolgung gesichert zu sein, welches ihm um soviel leichter ward, da der ernsthafteste Vortrag in theologischen Meinungen oft die bitterste Ironie zu sein scheint. Wer kann der Satyre Grenzen setzen? Horaz, Juvenal, Boileau übertrieben sie. Mag auch Voltaire es getan haben. Aber was kann ein unzeitiger Spott der Religion schaden, und wie vieles gewinnt sie dagegen durch Aufklärung? Nur diese lehrt uns Gotteswerk von Menschenwerk unterscheiden, zeigt uns in Lavaters Schwärmen den Loyalism, er sei bedacht oder nicht, und in Voltaires Gespötte die freie Beschützung der protestantischen Behandlung des Christenthums. Sie zieht in der Berechnung dort das sogenannte Gutgemeinte vom Schadenstiftenden und hier das Leere des Gespöttes von dem freien Denken im Religionswesen ab, und dann wird gewiß das Resultat herauskommen, daß Lavater alles für Blindheit, Voltaire alles für Aufklärung that, und daß jene in der Religion alles einreißt, diese wieder aufbaut. War es nun Voltaires Schuld, daß er als Spötter frei ausging und als Reformator verfolgt gewesen sein würde, oder gereicht es ihm zur Ehre, daß er als Spötter Reformator ward, in dessen Schule Joseph das bisgen lernte, was er weiß?“

Im Anschlusse hieran lesen wir eine politische Prophezeiung, die, der Goethes über Ungarn ähnlich, vor Kurzem zum zweitenmal an Norwegen in Erfüllung gegangen ist. Gelegentlich eines Gespräches mit dem Prinzen von Augustenburg heißt es nämlich:

„Der Prinz führte an, daß schon Montesquieu bemerkt habe, daß zu viele Freiheit den Geist der Unabhängigkeit der Normänner reizen möchte, von denen man voraussetzen könne, daß sie nach hundert Jahren nicht mehr mit Dänemark verbunden sein würden.“

Hennings hat übrigens eine Herausgabe der an ihn gerichteten Briefe Mendelssohns vorbereitet. Die Einleitung findet sich im 2. Band seines Nachlasses S. 167 ff.:

Auszüge aus ungedruckten Briefen von Herrn Moses Mendelssohn.

Der Ruf der Wissenschaften hat den Namen des berühmten Mendelssohn unter uns sowie im übrigen Europa verewigt. Wir kennen seine Schriften und lesen sie zum Theil in unserer Sprache, wir wissen aus der Geschichte der Litteratur, wovon auch in der vortrefflichen Berliner Monatsschrift eine kurze Wiederholung enthalten ist, wieviele Verdienste Mendelssohn um den deutschen Geschmack und um allgemeine Aufklärung und Bildung des Geistes hatte. Weniger bekannt ist uns vielleicht der moralische Charakter dieses Mannes; die praktische Weisheit, die er noch besser übte als lehrte, ohne die Philosophie ein Gedicht ist, durch die ein öffentlicher Lehrer so wenig ein Weiser wird, als der Heldendichter durch sein Gedicht ein Held. Mendelssohn war in der Tat, was er in seinen theoretischen Arbeiten zu sein versprach; man fand erst alles, was man erwartete, in ihm, wenn man ihn kannte. Unerschütterte Gleichheit des Gemüths, diese edelste Seelengröße, nicht immer weicher Seelen-Zustand, der keiner Anstrengung fähig ist, und im unschädlichen Pflanzenleben die Tage, sich immer gleich, dahinfließen lasset, sondern die immer richtige und ruhige Durchschauung der Bestimmung des Menschen in Pflichten und Lehren, in spekulativischen Begriffen und in Handlungen, war sein Charakter; durch ihn ward er denen, die ihn am nächsten kannten, am verehrungswürdigsten und theuersten, durch ihn ward sein Umgang so lehrreich und zugleich mit der gefälligsten Grazie überströmt, die Socrates so sehr seinen Schülern empfahl.

Vielleicht würde der tägliche Umgang mit ihm, den ich fast zwei Jahre lang genoß, mir das Recht geben können, das verdiente Lob des Weisen weiter fortzusetzen. Aber sicherer noch, als aus den innersten unserer Empfindungen dem Leser unsere Gedanken vorzulegen, ist es, den Mann selbst handelnd einzuführen, dessen Andenken man unter seinen Zeitgenossen eine Stunde der Betrachtung, — und der Wehmuth, ihn verlohren zu haben, widmen mögte.

Hiezu schaffen mir einige seiner Briefe Gelegenheit, die seine Denkungsart in zweenen Fällen entwickeln, wo der Weise sich groß und das Herz sich edel zeigen kann, und wo, wie der Dichter sagt, stille Empfindungen Handlungen vor Gott sind. Der eine Fall betrifft eine Verfolgung, die aus Mendelssohns eigener Nation gegen ihn erregt wurde, als er die Sprache, den Geschmack, und vielleicht auch die theologischen Kenntnisse der Juden durch eine reine Bibel-Uebersetzung zu bilden suchte. Der zweite betrifft Lessings, seines Freundes, Tod.

Wir wissen freilich schon, wie Mendelssohn sich bey Angriffen gegen ihn und bey gelehrten Streitigkeiten betrug. Seine Antworten an Lavater, an den Ritter Michaelis; seine bis zur

sind jedem Freunde der Litteratur bekannt. Man erkennt den ruhigen Wahrheitsforscher und den wirksamen Freund in diesen öffentlichen Beweisen. Aber wie Mendelssohn in Ansehung seiner selbst bey persönlichen Angriffen dachte, erhellet deutlicher noch aus seinen Briefen.

Der Fall, wovon hier die Rede ist, ist uns um so viel näher, da die Verdrießlichkeiten, mit denen Mendelssohn bedrohet wurde, in den Staaten unseres Königs enstanden, und durch die Großmuth unseres Königlichen Hauses im Keime erstickt wurden. Der Rabbiner in Altona glaubte, aus seiner Religion Gründe hernehmen zu können, um Mendelssohn, als Bibel-Übersetzer anzugreifen. Der Schutz, der, auch bei einer Religions-Verfolgung, die sich bis in den Kreis der bürgerlichen Sicherheit verbreitete, einem Juden gegen den Rabbiner ertheilt wurde, läßt leicht vermuthen, was in einem ähnlichen Falle für Mendelssohn geschehen sein würde. Doch er bat blos um das Königliche Ansehen zur Unterstützung eines Werks. Er erhielt es; der König und die Königlichen Personen erlaubten ihm, ihre Namen der Bibel-Übersetzung vorzusetzen, und ihre Heiligkeit hatte die Wirkung, die auch die Heiligkeit der Weisheit hätte haben sollen, die vorgehabte Verfolgung einzustellen.

Es folgen Briefe Mend.'s vom 29. Juni, 13. und 29. Juli und 20. September 79.

...Soviel aus Mendelssohns Briefen, seine Bibelübersetzung, betreffend. Der angedrohte Bann blieb aus, und wie es immer mit polemischen Streitfragen geht, das Zürnen hörte auf, je weniger man sich um dasselbe bekümmerte. Die Begebenheiten und Vorfälle unter den Menschen haben selten einiges Gewicht in sich selbst; sie erhalten es nun durch unsere Meinung, und was ist mehr dem Wechsel und der Vergessenheit unterworfen, als diese? Was weniger, als wahre Empfindungen eines guten und treuen Herzens? Von dieser Art sind die, die Mendelssohn in einem Briefe vom 17. Oktober 1780 (bei Geiger 8. Mai 1781) um Lessing äußerte, und die ich noch zu liefern versprochen habe. Hier ist die dahingehörige Stelle seines Briefes. (Jetzt bei Kais. Mend. 529, Geiger 117).

„Und diesen Lessing wollte man nicht in Deutschland dulden. Er war schon reif für eine bessere Welt, als das ganze Corpus Evangelicum es für nöthig erachtete, seinem edlen und großen Beschützer den Antrag zu tun, ihm den Landesherrlichen Schutz zu entziehen, den doch die N. Germanis, die Mesmer, die Cagliostro, die Zeichen unserer Zeiten mit Recht ungestört geniessen, solange sie nicht offenbar gegen die Gesetze handeln. Mitleidig zuckt der unparteiische Leser die Achsel bei dem Schreiben des Herrn Diakonus Lavater an den Herrn Hofmedicus Marcard*) und es fällt ihm

*) „Zürich, den 10. Septbr. 1785, Morgens um 10 Uhr. Man sehe die Berliner Monatsschrift. November 1785 und Lettre du Comte de Mirabeau a XXX sur M. M. de Cagliostro et Lavater, Berlin 1786 P. 33.“

nicht ein, zu wünschen, daß des darin enthaltenen Unsinnes halber der Schwärmer, der es schrieb, nicht frei schwärmen sollte. Aber wenn man dann hört, daß ein Mann, wie Lessing, nicht frei denken dürfte, dann glaubt man sich in die Zeiten eines Gregorius M. versetzet, oder sieht sich nach den Scheiterhaufen um, die das Costnitzer Concilium anzünden ließ. Glückliches Dänemark, wo man, soweit die Geschichte reicht, weder Schwärmer noch gesetzmäßige Unduldung, dieses Unglück so vieler Nationen, kannte, wo, um von einem unserer Redner den Ausdruck des Tacitus zu borgen, die rara temporum felicitas herrschet, ubi sentrie quid velis et quid sentias dicere licet.

Auch mit Saul Ascher (vergl. Jew. Encycl. II 170) hat Hennings — zum mindesten einmal — Briefe gewechselt. Hennings gab Anfangs der neunziger Jahre unter dem Titel „Genius der Zeit" eine Zeitschrift heraus, in die sich alles flüchtete, was sich sonst überall an freier Meinungsäußerung behindert sah. So u. a. auch Saul Ascher mit einem Aufsatz, der sich mit seinem erst 1808 erschienenen „Napoleon" decken dürfte.

1802, 17. Aug. An Herrn August von Hennings, Hochwohlgebohren, Ploen. Hochwohlgebohrner Herr! Ich weiß nicht ob ich mich schon in meinem, im vorigen Jahre an Sie gerichteten Schreiben geäußert habe, daß ich die hiesige Censur nicht mehr in Rücksicht meiner politischen Grundsätze in Versuchung setzen wolle, und daher in Berlin keinen Aufsatz, noch weniger ein ganzes politisches Werk abdrucken zu lassen, mich entschließen dürfte.

Nur diesem Entschluß hab ich es zu verdanken, daß ich mit Ew. Hochwohlgeb. in Verbindung trat, welche ich durch beiliegenden Aufsatz — den Sie gütigst eine Stelle in ihrem Genius vergönnen werden — Ihnen neuerdings in Andenken zu bringen mir die Freiheit nehme.

Ich wundere mich sehr, daß über das Koncordat bis jetzt noch nichts Gründliches öffentlich verhandelt worden ist und wenn meine Bemerkungen darüber hierzu Veranlassung zu geben beabsichten, so würde ich Ew. Hochwohlgeb. um einen baldigen Abdruck derselben ersuchen. Ich werde nicht verfehlen, über mehrere wichtige Schritte der französischen Regierung Ihnen meine freimüthigen Bemerkungen von Zeit zu Zeit zu überbriefen.

Bei der Veranlassung zu diesem Schreiben, nehme ich Gelegenheit, Ihnen in beiliegendem gedrucktem Werke die Veranlassung zu meinem politischen Ostracismus — wie ich ihn nennen möchte — vorzulegen.

Unter seinem vorigen Titel ist dies Werk bereits in den wichtigsten Gelehrten Zeitungen, weit über meine Erwartung, beurtheilt worden. Aus Rücksicht gegen den Verleger, der es gern unter dem

jetzigen — seinem eigenthümlichen — Titel im Publikum einführen will, äußere ich Ihnen den Wunsch, daß Sie geliebten mögten, in Ihrem Genius das Publikum darauf aufmerksam zu machen. Der Verleger fürchtet, Gefahr zu laufen, wenn er meinen Namen, als Verfasser, auf den Titel abdrucken ließ, indeß glaubt er doch, daß es ihm vortheilhaft wäre, wenn Sie mich als Verfasser desselben in der Anzeige nennten. Welches ich Ihnen völlig aber überlassen muß.

Bei Durchlesung der Schrift werden Sie sich vielleicht fragen, was die Censur in Berlin veranlaßt haben könnte, einer solchen Schrift das Imprimatur zu versagen und sich vielleicht — eben so wenig als ich es vermag — darüber eine Auskunft geben können.

Die Ahndung einer so grundlosen Chicane neuerdings mich ausgesetzt zu sehen, veranlaßt mich, Ihnen beiliegendes Manuscript zu übersenden, und Sie zu ersuchen, demselben in dortiger Gegend einen Verleger zu verschaffen. Ich will nichts von dem Inhalt desselben sagen, indeß ein oberflächlicher Blick auf dasselbe wird Ihnen sagen, daß es wichtigen Inhaltes genug sein dürfte, um des Druckes werth zu sein. Bei Ihrer ausgebreiteten Bekanntschaft in dortiger Gegend, wo die mildeste Censur herrscht, wird Ihre Verwendung wegen eines Verlegers für die nägste Ostermesse gewiß nicht vergeblich sein.

Um Ew. Hochwohlgeb. alles Hin- und Herschreibens zu überheben, zeige ich zugleich hiermit an, daß ich dem Verleger den gedruckten 8⁰ Bogen mittlerer Größe zu circa einem Louisd'or oder das Ganze, welches nach meiner Berechnung etwa 20 à 22 Bogen betragen dürfte, für zwanzig Stück Louisd'ors überlassen will. Die Wahl der Lettern und des Papiers stelle ich völlig dem Verleger anheim. Die Berichtigung des Honorars kann auch bis nach dem Abdruck des Manuscripts anstehen und vom Verleger, wenn es ihm bequem ist, mit Eins oder in zwei Terminen abgetragen werden.

Wenn ich von Ihrem litterarischen Charakter, der mir einige Verehrung gegen Sie abgeworben, auf Ihren moralischen schließen darf, so kann ich hoffen, daß Sie in dem Inhalte meines Schreibens bloß das unbefangene Zutrauen erblicken werden, mit dem ich mich Ew. Hochwohlgeb. am Besten nähern zu können ahnde, und dies giebt mir die Aussicht, daß Sie, wenn es die Umstände erfordern werden, mir eine genügende Antwort werden zukommen lassen.

Bis dahin erklärt sich zu Ihren Gegendiensten stets bereit der sich mit Achtung unterzeichnende Ergebene

Berlin, den 17. August 1802. Saul Ascher.

Koheleth und Göthes Faust.*)

Von

Isaac Rosenberg.

Die Frage nach dem Wert und Zweck des Daseins ist zwar erst durch Schopenhauer und Eduard v. Hartmann in den Bereich systematischer Betrachtung gezogen und dadurch Gegenstand philosophischer Spekulation geworden, doch ist sie im Grunde so alt wie die Menschheit selbst. Man könnte gar sagen, sie sei dem Menschen angeboren! Sie findet auch bei jedem, der sich über die Dumpfheit des tierischen Dahinlebens emporhebt, eine entsprechende Beantwortung. Irgend eine Ansicht über das Leben seinen Wert oder Unwert bildet sich jeder Mensch. Es braucht diese nicht immer eine theoretisch in sich abgeschlossene, wissenschaftlich begründete und systematisch aufgebaute zu sein. Sie wird auch nicht

---

*) Vorliegender Vortrag wurde vor etwa 12 Jahren von mir ausgearbeitet und zuerst im Copernicus-Verein für Kunst und Wissenschaft in Thorn und seitdem in verschiedenen Literatur-Vereinen gehalten. Von Fausterklärungen habe ich vornehmlich die von H. Düntzer, Fr. Vischer, Kuno Fischer, Lewes benutzt und besonders prägnante Stellen aus diesen unter Anführungszeichen wörtlich in den Vortrag aufgenommen.

eine philosophische Weltanschauung und Weltbetrachtung notwendigerweise zur Voraussetzung haben müssen.

Der Höhlenbewohner, der mit den wilden Tieren ringt, um sein primitives Heim zu verteidigen und in diesem Kampfe freudig sein Leben aufs Spiel setzt, wenn nur die Seinigen ein gesichertes Unterkommen vor Sturm und Regen behalten, — der Krieger, der auf leichenbedecktem Schlachtfelde sein Leben mit verklärtem Blick aushaucht, wenn er nur den Sieg errungen und das Vaterland gerettet weiß, — der Staatsmann, der seine Kräfte dem erhabenen Ziele widmet, das Wohl des Landes und seiner Bewohner zu fördern und das Staatsschiff unversehrt durch alle Klippen, die ihm drohen, hindurchzuführen — ja jeder, der im Dienste einer gemeinnützigen Sache aufgeht und ihr sein Leben weiht, — selbst der Genußmensch, der nichts anderes kennt und nichts anderes erstrebt, als was seine Sinnenlust befriedigt, sie alle beantworten sich die Frage nach dem Wert und Zweck des Lebens nicht minder wie der scharfsinnige Philosoph, der mit der Wage des Verstandes dessen Vorteile und Nachteile behutsam und bedächtig gegen einander abwägt und gemäß dem Ergebnis seiner Prüfung seine Urteile aufstellt. Die Gestaltung, die jemand seinem Leben gibt, das Streben, das er an den Tag legt, der Inhalt, den er ihm verleiht, — sie bilden die praktische Beantwortung unserer Frage, insofern sich hierin kundgibt, nach welcher Richtung man dem Dasein Wert und Bedeutung beimißt.

Aber auch wenn wir von diesem allem absehen, wird schon die religiöse Ansicht, sei sie nun Ausfluß des Gesamtgeistes eines Volkes oder Stammes, oder die selbsterworbene Ueberzeugung eines Einzelnen, stets die Beantwortung der Frage nach dem Wert des Lebens, nach seinem Zwecke und seinem Ziele, in sich schließen. Man wird vielleicht nicht fehlgehen, wenn man in dem Streben, sich diese Frage zu beantworten, den Ursprung alles religiösen Fühlens und Empfindens überhaupt erblickt. Weil das Leben dem Menschen, sobald das Denken in ihm erwacht, auf Schritt

und Tritt in unendlich vielen Rätseln entgegentritt, besinnt er sich nach und nach auf sich selbst, und die Antworten, die er sich auf die ihm entgegentretenden Fragen gibt, entwickeln sich schließlich zu einer religiösen Weltanschauung. Eine jede Religion wird darum die Frage nach dem Wert und Zweck des Lebens zu lösen suchen, sei dies nun in positivem, sei es in negativem Sinne. Diese Beantwortung kann ihrer Natur nach nur eine allgemeine sein. Da aber die Erfahrung und das tägliche Leben uns immer wieder an die Ecken und Kanten rätselhafter Einzelerscheinungen stoßen läßt, die sich nicht recht in den Rahmen der aufgestellten Beantwortungssätze einfügen lassen wollen, so wird jene Frage immer aufs neue auftauchen, sobald nämlich eine Erfahrung der religiösen Gesamtanschauung zu widersprechen scheint.

Wir können dies am besten an der Hand der Bibel selbst beobachten. Der Schöpfungsbericht sagt: „Gott sah alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut!“ Hiermit sind im Grunde alle Fragen beantwortet, die das Leben aufwerfen könnte. Allein die Erfahrung scheint dieser Lehre allzuoft zu widersprechen. So soll nach dem Berichte des Midrasch schon Mose an Gott die Frage gerichtet haben, warum es den Frommen und Guten oft so schlecht gehe, während die Frevler häufig vom Glück begünstigt würden. Diese Frage schwebt auch vielen späteren Propheten auf den Lippen. Jeremia klagt: „Zu gerecht bist Du, o Gott, als daß ich mit Dir streiten könnte. Doch vom Rechte muß ich mit Dir sprechen, warum der Weg der Frevler gelingt, sich wohl befinden die Treulosen (Jerem. 12, 1).“ Habakuk erhebt den kühnen Vorwurf: „Du, dessen Augen zu rein sind, um Böses anzusehen, und der Du Unrecht nicht schauen kannst, warum blickst Du schweigend auf die Treulosen, wenn der Frevler den verschlingt, der gerechter ist als er (Habakuk 1, 13)“ und Maleachi berichtet uns, daß zu seiner Zeit ein Teil des Volkes dadurch in seinem Gottesglauben irre wurde, daß es an der gerechten Waltung Gottes zweifelte (Maleachi 3, 14).

Fast kein Buch der heiligen Schrift ist frei von der Klage, daß das Leben so mannigfache Unbegreiflichkeiten aufweise, die mit der Güte und Gerechtigkeit Gottes unvereinbar scheinen, und vor allem sind es die Psalmen, die förmlich von dieser Klage widerhallen. Doch das unerschütterliche Gottvertrauen, das allerorts zu Tage tritt, läßt die Gemüter sich verhältnismäßig leicht mit diesen Lebensrätseln abfinden. Erst im Buche Hiob wird eine ausführliche Betrachtung und umfassende Untersuchung über die Bedeutung des Lebensleides angestellt. Hiob leidet, er leidet unschuldig, und er wie seine Freunde mühen sich vergeblich, die Ursache seiner Leiden zu ergründen. Fest steht ihnen allen, daß Gott gerecht ist und kein Unrecht tun kann. Doch ebenso standhaft pocht Hiob auf seine eigne Unschuld, während seine Freunde ihn der Gerechtigkeit Gottes zuliebe der Sünde zeihen zu müssen glauben. Es ist ein tragischer Konflikt von erschütternder Wirkung, wenn Hiob mit dem Aufgebot all seiner sittlichen Kraft sich gegen die Theodicee der Freunde, die seine eigene Verurteilung einschließt, zur Wehr setzt. Die Lösung des aufgestellten Problems wird in den letzten Kapiteln gegeben. Gott erscheint selbst! Aber anstatt Hiob Aufschluß über den Grund und Zweck seiner Leiden zu geben, erinnert er ihn an die Begrenztheit seines Wissens und die Unzulänglichkeit seines Einsichtsvermögens, dem er die in der göttlichen Weltenleitung zu Tage tretende unbegrenzte Weisheit und Allmacht des Schöpfers gegenüberstellt. Der Mensch vermag das Walten Gottes nur bewundernd anzustaunen, aber nicht in seinem Wesen zu erfassen, und darum muß sich der Mensch in seinem Erkenntnisdrang bescheiden und sich demütig dem göttlichen Willen unterordnen. So ist denn eine Rechtfertigung Gottes für den Menschen schlechterdings unmöglich, weil das menschliche Fassungsvermögen viel zu umgrenzt ist, um die unendliche göttliche Weisheit zu begreifen.

„Während nun im Buche Hiob nur das Mißverhältnis zwischen Glück und Tugend oder das Leiden des Daseins als Problem aufgestellt wird, erscheint im

Buche Koheleth das Dasein selbst als problematisch, da es einer Erklärung und Rechtfertigung bedarf; denn es ist voller Uebel und Widersprüche auf der einen, und im günstigsten Falle zwecklos, eitel und nichtig auf der andern Seite". Koheleth stellt sich also die Aufgabe, das menschliche Dasein mit all seinen Einzelerscheinungen prüfend zu betrachten.

Es ersteht somit auf biblischem Boden eine Untersuchung, für die dort im ersten Augenblick gar kein Raum zu sein scheint. Wenn nun auch das Mißtrauen, das man dem Buche Koheleth schon in alter Zeit entgegenbrachte, insofern man Bedenken trug, es in den biblischen Kanon aufzunehmen, nicht ganz unbegründet ist, so trägt es doch durchaus nicht den antibiblischen Charakter, den man ihm in gewissen Zeiten beilegte. Nicht der bloße Geist der Verneinung ist es, der hier zu Worte kommt und schonungslos die Blüten an dem Baum des Lebens abreißt, sondern in ungefärbter, wahrheitsgetreuer Darstellung der Lebenserscheinungen soll der Wert des Daseins untersucht und dadurch ergründet werden, was an dessen wechselnden und sich drängenden Bildern auf Dauer und Geltung Anspruch erheben könne. Es wird das Buch beherrscht von dem am Busen der Weisheit genährten, unbegrenzten Wissenstrieb, der das ganze Leben in seiner mannigfachen Gestaltung einer eingehenden Betrachtung zu unterwerfen sucht und erklügeln will, wodurch das Lebensrätsel seine Lösung finde und womit der Mensch seinem Streben bleibenden Inhalt geben könne. Es ist Koheleth, der biblische Faust, der von brennendem Wissensdurst, von ungestümem Erkenntnisdrang erfüllt, das ganze Leben durchstürmt, um zu erforschen und zu erproben, bei welchem Tun und Wirken er mit Befriedigung weilen dürfe, ohne daß ihm der Genuß des Augenblicks durch eine etwaige spätere Erwägung beeinträchtigt und vergällt werde. So lassen sich denn zwischen Koheleth und Göthes Faust viele gemeinsame Züge auffinden, wenn man nicht gar von einer inneren Beziehung beider reden darf. Aeußerlich sind sie zwar überaus weit von einander verschieden. Faust,

die erhabene, gewaltige Dichtung, die in ihrer Art nicht wieder ihresgleichen findet, durchsichtig in ihrer Anlage, klar und verständlich in ihrer Ausführung, (wenigstens was den ersten Teil angeht) erhebend schön in ihrer Form, ein Kunstwerk in dem edelsten Sinn des Wortes, voll ergreifender Szenen, tieferregender Momente — und Koheleth, die systemlose Untersuchung, planlos in ihrer Durchführung, undurchsichtig und dunkel in vielen Teilen! Doch sehen wir von der Kunst der Darstellung, Kraft der Rede, Genialität der Anlage und Ausführung ab, und fassen wir nur Inhalt und Tendenz beider Werke ins Auge, dann ergeben sich bei ihnen so viel gemeinsame Gesichtspunkte, daß man sich zu dem Schluß berechtigt fühlt, Göthe sei bei der Abfassung des Faust nicht unbeeinflußt von Koheleth geblieben.

Stellen wir nun beide Werke inhaltlich und in Beziehung auf ihre Tendenz einander gegenüber. Der Grundgedanke Koheleths spiegelt sich in Kapitel 8, V. 17 und zwar in den Worten wieder: „Und ich sah alle Taten Gottes, daß niemand erfassen kann, was unter der Sonne geschieht. Wie sehr sich auch der Mensch abmüht, er erfaßt es nicht, wenn auch der Weise denkt, es zu erkennen, er erfaßt es nicht.“ — Es ist die Unzulänglichkeit der menschlichen Erkenntnis, es ist die Unmöglichkeit, das Geheimnis des Weltenbestandes und vor allem das Geheimnis des Lebens mit seinen verschiedenfarbigen Ausstrahlungen zu ergründen, worauf hier hingewiesen wird. Nach dieser Richtung nützt dem Menschen keine Weisheit und keine Einsicht. Sobald er sich vermißt, aus seiner Erkenntnissphäre herauszutreten, sobald sein Sinn von der äußeren Erscheinung auf das Wesen der Dinge einzugehen und die Frage nach dem „Wieso und Warum“ zu lösen sucht, läßt ihn sein Verstand im Stich; „es wird die Weisheit ihm zur Plage, sodaß er dem dummen Viehe gleicht.“ Koheleth spricht hiermit der Weisheit nicht jeden Wert ab. Er weiß ihre Vorteile sehr wohl zu würdigen und bleibt sich bewußt, daß ihr ein Vorzug vor der Torheit anhaftet, wie der Vorzug des Lichts vor der Finsternis. Doch gilt dies nicht von der absoluten

Weisheit, die sich erkühnt, den Weltenplan des Schöpfers zu durchleuchten, sondern nur von der praktischen, auf das Leben, dessen Gestaltung und Aufbau gerichteten Weisheit, die wir unter den Begriff „Lebensklugheit" fassen. Diese Weisheit nützt dem Menschen. Sie verschönt sein Dasein, sie verleiht ihm Wert und Würde, ja, sie ist ihm unentbehrlich, wenn er sich das Leben erträglich machen will, während jene dem Menschen nur zu seinem Unheile gegeben worden. „Wer Wissen häuft, häuft Unmut, wer an Erkenntnis zunimmt, mehrt sich Schmerzen", und dies insofern, als er hierdurch zu Unzufriedenheit, Lebensüberdruß und Lebensverachtung kommt. Darum findet Koheleth es empfehlenswert, sich in Abneigung gegen die Weisheit nicht um das zu kümmern, was man nicht begreifen könne, sondern still und zufrieden und unbekümmert um alle Lebensrätsel zu genießen, was die Güte Gottes biete, und sich nicht um die Zukunft zu beunruhigen. Gottergebenheit und vertrauensvolle Hingabe an die unergründliche Weisheit der Vorsehung hält darum Koheleth für das dem Menschen allein Empfehlenswerte, und auf diesen Gedanken wird auch am Schlusse des Buches als Ergebnis der ganzen Untersuchung ausdrücklich hingewiesen.

Das Buch hebt an mit dem allgemein bekannt gewordenen Ausspruch: „Eitelkeit der Eitelkeiten, alles ist eitel. Welchen Gewinn hat der Mensch bei all seinem Mühen, daß er sich abmüht unter der Sonne?" Es wird hiermit vorweggenommen und als feststehende Tatsache hingestellt, was in der weiteren Behandlung erst dargetan und bewiesen werden soll. Um nun die Flüchtigkeit und Nichtigkeit der menschlichen Bestrebungen in ein recht grelles Licht zu setzen, wird ihnen die Ewigkeit und Unveränderlichkeit der Naturgesetze gegenübergestellt. Der Bestand des Weltganzen mit seiner sich immer gleichbleibenden Ordnung wird in seiner Erhabenheit und seiner majestätischen Größe den kleinlichen und nichtigen Bestrebungen der Menschen entgegengehalten.

Koheleth hat versucht, alle Erscheinungen, die sich seinem Auge boten, verstehen zu lernen. Er wollte durch

seine Weisheit und seine Einsicht das Verständnis aller Dinge erlangen. Doch es war ein vergebliches Bemühen, es war „eine üble Beschäftigung, dem Menschen von Gott gegeben, um ihn damit zu plagen". Die Weisheit gab ihm keinen Aufschluß, die Einsicht ließ ihn im Stich, und so war sein Streben ein Haschen nach Wind, ein eitles Bemühen! Ja, noch bitterere Erfahrungen hat er in seinem Streben nach Erkenntnis machen müssen. Unmut faßt infolge seines vergeblichen Forschens bei ihm Raum, und der in seine Schranken zurückgeworfene Wissensdrang verursacht ihm heftigen Seelenschmerz. Da ihm also durch seine Weisheit keine Befriedigung geworden, will er es nun mit der Freude und dem Genuß versuchen, um vielleicht hierdurch die Lösung des Lebensrätsels zu finden. Aber auch dies war ein vergeblicher und eitler Versuch. Und doch hatte er den Freudenbecher bis zum Grunde geleert! Er baute sich Häuser, pflanzte Weinberge, legte Obstgärten an, hielt sich Sklaven und Sklavinnen nebst vielfachem Gesinde, sammelte Geld und mannigfache Schätze, häufte die Kleinodien vieler Länder auf, hielt sich Sänger und Sängerinnen, und sein feingebildeter Geschmack unterstützte ihn in diesem Streben. Er entzog sich nichts, was seine Augen begehrten, versagte seinem Herzen keine Freude. Und als er das Ganze betrachtend überschaut, da ist ihm alles wieder schal und eitel. Die Freude ekelt ihn an, sein Sehnen bleibt ungestillt, Befriedigung ist ihm nicht geworden.

Nicht minder vergeblich ist sein Bemühen in bezug auf die praktische Weisheit. Dauernden Wert kann auch sie dem Leben nicht verleihen. „Es stirbt der Weise wie der Tor. Ein Geschick ereilt beide." Da haßt er denn das Leben. Verhaßt wird ihm das Tun, dem er seine Mühen widmet. „Was bleibt dem Menschen bei all der Anstrengung und dem Sinnen seines Herzens?" ruft er erbittert aus. „Alle seine Tage sind Schmerzen, Unmut ist seine Beschäftigung." Es scheint ihm somit nur empfehlenswert zu essen und zu trinken, seinen Leib zu erquicken und sich mit dem zu freuen, was man sich erworben, — denn von all diesem habe er erkannt, daß

es aus der Hand Gottes komme und eine von Gott geschenkte Gabe sei.

Koheleth preist hier nicht den ungezügelten Genuß, der nach allem hascht und allem greift und für seine Begierde kein Gesetz und keine Schranke kennt; denn von diesem hat er bereits erkannt, daß es schal und hohl sei und nicht der Mühe lohne, — sondern die sich selbst beschränkende Genügsamkeit, die nicht aus ihrem engen Kreis heraustritt, die nicht nach dem Unerreichbaren hinüberschielt und dem Gelüste strenge Zügel anlegt. Und immer wieder kommt Koheleth, wenn die Erscheinungen des Lebens Mißbehagen und innere Unzufriedenheit in ihm erzeugen, auf die Empfehlung dieser sich selbst beschränkenden Lebensführung zurück. An sechs verschiedenen Stellen mahnt er zum bescheidenen Genuß als dem einzigen Empfehlenswerten unter den verkehrten Beschäftigungen und Bestrebungen des Menschen. Und jedesmal preist er ein solches Genießen als eine wahre Gottesgabe, die der Mensch dankbar und freudig hinnehmen möge als das einzige Mittel, das den sich ihm überall aufdrängenden Verdruß aufwiegen und beseitigen könne. So ganz besonders angesichts der betrübenden Erscheinungen und Unbegreiflichkeiten, die sich bei denkender Beobachtung des gesellschaftlichen Zusammenlebens dem Beschauer aufdrängen. Herrsche doch die größte Unbeständigkeit und Regellosigkeit im Bereiche des menschlichen Wirkens. Derselbe Mensch finde es heute nötig aufzubauen, morgen wieder einzureißen, heute einzusammeln, morgen wieder mit vollen Händen auszustreuen. Hier wendet er allen Eifer an, einen Mitmenschen vom Tode zu erretten, dort geht er darauf aus ihn zu töten. Das eine Mal läuft er einem Freunde nach, das andere Mal stößt er gar den von sich, der ihm mit offenen Armen entgegenkommt. So sei das Leben voller Ungereimtheiten und voller Widersprüche. Und nicht dies allein! Auch Bedrückung und Ungerechtigkeit machen sich allerorts breit. An der Stätte der Tugend wohnt der Frevel, und da, wo Gerechtigkeit das Szepter führen sollte, herrscht die Bosheit. Bei einer solchen Ordnung

der Dinge sei der Tote vor dem Lebenden glücklich zu preisen, weil er dem Erdenwirrsal glücklich entronnen, und noch besser sei der Ungeborene daran, weil er von all den Verkehrtheiten überhaupt nichts schaue.

Auch die Erfolge, die der Menschengeist errungen, vermögen nicht, Koheleth mit dem Leben auszusöhnen. Denn gehe man ihrem Ursprung, ihrer Quelle nach, so sei Neid und Mißgunst die Triebfeder alles Großen und Unruhe und Aufregung ihre steten Begleiter. Und was habe der Mensch davon, wenn er sich unsäglich abmühe? Mancher legt die Hände in den Schoß und kommt besser weg als jener, der sich durch stetes Mühen, Sorgen und Ringen aufzehrt. „Wer das Geld liebt, wird des Geldes nicht satt! Mit dem Reichtum mehren sich die Esser, vergrößern sich die Bedürfnisse.“ Und welcher Nutzen verbleibe dem Menschen von allem Besitz und aller Habe? Nackt, wie er gekommen, muß er wieder von der Erde scheiden, und während des Lebens läßt ihn die Uebersättigung oft nicht zum Frohgenuß kommen. Oder auch er plagt sich, sorgt und müht sich ab, scharrt zusammen, beraubt sich gar des Schlafes in der Nacht, und am Ende hat es gar der Tagelöhner besser, da er ruhig und sicher schläft, und nicht die Sorge seine Ruhe stört.

In dieser Weise läßt Koheleth das ganze Leben an seinem Blick vorüberziehen. Doch überall stößt er auf Rätsel und Fragezeichen, die kein Sinnen und Grübeln zu lösen, keine Spekulation und kein Denken zu entwirren vermag. — Klare, bare Lebensweisheit und eine allgemein befriedigende Aufklärung über das Leben vermag er darum nicht zu geben, sondern nur praktische Winke. Und so empfiehlt er die Sorglosigkeit, die das Heute genießt und sich um das Morgen nicht aufregt; die praktische Lebensweisheit, die auf das für eine günstige Lebensgestaltung Wertvolle gerichtet ist; die genügsame Freude, die dankbar annimmt, was ihr Gott bescheert; den sich selbst beschränkenden Genuß, der nur nach dem strebt, was erlaubt und was erreichbar ist. Vor allem aber warnt er vor jeder Uebermäßigkeit. Ja, selbst das Uebermaß beim Gebet erscheint ihm nicht als empfehlens=

wert. — Vielfache Lebensregeln stellt er sonach auf. Hauptsächlich aber und immer wieder mahnt er, sich nicht um das zu kümmern, was einen nichts angehe, zu essen und zu trinken, sich mit dem Eigenen zu freuen und sich um das Fremde keine Gedanken zu machen. Man soll das Leben nehmen, wie es ist und nicht, wie es sein könnte! Man soll sich nicht vermessen, die Weltenleitung Gottes erklügeln zu wollen; denn mit unsern endlichen Hülfsmitteln vermögen wir nicht das Unendliche zu durchdringen. Unsere Bestimmung aber können wir nicht mit dem Verstande, sondern nur mit dem Gemüte erfassen! In der vertrauensvollen Hingabe an die allwaltende, allgütige und allweise Vorsehung ist allein das Mittel gegeben, um über die Unebenheiten des Lebens hinwegzukommen. Und so schließt das Buch mit den Worten: „Am Ende der Sache (wohl der Untersuchung und Erörterung) wird alles verständlich. Fürchte Gott und halte seine Gebote, denn das ist der ganze Mensch. Denn jedes Geschehnis vollführt Gott mit Recht, wenn dies auch dem Menschen verhohlen ist, ob es nun gut oder böse," — es schließt demnach mit der Empfehlung vertrauensvoller Gottesverehrung als des einzigen Mittels, das dem Menschen innern Frieden und Seelenruhe bieten könne.

Wenden wir uns nun zu Faust, indem wir ihn seiner Tendenz, seinem Inhalt und dem Gang der Handlung nach dem Buche Koheleth vergleichend gegenüberstellen. Es ist in dieses größte Werk des größten deutschen Dichters unendlich viel hineingelesen und ebensoviel herausgedeutet worden. Am sichersten geht man jedoch bei seiner Beurteilung, wenn man sich von Göthes eigenen Worten leiten läßt. „Die Sage von Faust," so lautet ein Ausspruch Goethes, „klang und summte gar vieltönig in mir wieder. Wie er, hatte auch ich mich in allem Wissen umhergetrieben und ward früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen; wie er hatte auch ich es im Leben auf allerlei Weise versucht und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen." Diese Worte bilden wohl den besten Schlüssel zum Verständnis des Faust. Faust spiegelt uns Goethes eigene Seelenkämpfe wieder

— und dadurch auch die des Menschen überhaupt. Wir sehen in ihm den forschenden, ringenden, strebenden Menschengeist, wie er das Leben in seinen Höhen und Tiefen zu durchdringen sucht und die Gestaltung des Erdendaseins zu begreifen sich bemüht, wie er von dem Forschen nach Wahrheit unbefriedigt sich dem Genuß zuwendet und von dessen Schalheit und Hohlheit abgestoßen, rastlos weiter stürmt, bis daß er endlich in der fortdauernden, angestrengten, allgemein nützigen Tätigkeit das allein menschenwürdige und begehrenswerte Los sieht. Das ganze private und öffentliche Leben wird in seiner bunten Gestaltung uns in diesem gigantischen Werke vor Augen gestellt, und durch die Würdigung, die Faust ihm zu Teil werden läßt, auf seinen Wert und seinen Zweck geprüft. „Wir sehen also im Faust wie in einem Spiegel das ewige Problem unserer geistigen Existenz und daneben die bunten Züge unseres bürgerlichen Lebens. Das Gedicht ist somit ein Problem und ein Bild zugleich. Als Problem umfaßt es die höchsten Fragen des Lebens, als Bild stellt es alle Meinungen, alle Empfindungen und alle Klassen dar, die sich auf der Bühne des Lebens bewegen. Fast jede bedeutende Seite des Lebens wird darin berührt, fast jede Frage findet darin ihren Ausdruck. Es ist ein Drama traumhaft in seiner Form, aber in Sinn und Geist von furchtbarer Realität."

Schon diese kurze Darlegung über Tendenz und Inhalt des Faust zeigt uns, daß Koheleth und Faust den gleichen Grundgedanken haben und das gleiche Problem zum Vorwurf nehmen. Und wenn auch die Behandlung bei beiden grundverschieden ist, so werden sich doch auch viele überraschende Uebereinstimmungen nachweisen lassen.

Sehen wir von dem Vorspiel als wenig zum Stück gehörig ab, und beginnen wir mit dem Prolog. Aeußerlich ist er bekanntlich dem Buche Hiob nachgebildet, dem Inhalt nach lehnt er sich aufs engste an Koheleth an. Auch der Gedankengang hat manche Aehnlichkeit mit dem ersten Kapitel Koheleths. Hier wie dort wird die unveränderliche Pracht und Majestät der Schöpfung der

Ruhelosigkeit und Nichtigkeit der menschlichen Bestrebungen entgegengestellt. Der Gesang der drei Erzengel stimmt fast wörtlich mit den ersten Versen Koheleths überein. Der erhabenen Sprache Göthes gegenüber wird sich die knappe, nüchterne Ausdrucksweise Koheleths allerdings etwas dürftig ausnehmen.

„Die Sonne geht auf, und die Sonne geht unter.
Sie keucht stets ihrer Stätte zu, dahin, wo sie wieder aufgeht.

Also sagt Koheleth und Raphael, der erste der drei Engel, singt:

„Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Wettgesang,
Und ihre vorgeschriebene Reise
Vollendet sie mit Donnergang.
Ihr Anblick giebt den Engeln Stärke,
Wenn keiner sie ergründen mag;
Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich, wie am ersten Tag".

Der Gesang Gabriels entspricht dem 7. Vers im ersten Kapitel:

„Alle Flüsse gehen ins Meer, doch das Meer wird niemals voll. An den Ort, wohin die Flüsse gehen, dorthin werden sie immer gehen."

Gabriel singt:

„Und schnell und unbegreiflich schnelle
Dreht sich umher der Erde Pracht,
Es wechselt Paradieseshelle
Mit tiefer, schauervoller Nacht.
Es schäumt das Meer in breiten Flüssen
Am tiefen Grund der Felsen auf,
Und Fels und Meer wird fortgerissen
In ewig schnellem Sphärenlauf."

Und endlich der Gesang des Engels Michaël, der dem 6. Vers im ersten Kapitel Koheleth entspricht:

„Er geht nach Süden und kreist nach Norden, im Kreise geht stets der Wind, und zu seinen Kreisen kehrt er zurück."

Michael singt:

„Und Stürme brausen um die Wette,
Vom Meer aufs Land, vom Land aufs Meer
Und bilden wütend eine Kette
Der tiefsten Wirkung rings umher.
Da flammt ein blitzendes Verheeren
Dem Pfade vor des Donnerschlags;
Doch deine Boten, Herr, verehren
Das sanfte Wandeln deines Tags.“

Und nun die wenigen Verse, die die drei Engel zusammen singen:

„Der Anblick giebt den Engeln Stärke,
Da keiner dich ergründen mag,
Und alle deine hohen Werke
Sind herrlich, wie am ersten Tag.“

Sie finden ihr Vorbild in den Worten Koheleths:

„All die treibenden Mächte vermag kein Mensch auszusprechen. Das Auge wird nicht satt vom Sehen, das Ohr nicht voll vom Hören. Was gewesen ist, das wird sein, was geschehen ist, das wird geschehen, es giebt nichts Neues unter der Sonne.“

Im Gegensatz zu den Gott und die Schöpfung preisenden Engeln tritt Mephistopheles auf. Der Herrlichkeit der Welt stellt er die Erbärmlichkeit des Menschen gegenüber.

„Von Sonn' und Welten weiß ich nichts zu sagen,
Ich sehe nur, wie sich die Menschen plagen.“

Und sind nach dem Lobpreise der Engel die Werke Gottes herrlich wie am ersten Tag, so bleibt nach seiner Auffassung auch der „kleine Gott der Welt stets von gleichem Schlag und ist so wunderlich, als wie am ersten Tag.“

Ganz ähnlich spricht Koheleth:

„Was ist des Menschen Gewinn bei all seinem Mühen, daß er sich abmüht unter der Sonne?“

Und wie Mephistopheles macht auch er die von Gott gegebene Vernunft für alle Menschenpein verantwortlich.

„Denn bei viel Weisheit ist viel Gram, und wer Kenntnisse mehrt, mehrt Weh. — Ein leidiger Drang ist es, den Gott den Menschenkindern gegeben, sich damit zu plagen.“

Ganz ähnlich spricht Mephistopheles:

„Ein wenig besser würd' er leben,
Hätt'st du ihm nicht den Schein des Himmelslichts
[gegeben.
Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Nur tierischer als jedes Tier zu sein.“

Im Sinne Koheleths ist es dann auch gesprochen, wenn er auf die Frage des Herrn, ob er nur anzuklagen komme, erwidert:

„Nein, Herr! Ich find' es dort, wie immer, herzlich schlecht.
Die Menschen dauern mich in ihren Jammertagen.
Ich mag sogar die armen selbst nicht plagen.“

Was nun Zweck und Bedeutung des Prologs angeht, so will es uns bedünken, als solle durch ihn ganz dasselbe im Voraus festgestellt werden, was Koheleth am Schlusse seiner Betrachtung als deren Resultat hinstellt: Der Mensch vermag die Pläne der Vorsehung nicht zu ergründen. — Der Herr übergibt Faust in die Gewalt des Mephistopheles, in die Gewalt der Versuchung, ohne daß jener ahnt, daß in der Höhe über sein Geschick verhandelt worden ist. Rastlos und friedlos stürmt er darauf durchs Leben. „Was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, will er in seinem inneren Selbst genießen, mit seinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen und so sein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern.“ Und was erzielt er bei seinem ungestümen Vorwärtsstürmen, bei seinen in allen Lebenszweigen und auf allen Gebieten stets aufs neue angestellten Versuchen? Im zweiten Teil des Gedichts spricht er sich darüber aus:

„Ich bin nur durch die Welt gerannt;
Ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren,
Was nicht genügte, ließ ich fahren,
Was mir entwischte, ließ ich ziehn.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht,
Und abermals gewünscht und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt; erst groß und mächtig,
Nun aber geht es weise, geht bedächtig.
Der Erdenkreis ist mir genug bekannt.
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Tor, wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken Seinesgleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen!
Was er erkennt, läßt sich ergreifen.
Er wandle so den Erdentag entlang.
Wenn Geister spuken, geh' er seinen Gang:
Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er, unbefriedigt jeden Augenblick."

Was er wünschte und erhoffte, umfassende Erkenntnis zu erlangen und das Wesen aller Lebenserscheinungen verstehen zu lernen, ist ihm nicht gelungen. „Der Menschheit Krone" ist ihm nicht geworden. Er ist so weit gekommen wie Koheleth, und wie dieser nach seinen immer wieder fehlschlagenden Versuchen, vor zu vielem Grübeln, Sinnen und Denken warnt, so nimmt jetzt auch Faust davon Abstand, die außerhalb der Erfahrungswelt liegenden Dinge mit seinem Geiste zu umfassen. Dies Endergebnis soll durch den Prolog wohl von vornherein angedeutet werden, insofern uns durch ihn dargetan wird, daß menschliche Erkenntnis nicht das Geheimnis des Lebens lösen und den Schleier lüften kann, den die waltende Vorsehung über das Dasein ausgebreitet hat.

Verfolgen wir nun die Entwicklung des Dramas weiter. Faust sitzt in seinem Studierzimmer. Dumpf und düster wie die Worte Koheleth's: „Und ich richtete meinen Sinn darauf, die Weisheit zu erfassen, Sinnsprüche und rätselhafte Lehrsätze zu verstehen, und mußte erfahren, daß dies nur eine Jagd nach Wind war." — klingt auch seine Rede:

„Habe nun, ach! Philosophie,
Juristerei und Medizin
Und, leider! auch Theologie
Durchaus studiert, mit heißem Bemüh'n.
Da steh' ich nun, ich armer Tor
Und bin so klug als wie zuvor."

Wie Koheleth sich weiser fühlt als alle, die vor ihm in Jerusalem waren, so ist auch er gescheidter als all die „Laffen, Doktoren, Magister, Schreiber und Pfaffen". Koheleth gleich haßt auch er das Leben, und während jener den Toten vor dem Lebenden glücklich preist, will er freiwillig aus dem Dasein scheiden. Es schneidet allzu schmerzlich in seine Seele ein, daß der Mensch nicht über sich hinaus kann und der Geist durch das ihm anhaftende körperliche Element auf ewig an der Erreichung unbegrenzter Erkenntnis gehindert ist. Ganz ähnlich wie bei Koheleth tritt somit auch bei ihm das Gefühl menschlichen Nichtigkeit mit schneidendstem Hohne hervor.

Da er von der Unmöglichkeit wahren und höchsten Wissens überzeugt ist, will er es wie Koheleth mit dem Genuß versuchen, und in gieriger Verzweiflung gibt er sich ihm hin. Diese Hingabe wird durch die Verbindung mit Mephistopheles dargetan. „In der Zeichnung Mephisto's hat Goethe die höchste Aufgabe gelöst, die man für die Kunst der poetischen Darstellung aufstellen kann. Er hat den Begriff des Bösen in seinem ganzen Umfange in eine Individualität, in eine menschliche Gestalt verkörpert, welche ebensowohl das diabolische, das höllische Element, wie es der Volksglaube dem Teufel zuschreibt, als auch das Böse in der menschlichen Natur zur Erscheinung bringt. Er kehrt in seinen Reden immer die schlimme Seite der Dinge hervor. In dieser nüchternen, scharfen Ironie ist er oft mit seinem Urteil wahr. Wenn ihm verkehrte Zustände entgegentreten, behält er Recht. Faust gegenüber erscheint er als der Verführer, der ihn seine Straße sachte führt, aber nach der vollbrachten, sündhaften Tat sich ihm wie die Sünde selbst in ihrer nackten Blöße zeigt. In dieser Beziehung ist er als eine Person mit Faust zu fassen. Je mehr

dieser den Menschen in seiner Allgemeinheit darstellt, um so mehr erscheint auch Mephistopheles als die dunkle Seite im Menschen überhaupt, welche der Dichter zu einer Person verkörpert und der idealen, dem Höheren zugewandten Seite gegenübergestellt hat."

Von diesem Standpunkt aus betrachtet, werden wir auch in Koheleth Mephistopheles wiederfinden, wenn zum Beweise für die Nichtigkeit des Lebens eine Blüte nach der andern wie mit höhnischem Grinsen an dem Lebensbaume zerpflückt und immer die düstere Seite der Dinge hervorgekehrt wird. Und in der Tat! Bitterer und sarkastischer kann sich selbst Mephistopheles nicht ausdrücken, als es Koheleth bei seiner Lebensbetrachtung zuweilen tut. Einige Aussprüche mögen dies beweisen:

> „Ich dachte in meinem Herzen, das Geschick des Toren wird auch mich treffen! Warum habe ich mich um Weisheit bemüht? Denn ebensowenig wie des Toren wird man des Weisen einst gedenken. Der Weise stirbt wie der Tor. — Das Geschick des Menschen ist wie das des Viehes. Ein Geschick ist ihnen. Wie dieser stirbt, stirbt dieses. Der Vorzug des Menschen vor dem Vieh ist nichtig, denn alles ist eitel."

Noch mehr tritt die düstere Seite in der Natur Koheleths hervor, wenn er die Nichtigkeit und Zwecklosigkeit aller menschlichen Bestrebungen nachweist; doch würde es zu weit führen, wollten wir all die hierher gehörigen Aussprüche anführen. Besonders hervorstechend ist aber bei ihm, daß er ganz wie Mephistopheles die menschliche Vernunft für alles verantwortlich macht.

Wenden wir uns nun wieder zu Faust zurück. Durch die Verbindung mit Mephistopheles hat er mit seiner Vergangenheit vollständig gebrochen. „Des Denkers Faden ist zerrissen, die Weisheit ist als nutzlos beiseite geworfen."

> „Ich fühl's, vergebens hab' ich alle Schätze
> Des Menschengeist's auf mich herbeigerafft,
> Und wenn ich mich am Ende niedersetze,
> Quillt innerlich doch keine neue Kraft.
> Ich bin nicht um ein Haarbreit höher,
> Bin dem Unendlichen nicht näher."

Ganz so stieß auch Koheleth die Weisheit von sich, als sie ihm keine Lösung des Lebensrätsels an die Hand gab.

Eine neue Lebensgestaltung beginnt jetzt für Faust. Da die erstrebte, unbeschränkte Erkenntnis ihm versagt ist, will er es wie Koheleth mit dem sinnlichen Genuß versuchen, nicht um darin seine Kraft nutzlos zu erschöpfen, sondern um alle Gefühle und Empfindungen zu durchkosten, die das Menschenherz bewegen und beseligen, und die vielleicht auch ihm eine höhere Entfaltung seines Daseins bieten werden. Vom Glauben an Gott und an das Jenseits hat er sich vollständig losgemacht, was sein Pakt mit Mephistopheles deutlich in Erscheinung treten läßt. — Auch bei Koheleth findet sich eine Stelle, in der er den Glauben an das Jenseits zu leugnen scheint: „Alles geht an einen Ort; alles ward aus Staub und kehrt zu Staub zurück. Wer weiß, ob des Menschen Geist nach oben steigt und der des Tieres in die Tiefe zur Erde fährt.“ Doch soll hier wohl nur die Unmöglichkeit hervorgehoben werden, sich durch die Sinnenwahrnehmung erfahrungsgemäß zu überzeugen, daß sich der Geist zur Höhe hinanschwinge. Diese Interpretation kann um so mehr auf Geltung Anspruch erheben, als es weiterhin heißt: „Der Staub kehrt zur Erde zurück wie er war, der Geist kehrt zu Gott zurück, der ihn gegeben“, in welchen Worten der Glaube an die Unsterblichkeit deutlich zum Ausdruck kommt.

Bevor nun Faust und Mephistopheles ihre Forschungsreise durch das Leben antreten, führt uns der Dichter die Szene mit dem Schüler vor: „Jede Zeile ist hier bitterer Spott oder tiefe Weisheit, oft auch beides zugleich. Sie ist eine vernichtende Satire auf jede Art menschlichen Wissens. Der junge Student möchte gerne ein hochgelahrter Mann werden. Mit innigem Verlangen nach der gebotenen Belehrung ist er gekommen. Dies gibt Mephistopheles, der Fausts Professorengewand angezogen hat, Gelegenheit zu einer beißenden Schilderung aller Fakultäten. Sein Tadel ist so allgemein, daß er wie eine Verdammung der Wissenschaften selbst erscheint.

Er sucht dem Schüler das Studium völlig zu verleiden und die Sinnlichkeit als das einzige Empfehlenswerte hinzustellen." — Genau so bitter und höhnisch spricht sich Koheleth wiederholt über das Wissen und Streben der Menschen aus.

Alsdann beginnt Faust mit Mephistopheles den gemeinsamen Wanderzug. Das Leben in seiner mannigfachen Gestaltung und mit seinen vielfach wechselnden Erscheinungen rollt sich hierbei vor unseren Blicken auf. Mephistopheles führt Faust in die verschiedenen Lebenskreise ein, um ihm zu zeigen, wie man dort das Lebensrätsel löst, sein Glück und seine Befriedigung findet. Er soll es versuchen, sich in gleicher Weise zu ergötzen, und mit den überall sich ihm darbietenden Gaben und Genüssen seinen ungestümen Sinn befriedigen.

Schon ehe Mephistopheles Faust näher getreten, zeigt uns der Dichter in unvergleichlicher Schönheit durch die Szene vor dem Tor am Ostermorgen, wie der gewöhnliche Mensch das Leben auffaßt, während Faust sich unablässig abmüht, seinen Zweck und seine Bedeutung zu ergründen, und dadurch sein innerstes Wesen zu erforschen. „Faust hat seine Tage in Grübeleien verbracht, das Volk verlebt seine Zeit in leichtlebigem Treiben und anständiger Sinnlichkeit, ohne sich um das große Rätsel der Welt zu kümmern, denn ihm ist die Welt etwas Bekanntes und Vertrautes. Ein starkes Bier, ein beizender Tabak, die Treue oder Untreue eines Tänzers, die Verdienste des neuen Bürgermeisters — das sind Fragen, die das Volk weit mehr beschäftigen als alles, was Himmel und Erde an Geheimnissen enthält. — Faust wird davon tief ergriffen, als er in dem frischen, frohen Volksleben die wahre, in der Beschränktheit glückliche Zufriedenheit erkennt. Er fühlt, wie viel weiser diese einfachen Menschen sind als er selbst — denn sie genießen."

„Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet Groß und Klein:
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein."

Hier fühlt er sich als Mensch unter Menschen. Hier verlangt es auch ihn nach den stillen Freuden, die er seine Mitmenschen genießen sieht.

Auch Koheleth preist die bescheidenen Genüsse, die eine einfache, anspruchslose Lebensführung gewährt:

„Geh hin, iß in Freuden dein Brot, trinke mit frohem Herzen deinen Wein, denn längst hat Gott dein Tun gefallen. — Zu jeder Zeit seien deine Kleider weiß, und Öl fehle deinem Haupte nicht. — Genieße das Leben mit dem Weibe, das du liebst alle Tage deines Lebens, die er dir gegeben hat unter der Sonne. Denn das ist dein Anteil am Leben und an deiner Mühe, womit du dich müheſt unter der Sonne."

Doch der Feuergeist beider läßt sie nicht zum still umfriedeten Genusse kommen.

„Zwei Seelen wohnen, ach! in (ihrer) Brust,
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält, in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen,
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen."

Koheleth wird durch seine grübelnde Lebensbetrachtung aus seiner behaglichen Ruhe herausgerissen. Faust stürzt sich mit Mephistopheles in den Strudel zügellosesten, sinnlichen Genusses. Sie treten zuerst in Auerbachs Keller ein. Dort wird das Leben in vollen Zügen genossen.

„Ich muß dich nun vor allen Dingen
In lustige Gesellschaft bringen,
Damit du siehst, wie leicht sich's leben läßt.
Dem Volke hier wird jeder Tag zum Fest."

Man könnte dieser Szene die Worte Koheleth's gegenüberstellen:

„Freue dich, Jüngling, in deiner Jugendzeit! Tue dir wohl in den Tagen deines Jünglingsalters und zwar nach dem Anschauen deiner Augen. Nur wisse, daß dich über alles dieses Gott ins Gericht kommen läßt."

Doch Faust findet an dem wüsten Treiben in Auerbachs Keller keinen Gefallen. Nur kurze Zeit hält es ihn dort. Auch die widerlichen Darbietungen der Hexenküche fesseln ihn nicht. Da steigt das Bild Gretchens vor ihm auf. Bei ihr könnte er das Glück finden, das er anderwärts vergeblich sucht, wenn er nur seinem zügellosen Geiste Schranken zu setzen vermöchte. Als er Gretchens Gemach betritt, und ihn der stille Frieden ihrer bescheidenen Häuslichkeit anweht, umfaßt ihn eine wahrhaft glückliche Stimmung.

„In dieser Armut welche Fülle!
In diesem Kerker, welche Seligkeit!

O, liebe Hand. So göttergleich!
Die Hütte wird durch dich ein Himmelreich.

Doch schon bei seinem Eintritt in die Hexenküche haben wir es aus seinem eignen Mund vernommen, daß ihm das enge Leben gar nicht ansteht. Er kann seinen ungestümen Sinn nicht in engem Kreise halten. Und so verwüstet er den holden Liebesgarten, in dem er an der Seite Gretchens sich an den schönsten Blüten hätte laben können. Gretchen geht zu Grunde. Faust stürmt weiter durchs Leben, nachdem er auch in der rohen Sinnlichkeit der Walpurgisnacht keine Befriedigung gefunden hat.

Doch die Episode mit Gretchen ist nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Sein Sinn macht sich von den niederen Trieben allmählig frei und wendet sich nach und nach dem Hohen und Großen zu.

Im Regenbogen hat er ein Spiegelbild des „menschlichen Bestrebens" sehen gelernt, und dadurch ist ihm zu Bewußtsein gekommen, daß uns das Leben keinen reinen, ungetrübten Genuß bieten kann, sondern in ewigem Wechsel zwischen Genießen und Entbehren hinfliegt.

Am Kaiserhofe finden wir ihn darauf wieder. In dem dort angestellten Mummenschanz wird uns das ganze menschliche Dasein in den verschiedensten Sinnbildern vorgeführt. „Fast keine Seite im Menschenleben bleibt

hier unberücksichtigt, keine Gesellschaftsklasse wird übergangen, keine Charakteranlage außer Acht gelassen", und gerade hier ließen sich bei einer bis ins Einzelnste gehenden Untersuchung noch viele Vergleichungspunkte mit Koheleth geltend machen. Doch würde dies hier zu weit führen und den Rahmen eines Vortrages um vieles überschreiten.

Wenden wir uns nun zum Schlußakt. Wie Koheleth immer wieder auf die weise Selbstbeschränkung empfehlend hinweist, so zeigt uns hier Goethe noch einmal bei dem alten Ehepaar Philemon und Baucis das Leben im Gegensatz zu dem Stürmen und Drängen Fausts. Unter einfachen bescheidenen Verhältnissen, in Uebereinstimmung mit sich selbst und in Zufriedenheit mit ihrer Lage haben die beiden Alten ihre Jahre verlebt, während Faust in rastlosem Tun und unablässigem Versuchen nirgends Befriedigung und Ruhe zu finden vermochte.

Er setzt jetzt zum Wohl der großen Allgemeinheit seine Kräfte ein. Denn endlich ist er zu der Ueberzeugung gekommen, daß in der freien Kraftentwicklung des Menschen höchstes Glück und die Bestimmung seiner Natur liegt. Im frohen Vorgefühl des Segens, den er durch seine Tätigkeit den Mitmenschen bietet, stirbt der matt gewordene Greis. Mephistopheles glaubt triumphieren zu dürfen, da er die Wette gewonnen zu haben meint. Doch er hat dabei übersehen, daß nicht sinnlicher Genuß, sondern sittliche Freude Faust die höchste Beseligung im voraus empfinden läßt. Faust hat sich aus eigener Kraft zu höherer Tätigkeit emporgeschwungen und ihn auf diesem Wege mitgeschleppt, indem er ihn zum Handlanger für seine edlen Bestrebungen benutzte. Er konnte nicht dadurch „dem Bösen" verfallen, daß er sich ihm verschrieben hatte, sondern nur indem er in gemeiner Sinnlichkeit jedem höherem Streben entsagte. Dies zu bewirken, war Mephistopheles ebensowenig gelungen, als der Zweifel dauernd über Koheleth die Oberhand gewinnen konnte. Wie dort aus der Sandwüste des Zweifels auf's neue der Baum des Glaubens und der Hingabe an Gott

emporsproßt, so ringt sich Faust durch sein reines Streben zur Höhe hinan.

Der Schluß beider Werke zeigt also eine ziemlich übereinstimmende Lösung Die Schlußverse Koheleths haben wir bereits angeführt. Die Schlußszene des Faust bietet uns seine Aufnahme in den Kreis der Seligen. Die reine, unmittelbare Wahrheit, die er auf Erden vergeblich suchte, soll ihm erst im Himmel werden. Denn hat er auch bisher seinen Blick von Gott abgewandt, der Drang nach dem Höheren hat ihn doch zu ihm emporgeführt. Deshalb hat das Auge des Herrn mit Wohlgefallen auf ihm geruht, und im Jenseits soll er zu immer höherer Seligkeit gelangen.

Wie Koheleth trotz seines unbegrenzten Zweifels schließlich neuen Glauben und vertrauensvolle Zuversicht auf Gott gewinnt, so ringt sich also auch Faust trotz seiner vielfachen Verfehlungen durch sein unausgesetztes Streben nach dem Höheren am Ende doch zu Gott empor.

Nur das müssen wir als unterscheidendes Moment klar und deutlich im Auge behalten: Das Streben beider gipfelt auf ganz verschiedenen Gebieten. Koheleth findet seine Befriedigung in der zuversichtsstarken Unterordnung unter Gottes Waltung und Faust in der Betätigung eines allgemeinnützigen, das Wohl der Gesamtheit umfassenden Wirkens.

Und es findet diese Verschiedenartigkeit, von der Zeit der Entstehung beider Werke völlig abgesehen, in dem Charakter beider Personen ihre Begründung. Koheleth will durch seine Weisheit alles, was unter der Sonne geschieht, erfassen und verstehen lernen. Doch er wird von den dem menschlichen Erkenntnisvermögen gesetzten Schranken überall zurückgestoßen. So wird er auf das Gebiet verwiesen, wo er durch den Glauben Befriedigung und durch die Hingabe an Gott Beruhigung finden kann. Er ist nur so lange gequält und vom Zweifel geplagt, als er, der Kraft seines Verstandes und seiner Einsicht vertrauend, die Welt zu durchmessen und zu begreifen sich bemüht; seine Zweifel werden gehoben oder doch beschwichtigt, als sein Gemütsleben in den Vordergrund

tritt und ihn auf die sonnigen Gebiete des Glaubens verweist.

Auch Faust ward vom Wissensdrang unstät und ruhelos vorwärts getrieben. Doch gerade wie Koheleth läßt auch ihn seine Einsicht im Stich. Bei ihm ist aber auch das Gemütsleben erloschen. Er hat von vornherein mit dem Glauben gebrochen, drum kann er in ihm seine Seelenruhe nicht wiederfinden. Schon bevor er seinen Pakt mit Mephistopheles geschlossen, ruft er verzweifelt aus: „Fluch sei der Hoffnung! Fluch dem Glauben! Und Fluch vor Allen der Geduld“, worauf ihm der Geisterchor erwidert:

„Weh! Weh!
Du hast sie zerstört,
Die schöne Welt,
Mit mächtiger Faust;
Sie stürzt, sie zerfällt!
Ein Halbgott hat sie zerschlagen!
Wir tragen
Die Trümmer ins Nichts hinüber
Und klagen
Über die verlorne Schöne.
Mächtiger
Der Erdensöhne,
Prächtiger
Baue sie wieder,
In deinem Busen baue sie auf!
Neuen Lebenslauf
Beginne
Mit hellem Sinne
Und neue Lieder
Tönen darauf!“

Drum mußte der Dichter zur Lösung des vorhandenen Seelenkonflikts Faust ein anderes Betätigungsgebiet anweisen. Nach langem, vergeblichen Bemühen findet Faust ein solches auf dem Boden selbstlosen, allgemeinnützigen Wirkens, bei dem er seine Seelenruhe wieder erlangt und sich der Erlösung würdig macht. Aber sei es auch, daß beide Werke in Bezug auf das Wie und Wo der Lösung des geschürzten Knotens gar wesentlich von einander abweichen, so paßt doch gleichermaßen auf Koheleth, wie auch auf Faust, wenn auch auf jeden in einem andern Sinne, der Gesang der Engel in der Höhe:

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.“

Karl Emil Franzos.*)

Von

Ludwig Geiger.

Karl Emil Franzos ist vor vier Jahren gestorben. Daß seine Würdigung so spät erfolgt, hat seine Ursache teilweise in äußeren Gründen. In einer Beziehung ist diese Verzögerung jedoch höchst erwünscht. Durch sie ist es möglich zu konstatieren, daß Franzos' Ruhm kein so kurzlebiger ist, wie der vieler anderer modernen Autoren. Seit seinem Tode ist nicht nur ein von ihm druckfertig hinterlassener Roman erschienen, der einen berechtigten großen Erfolg hatte, fast größer als irgend eine seiner früheren Arbeiten, sondern mehrere Neuauflagen früherer Werke stellten sich als notwendig heraus. Aeltere Arbeiten wurden in Zeitschriften wiederholt und in neuen Uebersetzungen verbreitet. Diese Tatsachen, die hoffen lassen, daß Franzos noch lange unvergessen bleiben wird, legen die Pflicht auf, über ihn zu reden.

---

*) Das rein biographische Material zu dieser Skizze verdanke ich hauptsächlich der Witwe des Verstorbenen, Frau Ottilie Franzos, die durch ihre Treue, ihre schriftstellerische Begabung, ihr emsiges und von den besten Erfolgen begleitetes Erforschen jedes auch des kleinsten Details gewiß am ehesten zur Ausführung einer würdigen und großen Biographie ihres Gatten berufen wäre. Für die Kindheit und Jugendgeschichte sind außer vielen Anspielungen und Schilderungen in zahlreichen Skizzen und Erzählungen besonders wichtig zwei selbstbiographische Aufsätze: die „Geschichte des Erstlingswerkes" Berlin, 1894 und das Vorwort zu dem nachgelassenen Roman „Der Pojaz". (1905).

Ein solcher Versuch muß nun entsprechend dem Organ, in dem er erscheint und dem Raume, der ihm zugewiesen werden kann, beschränkt und in seinem Inhalt etwas einseitig sein. Ein reiches äußeres und inneres Leben, ein umfassendes schriftstellerisches Wirken kann in wenigen Bogen nur angedeutet werden; ein jüdisches Jahrbuch wird aber naturgemäß in erster Linie Jüdisches berücksichtigen.

Karl Emil Franzos wurde in Czortkow in Galizien am 25. Oktober 1848 geboren. Sein Geschlecht führte er auf Spanien zurück und er fühlte einen gewissen Stolz auf diese Abstammung. Sein Vater, Dr. Heinrich Franzos, dessen ärztliches und humanitäres Wirken von Privaten und Behörden mit Dank und Bewunderung anerkannt wurde, verheiratete sich 1835 mit Karoline Klarfeld (1810—1891) aus Odessa, der Tochter eines gebildeten aber unvermögenden Mannes Abraham Klarfeld, der aus Liebe zur Lektüre, besonders schöngeistiger, sein Geschäft vernachlässigte (lebte 1870 noch in Odessa). Aus der Ehe der Eltern entstammten viele Kinder. Von ihnen starben drei in frühester Kindheit. Ein Sohn, Max, ein dichterisch veranlagter Jüngling, von dem sich z. B. ein stimmungsvolles Gedicht „Judenhochzeit" erhalten hat, starb 1857 als 20jähriger Student der Medizin. Nur zwei Schwestern erreichten ein höheres Alter: Julie 1838—97, die etwas schwachsinnig blieb und Leonore (Lorzia) 1840(?)—1900, die als Kind von ihrer Wärterin fallen gelassen worden war und Zeit ihres Lebens bucklig blieb. Karl Emil, in seinem Vaterhause Milko genannt, war das jüngste Kind. Er wurde von seinem Vater, dem er auch äußerlich sehr ähnlich sah, besonders geliebt; der Vater versprach sich viel von seinem jüngsten Sprößling. Doch erlebte der tüchtige Arzt die Entwicklung des Knaben nicht, er starb bereits am 1. Juli 1858. Das Andenken des Vaters hielt der Sohn stets heilig und er gedachte seiner gern und oft in mündlichen Erzählungen wie in Schriften als einer idealen Gestalt. Der Mutter und den Schwestern blieb der Knabe und der Mann innig ergeben. Schwester Julie

half in der ersten Zeit dem Bruder aus, wo sie konnte; in den letzten Jahrzehnten ihres Lebens wurden die Schwestern von diesem reichlichun terstützt, ja lebten nach dem Verlust ihres Vermögens ausschließlich von ihm.

Der Knabe, dessen erster Lehrer ein Trainsoldat war, den der Dichter später häufig poetisch verklärte, besuchte zuerst die Klosterschule seiner Vaterstadt. Nach dem frühen Tode des Vaters übersiedelte die Mutter mit den drei Kindern nach Czernowitz. Karl Emil bezog nach kurzem erfolglosen Besuch der Realschule das Gymnasium (vergl. die Erzählung Friedele), das unter dem vortrefflichen Rektor Stephan Wolf stand, einem Bannerträger deutscher Kultur im Osten (gestorben 27. Febr. 1898), den der dankbare Schüler wiederholt in seinen Skizzen, noch in der letzten, die er schrieb und veröffentlichte, ein ehrendes Denkmal setzte. Dieser Lehrer war ein vortrefflicher Philologe. Er verstand es in ausgezeichneter Weise, seinen Zöglingen die alten Sprachen lieb zu machen und sie zu einer hervorragenden Kenntnis anzuleiten. Mit manchen Schulgenossen, von denen der eine später Professor, zwei andere tüchtige Juristen, ein vierter Pfarrer wurde — sie sind alle in „Ungeschickte Leute", „Stille Geschichten", „Der Pojaz" geschildert — kam er in innigen Verkehr und blieb mit ihnen in dauernder Verbindung

Der Gymnasialschüler mußte, da der nicht übermäßig große Nachlaß des Vaters nur zur Bestreitung des Notwendigsten ausreichte, seinen Unterhalt durch Stundengeben erwerben. Schon als Gymnasiast hielt er im Auftrage seiner Kollegen einzelne wirkungsvolle Reden und veröffentlichte kleine Aufsätze. Bereits 1866 publizierte er im Bukowinaer Hauskalender seine erste Novelle. Dann 1867 eine Bukowinaer Liebesgeschichte aus der Römerzeit, eine Geschichte, die besonders unter den Mitschülern rühmliches Aufsehen machte. 1867 plante er gleichfalls in Czernowitz eine Freiligrath-Feier, war aber genötigt, von ihrer Ausführung abzusehen, weil in ganz Czernowitz außer ihm und seinem Mitveranstalter kaum jemand eine Ahnung von dem deutschen Dichter hatte und mußte seinen dafür bestimmten Prolog zu einem Fest für die

durch ein großes Unwetter Geschädigten umgestalten. Trotz dieser ganz ungewöhnlichen Tätigkeit eines Schülers und trotz seines durch seine ärmlichen Lebensverhältnisse schwer zu befriedigenden Hanges zu Büchern war er kein Stubenhocker und kein Bücherwurm. Vielmehr übte er durch seine Fröhlichkeit ermunternden Einfluß auf seine Kameraden und ließ sich in seiner Heiterkeit durch die Prophezeiung einer Kartenlegerin, die ihm ein schlimmes Ende voraussagte, nicht allzu stark anfechten. Am 3. August 1867 bestand er als Primus seine Maturitätsprüfung mit Auszeichnung. In den folgenden Wochen besuchte er in Begleitung seiner Mutter den Großvater in Odessa und zog, nachdem er für großjährig erklärt worden war, um sein Erbteil an seine Mutter abtreten zu können, nach Wien, um Jurisprudenz zu studieren.

Auch als Student stand er trotz seiner Jugend — er war kaum 19 Jahre alt — völlig auf eigenen Füßen, gewann durch Stundengeben und literarische Arbeiten schwer genug sein knappes Auskommen, ließ aber den Mut nicht sinken und sich die Lebensfreudigkeit nicht stören. Zu seinen gleichaltrigen Studiengenossen gehörten Hubert Janitschek, der sich später als Kunsthistoriker, Alfred Klaar und Anton Schlossar, die sich als Literaturhistoriker einen geachteten Namen erwarben; auch mit dem weit älteren Dr. K. Lueger saß er zusammen im „Akademischen Leseverein". Er beteiligte sich sehr eifrig an studentischen Angelegenheiten. Er gehörte der Burschenschaft Teutonia an, als deren Vertreter er 1868 den Burschentag in Berlin besuchte, und mit der er noch bis 1882 in einem gewissen Zusammenhange war, hielt auch in dem akademischen Leseverein wissenschaftliche Vorlesungen über Stifters „Studien" und „Ein Lobgesang des Todes". Wie die Czernowitzer Schulzeit, so war und blieb ihm das Wiener Universitätsjahr von all dem unvergänglichen Zauber der Jugend umflossen. Gern gedachte er in seinen Skizzen dieser Zeit und seiner Gefährten; „Unser Haus" erschien 1881 im Feuilleton der Neuen Freien Presse und erregte bei der Studentenschaft freudiges Staunen.

Sein zweites Universitätsjahr, vor dessen Beginn er die Ferien zu Hause verbrachte, sowie die folgenden, verlebte er in Graz, in der Hoffnung, die sich nicht ganz erfüllte, in diesem billigeren Orte leichter sein Auskommen zu finden. Dort bestand er die Prüfungen, die erste juristische Staatsprüfung mit Auszeichnung. Wie in Wien, so beteiligte er sich auch an der zweiten Universität lebhaft am studentischen Leben, war Präsident der studentischen Verbindung Orion, trat als solcher mit Wilhelm Scherer und Julius Fröbel in Berührung, hielt Reden in Volksversammlungen der Deutsch-Nationalen, unterzeichnete den Aufruf an die deutschen Hochschulen vom 25. Juli 1870, spielte eine hervorragende Rolle bei dem am 6. Oktober 1870 für die Witwen und Waisen der gefallenen deutschen Krieger veranstalteten Feste und war Leiter eines deutsch-nationalen Kommerses am 5. Dezember 1870 — eine Tätigkeit, die er durch eine Geldstrafe büßen mußte, nachdem er bereits 1868 polizeiliche Chikanen erduldet hatte — und im Komitee des Siegesfestes vom 6. März 1871. Wo er auftrat, wirkte er außerordentlich durch seine Reden und Deklamation, z. B. 1869 bei der Feier des 100. Geburtstags Alexander v. Humboldts in Czernowitz, in demselben Jahre und zwar in Graz bei der Gedenkfeier für Ernst Moritz Arndt, bei der auch sein junges Herz in Liebe erglühte („Sophie" in „Stille Geschichten"). Während eines Ferienaufenthaltes in Czernowitz 1869 übernahm er, der als Grazer Student für manche österreichische Blätter korrespondiert und auch in einzelnen deutschen Zeitungen und Zeitschriften Aufsätze veröffentlicht hatte, seine erste Redaktion, die der „Buchenblätter" (1. Jahrgang 1870) die in manchen Zeitungen ehrenvoll genannt wurden.

Graz war und blieb ihm zeitlebens lieb; es ist die Stätte vieler seiner Erzählungen, auch der Schauplatz seiner einzigen Versnovelle „Mein Franz"; Lokalschilderungen, poetische Verwertungen einzelner Personen: seiner Kommilitonen, ehrsamer Bürger und vornehmer

Herren finden sich in vielen seiner Geschichten, nicht etwa nur in denen, die während seiner Studentenzeit entstanden.

Schon während seines Grazer Aufenthaltes muß er mit der „Neuen Freien Presse" in Wien liiert gewesen sein; als deren Berichterstatter reiste er 1872 nach Straßburg zur Eröffnung der Universität. Die sonnige Erinnerung an diese Tage der Universitätsfeier, besonders die Fahrt nach dem Odilienberg ist ihm durch sein ganzes Leben geblieben. Besonders erfreulich war ihm die Begegnung mit Josef Victor von Scheffel und Berthold Auerbach, deren er gern gedachte, — der letztere war, wie er berichtete, als Student mit Heinrich Franzos zusammen gewesen. Am 13. Mai 1872 kehrte Karl Emil nach Graz zurück, fest entschlossen, die Juristerei aufzugeben und sich ganz der Literatur zu widmen. Er übernahm zwar bald die Stelle eines Redakteurs am „Pester Journal", verlor sie aber schon im Sommer desselben Jahres durch Schuld des Verlegers, der dann gerichtlich genötigt wurde, ihm eine ziemlich beträchtliche Entschädigung zu gewähren. Dann lebte er längere Zeit in der Hauptstadt Ungarns als eifriger Feuilletonmitarbeiter am „Pester Lloyd" und berichtete für dasselbe Blatt von Wien aus über die dortige Weltausstellung. Die außerordentlichen Anstrengungen der letzten Monate und Jahre zwangen ihn zu einer längeren Ausspannung. Um diese sich zu verschaffen, verbrachte er den Winter 1873/74 in Italien, wo er sich in Nervi, Riva, Florenz und Capri längere Zeit aufhielt. Auch später war er noch wiederholt in Italien, wahrscheinlich auch im Frühjahr 1875, und empfing von Rom tiefe Eindrücke.

Im Jahre 1873 schlug er seinen Wohnsitz in Wien auf und nahm dort für mehr als ein Jahrzehnt seinen dauernden Aufenthalt. Von 1873 an waren in der „Neuen Freien Presse" die Novellen und Skizzen erschienen, die in außerordentlich vielen Zeitungen nachgedruckt wurden, die den Inhalt seines ersten Buches „Aus Halbasien" Bd. I und II ausmachten. Die in „Die Juden von Barnow" enthaltenen Novellen sind in verschiedenen

Blättern zuerst erschienen. Es machte sehr viel Mühe, für diese Arbeiten einen Verleger zu finden.

Gerade diese Schwierigkeiten ließen ihn das Elend des freien Schriftstellerlebens so schwer fühlen, daß er im Herbst 1874 nahe daran war, Reporter zu werden; zu seinem Glücke konnte dieser Plan nicht ausgeführt werden. Er hatte den Sommer im Bad Dorna-Vatra in der Bukowina verlebt, war mit den 100 Gulden, die er von Wien aus mitgebracht hatte, zwei Monate lang ausgekommen; von dem Ertrage einiger Aufsätze konnte er die Rückreise nach Wien bestreiten. Drei Novellen, die er vorher geschrieben hatte, wanderten von Redaktion zu Redaktion und kehrten immer wieder zu ihrem Autor zurück. Er glaubte, daß nur die Anstellung im Bureau einer Zeitung ihn retten könnte. Daher ging er zu Etienne, dem Herausgeber der „Neuen Freien Presse“, bot sich zu einer solchen Stellung an, wurde aber abgewiesen. Er war über diese Abweisung ganz verzweifelt, mußte am 1. Oktober zum ersten Mal in seinem Leben seiner Wirtin die Miete schuldig bleiben und vermochte erst abends, als erste warme Mahlzeit des Tages, eine Tasse Kaffee zu sich zu nehmen. Dabei las er, daß demnächst in Würzburg die Gerichtsverhandlung gegen den Böttchergesellen Wilhelm Kullmann, der Bismarck in Kissingen angeschossen hatte, stattfinden würde. Er stürzte zur „Neuen Freien Presse“, um sich als Berichterstatter anzubieten, fand aber nicht den Mut hinaufzugehen, sondern schrieb an Etienne und erhielt am nächsten Tage die Zusage, für eine Entschädigung von 200 Fl. inklusive Reisekosten und Speisen, nach Würzburg fahren zu dürfen. Freilich war der Aufforderung die Drohung hinzugefügt, niemals wieder einen Auftrag zu erhalten, wenn ein anderes Wiener Blatt besser über den Prozeß berichtete. Zu seinem Glücke war dies der Fall. Die Berichterstatter der übrigen Wiener Blätter, die den Neuling scheel ansahen, überflügelten ihn trotz seiner unermüdlichen Arbeit. So waren wirklich trotz aller Mühe, Franzos' Berichte die kürzesten und unvollständigsten gewesen, und seine Reporterträume vernichtet.

In diesen Jahren 1875 und 76 erwarb Franzos durch die beiden schon genannten Bücher große und allgemeine Anerkennung. Sie sind nach meiner Ueberzeugung fast seine besten Arbeiten; in ihnen liegen die Keime für vieles andere. In ihnen zeigt sich seine Eigenart, die er selbst einmal als „romantischen Realismus“ bezeichnete. Romantisch, weil trotz des entschiedensten Widerspruchs abgelebte Zustände mit einer gewissen Verklärung geschildert wurden; Realismus, weil der Autor mit großer Wirklichkeitstreue das darzustellen vermochte, was er sah. Und noch eine zweite Eigentümlichkeit zeigt sich schon in diesen ersten Büchern: die meisterhafte Behandlung der ethnographischen Novelle. Und zwar bewährt sich eine Doppelkunst, die den Romantikern in geringem Maße oder garnicht eigen war: die eine, fremde Völkerschaften in ihrer Wesensart und Bedeutung darzustellen, die andere, die Landschaft in ihrem ganzen fremdartigen Zauber, in ihrer Gewalt und Lieblichkeit zu schildern. Frühlingswonne und Sommerlust sind viel seltener als Herbststimmung und Winterstürme; aber die letzten werden prächtig dargestellt. Die trübe und dunkle Natur gibt aber nur den entsprechenden Rahmen ab für traurige Zustände. Denn diese Bücher berichten weniger von Freude als von Leid, statt von glückseliger Ruhe melden sie von erbitterten, oft blutigen Kämpfen.

Der Kampf, den der Verfasser in dem Buche „Aus Halbasien“ führt, ist zunächst der gegen die unberechtigte Herrschaft des polnischen Elements in seiner Heimat. Die Stätte, in der die Geschichten spielen, ist des Dichters Geburtsstadt, die er Barnow nennt und bei deren Schilderung er die rührendste Anhänglichkeit beweist.

Ein höchst anmutiges Bild von diesem Städtchen entwirft er in der Skizze „Schiller in Barnow“, einem unvergleichlichen Stück, das von allem etwas hat, von erschütternder Tragik, von derbem Humor und rührender Innigkeit. Es ist die Geschichte von fünf Exemplaren der Schillerschen Gedichte; des einen, das im Besitz eines elenden, ruinierten Grafen sich befindet und neben dem

Casanova verstaubt; des zweiten im Besitze des Stadtarztes, der, in kleinen Verhältnissen aufgewachsen, emsigem Studium ergeben, nun durch die Lektüre ein besserer und glücklicherer Mensch wird; des dritten, das die Frau des Bezirksrichters liest, wenn sie sentimentale Anwandlungen hat; des vierten, aus dem ein jüdischer, verkümmerter Gelehrter sich gelegentlich Begeisterung holt; endlich des fünften, eines zerlesenen Exemplars von Schillers Gedichten, welches das gemeinsame Eigentum eines katholischen Mönchs, eines ruthenischen Schulmeisters und eines Barnower Juden bildet, dreier Menschen, verschieden in ihrer Bildung, verschieden in ihrem Geschick, aber einig in ihrem Streben und einig in ihrer Empfindung. Sie genießen die heiligste Weihe aus diesem Buche. „Die drei waren im Dunkeln und haben sich nach Licht gesehnt, sie waren in der Wüste und haben nach einem Quell gedürstet . . . Und was von Licht und Labung in ihrem armen, dunklen Leben leuchtet und quillt, ist ihnen aus diesen löschpapiernen Blättern gekommen“.

Aber nicht nur literarische Bewegung kennt das Städtchen, auch von politischen Stürmen wird es erregt. In dem Aufsatz „Jüdische Polen“ wird die Wahlagitation erzählt, welche das Städtchen in zwei feindliche Parteien spaltete, der Wahlkampf, in dem der mächtige polnische Graf unterlag, und der jüdische Advokat, welcher das Deutschtum und die Verfassung vertrat, obsiegte. Zwar wurden die Juden von des Grafen Knechten geprügelt, die „jüdischen Polen“ werden wohl auch bald wieder zu „polnischen Juden“; aber die Sache der Freiheit hatte einen Sieg errungen.

Neben der friedlichen Wahlschlacht der blutige Krieg: „Der Aufstand von Wolowce“ schildert die Untaten eines Grafen gegen die neuvermählten Frauen seiner Untertanen und seine fürchterliche Bestrafung. Der Humor kommt in der Geschichte „Wladislav und Wladislava“, der Erzählung von einem durchtriebenen Gaunerpaar, zu seinem Recht, einem Paar, das sich eine Zeitlang mit Glück als Patrioten aufzuspielen gewußt. Auch aus Rumänien weiß Franzos nichts Erfreuliches zu berichten.

Es sind traurige Bilder, die, er in „Gouvernanten und Gespielen“ von dem Schicksal junger nach diesem Lande gebrachter oder, fast möchte man sagen, verkaufter Mädchen entwirft, oder von jüdischen Wucherern, die, wie er in „Tote Seelen“ berichtet, für große Summen Totenscheine für lebende Verbrecher beschaffen, von der Unbildung, Modesucht und Pflichtvergessenheit der „rumänischen Frauen“, von dem „Richter Jancu“, der sein Weib und seinen Knecht und eine Zigeunerin ermordet, weil die ersteren in ehebrecherischem Umgang gelebt, durch Gift, welches sie von der letzteren erhalten, sein Kind getötet haben, ihn selbst töten wollten und an der Leiche des Kindes ihr Verbrechen fortsetzen, von diesem Richter, der vor dem Gerichtshof seine entsetzliche Geschichte erzählt und zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt wird.

Wir werden die Trauer nicht los, auch wenn wir von Rumänien nach Süd-Rußland ziehen. Es packt uns mächtig, wenn wir in der Geschichte „Am Altare“, lesen wie der russische Leutnant in einem alten Schlosse bei der Beerdigung des Besitzers den Popen, der an dem Altar prophetisch das Ende der Gewaltherrschaft verkündet, niederschießt.

Und sind es denn fröhliche Geschichten, die der Verfasser aus Oesterreich zu erzählen weiß? So spaßhaft die Geschichten auch sind, die er unter dem Titel „Kossuthjagden“ zusammenstellt, so sind sie doch von bitterem Ernste erfüllt, von innigem Mitgefühl für die verhängnisvollen Torheiten einer noch nicht längst vergangenen Zeit.

Aber bei einem Lande hellt sich des Erzählers Sinn auf, bei der Bukowina. Wenn er „von Wien nach Czernowitz“ fährt und die Reise beschreibt, sieht er nach der langen Trübsal der Reise am Ziele Erquickendes; wie hübsch weiß er sein Land „zwischen Dnjestr und Bistrizza“ uns vorzuführen; wie warm und erhebend „ein Kulturfest“, die Feier bei der Gründung der Universität Czernowitz, zu schildern. Und selbst wenn er Seltsames erzählt, wie die Geschichte der „Leute vom wahren Glauben“ so hält er sich doch fern von spöttischer Uebertreibung oder tadelnder Herabsetzung; mit einer Mischung von

scheuer Verwunderung und herzlichem Mitleiden zeigt er uns die Dörfer und das Kloster dieser armen Leute, die, wie ihr Abt spricht, „lieber Gut und Geld, lieber Leib und Leben verlieren, als — den Himmel“.

Unter den angeführten Skizzen, welche nur den Inhalt des reichen Buches andeuten, nicht erschöpfen sollen, sind viele, die zum Teil durch ihren Stoff, ganz besonders aber durch die Art ihrer Schilderung einen gewaltigen Eindruck auf den Leser machen; als ergreifendste ist mir aber die Erzählung „Der Richter von Biala“ erschienen. Auch hier wieder die Mischung von Humor und Ernst, von Freude an einigen Personen und Trauer über die allgemeinen Verhältnisse. Es ist die Geschichte eines Mannes, der Soldat werden muß, während seiner Dienstzeit die Geliebte verliert, welche sich mit einem Vetter verheiratet, diesem, obgleich er ihn tötlich haßt, in Todesgefahr beisteht und das Leben rettet, und wegen dieser Tat zum Dorfrichter gewählt wird. Und als solcher erlebt er Grausiges und bewährt sich als ein mutvoller Mann. Die Tochter seiner einstigen Geliebten wird von einem Jäger geliebt, aber von dessen Herrn, dem Grafen, verführt, der Graf von seinem Diener, der nach der Tat als Räuber in die Wälder flüchtet, erschossen, und nun muß der Richter dem alten Grafen, der racheschnaubend die Bauern anfährt, entgegentreten und kommt bei seinem kühnen Widerstand nur durch einen glücklichen Zufall mit dem Leben davon. In einem jahrelangen Kampfe muß er den widerwärtigsten Quälereien gegenüber seine eigene Sicherheit behaupten und die Interessen der bedrohten Gemeinde siegreich vertreten.

Ob diese Geschichte wahr ist? Ob alle die anderen Erzählungen und Schilderungen volle Wahrheit enthalten? Ich weiß es nicht. Aber eines weiß ich, daß sie nicht müßige Erfindungen eines witzigen Kopfes zur Unterhaltung einer sensationsbedürftigen Menge sind, sondern wahre Herzensergießungen eines tief empfindenden Menschen, der das Elend anderer nicht von der Ferne neugierig gaffend betrachtet, sondern fühlt, wie es die eigene Brust durchschneidet, und der auf Abhilfe des entsetzlichen

Schicksals sinnt; daß sie ertönen wie die traurigen sehnsuchtsvollen Klagen des Patrioten, der das Land, das er liebt, der die Stämme, in denen er tüchtige Elemente erkennt, übermächtigen Gewalten preisgegeben, und wenn nicht unrettbar verloren, so doch einem schaurigen Untergang allmählich entgegenwanken sieht; daß sie uns ins Herz schneiden als die Hilferufe eines guten Deutschen, der den Rückgang der deutschen Kultur, welche ehedem in den Osten einzuziehen versuchte und nun gewaltsam aus demselben entfernt werden soll, grollend mit anblickt.

Uns interessiert hier am meisten die Schilderung der Juden. Auch sie ist, wie man aus den kurzen Analysen vielleicht schon erkannt hat, ein Kampf. Und in dieser Streitbarkeit liegt die Hauptbedeutung des Buches, sein starker Gegensatz gegen die früheren Ghettonovellen. Diese hatten, jede in ihrer Art, eine Verklärung der abgelebten Zustände im Sinn. Die Poesie des Cheder wurde in ergreifenden Bildern vorgeführt, die Innigkeit des jüdischen Familienlebens, die friedliche Beschränkung in ihrer Abgeschlossenheit vom Geräusche der Welt wurde mit dem Zauber der Romantik umkleidet. Kompert erkannte seine Spezialität darin, die Möglichkeit der Assimilation zwischen Juden und Christen zu betonen, schöne Jüdinnen vorzuführen, die zugleich mit den Segnungen der modernen Kultur, die Liebe zu einem Christen empfinden, geisteskräftige Männer, die eine Brücke bauen zwischen den anscheinend unvereinbaren Gegensätzen des Judentums und Christentums. Von solchen Tendenzen ist zwar Franzos nicht völlig frei, aber sein eigentliches Wesen ist ein anderes. Auch hier ist zu beachten, daß er nicht nur Dichter, sondern auch Kulturhistoriker ist, und daß er als Dichter in weit höherem Grade Realist ist als seine Vorgänger. Dazu kommt noch ein anderes. Die früheren Ghettoerzähler wuchsen im Ghetto auf; ihre Jugendbildung war keine deutsche, sondern eine hebräisch-jüdische, sie hatten ein ganz anderes inneres Verhältnis zu diesen Zuständen, von denen sie sich selbst nicht ohne Mühe und vielleicht nicht ohne Schmerz losringen mußten. Franzos dagegen ist ein Deutscher von

Geburt, Sohn eines deutschen Vaters, in deutscher Weise erzogen. Dadurch hat er keine Nachteile, sondern nur Vorteile; er hat schon als Knabe ein Ideal des Judentums in sich gefühlt, das jene sich erst mühsam erkämpfen mußten, er empfing früh geläuterte, religiöse Begriffe, befreit von allen Schlacken, er sah das Judentum historisch an, und erkannte ihm wie eine Vergangenheit so eine Zukunft zu. Die Resignation, die ein starker Bestandteil in jener Wesen war; das Gefühl, die Juden seien nun einmal in die Verbannung zum Leiden geschickt, existierte nicht für ihn; der dumpfe Fatalismus, der darin bestand: Gott, der das Leiden gebracht habe, werde es auch wenden, war ihm vollständig fremd. Er glaubte an eine Mission der Juden, an die Zukunft des Judentums. Der Geist der Religion erfüllte ihn, der Glaube hatte in ihm feste Wurzel. Nicht durch Vernunftgründe suchte er seinen Gottesglauben zu erhärten; die Pietät, die ihn beim Judentum festhielt, war es nicht ausschließlich, die seine Religiosität gestaltete, noch weniger Schwäche, die ihn veranlaßte einen starken Halt außer sich zu suchen, sondern das Gemüt, das von der bloß materialistischen Weltanschauung abgestoßen, sich nach etwas außerweltlichem sehnte, das ihn beruhigte und erhob. Er fühlte sich nicht veranlaßt, offen ein Glaubensbekenntnis abzulegen, aber seinen Vertrautesten gegenüber bekannte er seine Gläubigkeit.

Aus solchen Anschauungen erwuchs ihm seine Stellung zum Judentum und zu den Juden. Zu dem Judentum, dem er einen Platz unter den Faktoren der Weltentwicklung einräumen wollte, zu den Juden, die er zu modernen Menschen zu gestalten suchte. In dieser Weise ist sein oft angeführtes und nicht selten mißverstandenes Wort „Jedes Volk hat die Juden, die es verdient" zu begreifen, denn es will sagen, daß die Juden in sich die Assimilationsfähigkeit, die Kulturmöglichkeit, die Liebe zum Vaterlande, den Hang der Entwickelung zu nützlichen Staatsbürgern besitzen, daß sie aber in dieser Tätigkeit und in diesem Streben von den feindlichen Nationen zurückgedrängt werden. Aber so sehr Franzos

die Sache der Juden zu der seinigen macht, so sehr er ihre menschenwürdige Behandlung verlangt, so sehr er gegen die Willkür, die gegen sie angewendet wird, protestiert, so ist er doch weit entfernt davon, alles in ihrem Wesen, in ihrem Handeln zu billigen. Auch hier strebt er nach Wahrheit. Er beschönigt ihre Mängel nicht, er weist nachdrücklich auf die Spitzbübereien hin, die manche Juden des Ostens in ihrer langen Leidenszeit als einzige Widerstandsmöglichkeit ersannen und ausübten, er zeigt empört und nicht mitleidsvoll ihre Fehler auf, ihr Beharren in kulturfeindlicher Absonderung; er fordert ihre Annäherung an europäische Sitten.

Solche Forderungen vereint mit warmherziger Teilnahme für die Unterdrückten zeigen sich schon in den Novellen und Skizzen der besprochenen Bände. Sie tritt noch deutlicher in dem ausschließlich den Juden gewidmeten Buche: „Die Juden von Barnow“ hervor (Stuttgart, 1877, 8. Auflage 1907). Das Buch ist Leopold Kompert gewidmet. Jede der sechs in diesem Bande vereinigten Geschichten (seit der 3. sind zwei, seit der 4. noch eine hinzugefügt) ist charakteristisch für die Manier des Erzählers. Ausschließlich mit Juden haben es nur zwei zu tun. Beide sind streitbar, sie nehmen den Kampf auf gegen Vorurteile und Aberglauben. Die eine „Ohne Inschrift“: eine Frau, die ihr eigenes Haar auch nach der Ehe trägt, wird, nachdem sie einem Kinde das Leben geschenkt, gewaltsam ihres Schmuckes beraubt, stirbt und liegt ohne Inschrift begraben. Die andere „Ein Kind der Sühne“ fährt machtvoll gegen den Aberglauben los, der ein Kind verdammt, weil die Eltern schon bei ihrer Verheiratung in Zeiten schwerer allgemeiner Krankheit zum Opfer ausersehen waren und gibt eine herrliche Schilderung der Mutterliebe, der Liebe, die den Tod besiegt.

Eine Art Mittelstellung unter den Erzählungen nimmt „Baron Schmule“ ein. Es ist die Geschichte eines von einem gräflichen Gutsbesitzer mißhandelten Juden, der sich nun als Lebenszweck setzt, diesen Grafen zu ruinieren, es mit allen Mitteln fertig bringt die Güter des Grafen an sich zu reißen, nach Annahme der

Taufe den Adel erlangt und schließlich den gänzlich verlumpten, durch Trunk ruinierten Adeligen zu sich nimmt, ihn pflegt unter der Bedingung, daß er keinen Schnaps bekommen soll, — der Säufer weiß sich doch diesen Labetrunk zu verschaffen und stirbt. Jüdische Beurteiler haben sich über diese und ähnliche Erzählungen in späteren Bänden sehr entsetzt und dem Verfasser große Vorwürfe gemacht darüber, daß er ein solches Märchen ersonnen oder diesen Zug aus dem wirklichen Leben verewigt habe, aber die Anschuldigungen, die oft zu dreisten Verwünschungen ausarteten, sind ungerechtfertigt. Denn der Dichter soll kein Schönfärber sein, der Kulturhistoriker hat kein Recht Mißstände zu verheimlichen. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß solche planmäßige Vernichtung eines Adeligen gelegentlich erfolgte; behandelt ein Dichter einen solchen Stoff, so hat er nur dafür zu sorgen, daß seine Schilderung eine folgerichtige ist. Gerade dieses Vorwärtsbewegen der Handlung, dieses eherne Einherschreiten eines unabwendbaren Schicksals weiß der Dichter meisterlich aufzuzeigen.

Handelt es sich in dieser Geschichte um ein Aufeinanderprallen von Juden und Christen, so steht sie doch insofern allein, als hier die Taufe eines grimmigen Christenfeindes oder eines Juden, der einen Christen verderben will, nur durch den Haß hervorgerufen wird. Ein anderes Motiv der Annäherung von Angehörigen beider Glaubensgemeinschaft oder ihrer Entfremdung bildet die Liebe. Auch dafür bietet der Band eine Reihe eigentümlicher Beispiele. Tragisch sind sie alle, wenn sie auch nicht gerade mit dem Tode des Helden enden. Sehr eigentümlich ist „Das Christusbild“ (ursprünglich „David der Bocher“), die älteste Geschichte unseres Verfassers (1868). Es ist die Geschichte eines jüdischen jungen Mannes, der sich in der Fremde zu einem großen Arzt entwickelt, eine Gräfin liebt, von ihr wieder geliebt, aber verstoßen wird, weil er Jude ist. Der Verstoßene wird nicht verbittert, sondern bleibt ein edler Mensch. Es kommt nach Jahren zu einem letzten Zusammentreffen der beiden durch das Geschick getrennten, aber zu keiner Vereinigung, der

tüchtige Mann lebt in stiller Entsagung, in edler Tätigkeit und wahrhaft priesterlicher Hoheit weiter. Die Geschichte ist gut erzählt, wenn auch ein bischen breit. Der Autor beherrscht die Technik noch nicht vollkommen und vermag nicht ganz die von ihm berichteten Vorgänge glaubhaft zu machen.

Besonders wichtig dagegen, geradezu vorbildlich für Franzos ganze Art, sind zwei andere Geschichten. Die eine ist „Der Shylock von Barnow". Ein Jude betrachtet seine Tochter, die durch Lektüre und Erziehung verdorben und mit einem Christen durchgegangen ist, als eine Verlorene. Nach Jahren, da sie fast verhungert in seinem Hause Einlaß begehrt, wird sie von ihm verstoßen, dem Hunger preisgegeben. Der Vater stirbt infolge eines Schlaganfalls. Erzählungsweise und Schilderung sind typisch für den Autor. Man kann diese als Kontrastwirkung, als Vermischung der Arten bezeichnen; mit dem düsteren Dahinleben des einsamen Mannes kontrastiert die fröhliche, laute Gesellschaft der Nachbarn; mit der Schilderung des traurigen Innenlebens die Darstellung einer frivolen, vergnügungssüchtigen Menge. In dieser aus christlichen Beamten und Adligen bestehenden Gesellschaft lauter schurkische oder leichtsinnige Männer, angefaulte, mindestens kokette Frauen; ihnen als Lichtgestalt gegenüber der jüdische Arzt, menschenfreundlich trotz seines Sarkasmus. Auch ein anderer kleiner Umstand verdient hervorgehoben zu werden: die einzige anständige Frau der Gesellschaft ist eine Deutsche; aber sie, deren Sittlichkeit unantastbar ist, besitzt keinen übermäßigen Verstand. Ein ferneres wichtiges Moment für die Erzählungsart ist folgendes: die Geschichte wird nicht fortlaufend berichtet, sondern eigentlich wird nur das Ende erzählt. Der Hauptteil wird eingeflochten in die Schilderung des frivolen Gesellschaftstreibens. Das möchte ich als Mischung der Arten bezeichnen, denn diese ganze Weise gehört schon eigentlich dem Drama an, das in vorbereitenden Szenen, in kurzen Dialogen die Vorgeschichte ergänzt und auf die Haupthandlung vorbereitet.

Die bedeutendste Geschichte aber ist „Nach dem höheren

Gesetz". Chane Silberstein, geb. Bilkes lebt in zufriedener Ehe mit einem tüchtigen Mann, der sie achtet und liebt, nur ihr Inneres nicht zu erregen, ihre Leidenschaft nicht zu erwecken vermag. Da empfindet sie die wirklich große Liebe zu einem christlichen Beamten, einem Herrn von Negruß. Der Mann läßt sich, da er den Zwang der Leidenschaft ahnt, um nicht die geliebte Frau in Schuld zu bringen von ihr scheiden, er selbst bleibt unvermählt, denn ihm bot die Ehe alles, was er von der Gemeinschaft mit einem Weibe verlangt. Auch die christlichen Eheleute leben zufrieden, und doch sind sie verfehmt; die Gesellschaft beachtet sie nur, insoweit sie es dem äußeren Anstand nach muß: ihr, der frivolen, lüsternen, verbrecherischen Sippe gilt dieser Mann, der einer großen Leidenschaft gefolgt ist, als Ehebrecher, und die Frau, die dem höheren Gesetz der alles verzehrenden Liebe, gehorchte, als Buhlerin, oder was den meisten noch schlimmer dünkt, als Jüdin. Das Eigenartige in dieser Geschichte ist nun, daß der Erzähler in seiner Sympathie schwankt. Er, der Herzenskündiger müßte, so sollte man meinen, den Triumph der beseligenden Liebe mit mächtigen Worten verkünden, und gewiß sind die Liebenden mit ersichtlichem Wohlgefallen geschildert, aber doch wendet sich die innige Neigung dem schlichten, jüdischen Dulder zu, der sein Unglück, das man kaum ein selbstverschuldetes nennen kann, mannhaft trägt, weder den Mann verwünscht, der ihm sein Bestes geraubt, noch das Weib, das ihn unglücklich gemacht hat, — ein freudloser Mann, und doch von dem reinen Streben erfüllt, andere zu beglücken.

Das Werk „Aus Halbasien" war ursprünglich wohl schwerlich als der Anfang einer großen Serie geplant. Naturgemäß aber schloß sich, eben weil der Autor den Beruf in sich fühlte, Westeuropa mit den Zuständen der östlichen Länder vertraut zu machen, den ersten zwei Bänden ein zweites, gleichfalls zwei Teile umfassendes Werk „Vom Don zur Donau" (1878), und nach einem weiteren Jahrzehnt ein drittes „Aus der großen Ebene", gleichfalls zwei Bände (1888), an. Der Charakter dieser späteren Sammlungen ist der ersteren verwandt. Neu ist

in dem Buch „Vom Don zur Donau“ die Hinzufügung von Ungarn, über deren Berechtigung sich streiten läßt. Doch können diese ebenso wie andere höchst unterrichtende Bestandteile nur kurz angeführt werden: literarhistorische folkloristische Auseinandersetzungen durchaus nach den Quellen gearbeitet und doch so geschrieben, daß sie ein großes allgemein gebildetes Publikum interessieren: „Die geistigen Bestrebungen der Bulgaren“, „die Kleinrussen und ihre Sänger“, „rumänische Poeten,“ „rumänische Sprichwörter“.

Außer den Abhandlungen, die aus einem Gebiete genommen waren, das Franzos bisher nicht betreten hatte, bietet das Buch auch eine Reihe solcher Skizzen, die seiner eigentlichen Domäne angehören: Kulturschilderungen und Novellen aus den Ländern des Ostens.

Unter jenen scheint mir „Markttag in Barnow“, unter diesen „Mein Onkel Bernhard“ die bedeutendste. Die Schilderung des Wochenmarktes ist mit vollendeter Kunst durchgeführt; Gegenden und Menschen treten aufs klarste und deutlichste vor unsern Blick. Der Sonnenuntergang auf der Haide, Aufbruch des Bauern mit seiner Familie, Liebesszenen der Dienstleute und eheliche Zwiegespräche der Herrschaft, der Zug der Dorfleute — alles das gibt eine treffliche Einleitung zu der eigentlichen Schilderung. Welch reiches Bild, welch tolles Gewimmel! Die jüdischen Verkäufer in ihren verschiedenen Abstufungen, die städtischen und adligen Käufer und Verkäufer, die städtischen und adligen Herumlungerer, die teils billige Musik- und Gemäldekritik treiben, teils fade Galanterien reichen Judenmädchen entgegenbringen, die Hausierer und Bettler, die Landgeistlichen und Gutspächter, endlich auch die Schöngeister oder, richtiger gesagt, der Schöngeist von Barnow — alle helfen sie dieses wundersame Bild vervollständigen, das ebenso für die scharfe Beobachtungsgabe wie für die treffliche Darstellungsfähigkeit des Schriftstellers ein vorzügliches Zeugnis liefert.

„Mein Onkel Bernhard“ ist eine rührende Geschichte, eine traurige Illustration russischer Verhältnisse. Sie berichtet, wie ein reicher Mann durch die Willkür eines verbrecherischen Polizeimeisters an den Bettelstab gebracht,

seiner Kinder beraubt wird, die besten Jahre seines Lebens in Einsamkeit und Dürftigkeit verbringt, an fremden Kindern, da ihm seine eigenen auf gräßliche Weise entzogen waren, seine einzige Freude findet, und nur von dem einen Streben erfüllt war Deutsch zu lernen, um in deutscher Sprache zu schreien, „daß mich die Gewaltigen dieser Erde hören und sich ihrer Brüder erbarmen“.

In ähnlicher Weise erzählen auch die übrigen Skizzen und Erzählungen von Trauer, Schmerz und Verbrechen. Es ergreift uns wunderbar, wenn wir in „Die Gezwungenen“ einen Polen sehen, der auf eine grundlose Denunziation hin nach Sibirien geschleppt, von dort entlassen, genötigt wird, aus den unglücklichen Weibern, die ein ähnliches Schicksal wie er gehabt, unter dem Hohnlachen eines vertierten Beamten eine Lebensgefährtin sich auszuwählen, eine Jüdin, die Christin werden mußte und nun mit ihr, ausgestoßen von ihren ehemaligen, verachtet von ihren jetzigen Glaubensgenossen, ein elendes und armseliges Dasein führt.

Eine Mischung von Trauer und Grausen erregt eine andere Skizze: „Der wilde Starost und die schöne Jütta“. An einem Frohnleichnamstage hatte der Edelmann das Judenmädchen zuerst erblickt, sie am Abend geraubt und sie, die er anfänglich bloß zur Befriedigung seiner sinnlichen Gier zu gebrauchen gedacht, bei sich behalten und zu seiner Gemahlin erheben wollen. Zu diesem Zweck sollte sie Christin werden, aber wenige Tage vor jener feierlichen Handlung wurde sie mit ihrem Kinde während einer kurzen Abwesenheit des Starosten geraubt, und blieb, trotz barbarischer Durchsuchung des Judenviertels, trotz grausamer Bestrafung der Räuber verschollen. Das Mädchen, gewaltsam geraubt, gab sich selbst den Tod, der Starost verbrachte in stumpfem Wahnsinn seine Tage.

Von russischen und rumänischen Greueln wußten die früheren Skizzen zu berichten, von den grausamen und tragikomischen Mißverständnissen des ehemaligen österreichischen Polizeistaates die kleinen Erzählungen, die unter dem Titel „Henker und Bajazzo“ vereinigt sind. Diese Schilderungen sind zum Teil Fortsetzungen der

„Kossuth-Jagden", über welche in den früheren Bänden berichtet war, zum Teil neue Beweise des großen Unrechts, das im Namen der Ordnung gegen Schuldlose verübt wurde.

Andere Skizzen, wie „Martin, der Rubel", der Entwicklungsgang eines ruthenischen Pfarrersohnes zum russischen Spion; „Thodika", der seltsame Lebenslauf eines rumänischen Bauern, mögen kurz erwähnt sein.

Die schon erwähnte dritte Abteilung (1888) vervollständigte das Werk. Auch in diesen neuen Bänden ist trotz der starken Verwandschaft mit den vorhergehenden eine veränderte Tendenz zu konstatieren. Diese Veränderung besteht in der Zurückdrängung der novellistischen Beiträge und in der Einfügung allgemeiner Erwägungen, z. B. der Betrachtung über Frauenemanzipation. Vielfach wird von Juden erzählt und oft genug hat der Geschichtsschreiber traurige Momente hervorzuheben.

Das eine Moment ist die Verwahrlosung der Jugendbildung. Die Darstellung, welche Franzos in der Skizze: „Im Cheder" von einer jüdischen Schule des Ostens gibt, ist entsetzlich genug: der Schmutz des Lehrers, die dumpfe Luft des als Schulzimmer benutzten Raumes, die barbarische Mißhandlung der Knaben, die unmethodische, verständnislose Art des Lehrens, die Beschränkung des Lehrstoffes auf Hebräisch-Lesen und -Schreiben, Auswendiglernen der Bibel und der Erklärungen derselben — das alles gibt eine Ahnung von dem elenden geistigen Zustand der Erwachsenen, welche, kaum der Schule oder dem Schulalter entwachsen, die Mühen und Sorgen des Lebens in erschreckendem Maße zu tragen haben

Das zweite Moment sind die frühen Heiraten, die dadurch hervorgerufene physische Schädigung der Männer und die Vernichtung jedes idealen Gefühls durch die Art der Eheschließung. Denn von Neigung, Liebe, Werbung ist dabei nicht die Rede; es handelt sich vielmehr nur um ein Geschäft, das durch Vermittler und die beiderseitigen Eltern abgeschlossen wird und dem die Hauptbeteiligten meist ohne jeden Widerspruch beitreten. Man kann nicht einmal sagen, daß die also geschlossenen Ehen unglücklich

sind; die auf so seltsame Weise Zusammengebrachten leben, trotz der ungemein leichten Art der Ehescheidung, meist friedlich, nur eben die Art des Zusammenbringens ist eine unerfreuliche und die Folgen der frühzeitigen Ehen für die Verheirateten und ihre Nachkommenschaft sind sehr nachteilige.

Welch seltsame Zustände sich aus diesen Sitten ergeben, lehrt namentlich eine Skizze „Nathan der Blaubart". Franzos gibt diesen Namen einem angeblichen Spielkameraden, weil dieser, kaum 30jährig, die sechste Ehe schloß. Dies kam aber so: Der Elfjährige wird 1859 mit einer 50jährigen Köchin verheiratet, um „der gefürchteten Einreihung in eine Knabenlegion zu entgehen und alsbald, nach Schwinden der Kriegsfurcht geschieden; der Dreizehnjährige mit einer Schwindsüchtigen, fast gleichaltrigen Cousine, einem argen Plagegeiste, die bald stirbt und ihrem nicht eben trostlosen Gatten ein ansehnliches Vermögen hinterläßt; der Vierzehnjährige mit einer 19jährigen bildschönen Polin, die so lange unvermählt geblieben war, weil ihr Bruder, ein Abtrünniger (er war nämlich aus dem Elternhause fortgelaufen, um Medizin zu studieren), Schande über die Familie gebracht hatte, die aber von Nathan, der nur dem Namen nach ihr Gatte gewesen war, früh geschieden wird, um einen Freund ihres Bruders zu heiraten, dem sie ihre wahre Neigung zugewendet hatte; der 16 jährige schließt mit einer sanften, hübschen Frau die erste wirkliche Ehe, die aber nach einigen Jahren getrennt wird, weil sie kinderlos ist; der 21 jährige heiratet eine Frau, welche stirbt, nachdem sie ihm mehrere Kinder geschenkt hat; und so kann der 30jährige Mann wirklich zu seiner sechsten Ehe schreiten.

Es ist kein Wunder, daß Menschen, die teils durch eigenes Verschulden, teils durch das schädliche Zusammenwirken äußerer Umstände körperlich verkümmern und geistig unentwickelt sind, sich zumeist jedem freien geistigen Hauch verschließen. Kommt es innerhalb des Ghetto's zu einer geistigen Ausbildung, so ist diese einseitig — das greisenhafte Wesen eines solchen natürlich sehr frühzeitig dahinsiechenden „Wunderkindes", das die ganze

Bibel auswendig kann, mit Scharfsinn über talmudische Dinge disputiert, gelehrte und erbauliche Predigten hält, wird von Franzos höchst anschaulich, mit geradezu erschütternder Wirkung geschildert. Die wahre Wissenschaft existiert für diese Menschen nicht. Das Lesen deutscher Bücher wird als Abfall betrachtet, die Hinneigung zur Naturwissenschaft, im Gegensatz zu dem hergebrachten Schlendrian fanatischer Befangenheit gilt geradezu als Verbrechen. Wagt einer es nur, wie der als „Galilei von Barnow" geschilderte Fleischhauer gesprächsweise zu behaupten, daß die Erde sich bewege und die Sonne stillstehe, so fehlt es nicht an Denunzianten, die seine „Ketzerei" verraten und nicht an einem Glaubensgerichte, das ihn in den Bann tut und ihn nötigt, seine Heimat zu verlassen, wenn er nicht jeden Umgang entbehren und mit den Seinen verhungern will.

Trotz dieser traurigen Zustände und der entsetzlichen Folgen, die dem einzelnen drohen, welcher sich über diese Anschauungen hinwegsetzen und aus den Zuständen zu befreien wagt, ringen auch hier manche nach Befreiung. Deutsche Wissenschaft findet bei Einigen, wenn auch mühsam und heimlich, Eingang. Meines Vaters, Abraham Geigers, Schriften schreibt Franzos einen Teil dieser Erweckung zu. Man wird von mir, dem Sohne, ein genaueres Eingehen auf die schön geschriebene und vortrefflich komponierte Skizze „Ein Befreier des Judentums", in welcher die geistige Entwicklung des Verstorbenen und seine Einwirkung auf die Wissenschaft des Judentums dargelegt wird, schwerlich erwarten; was man mit tiefer Rührung und innerer Bewegung liest, darüber kann man nicht mit der nötigen Objektivität reden. Aber die Wirkung dieser und anderer Schriften ist zu konstatieren. Sie treiben manchen Jüngling zum Nachdenken und brechen das Joch tausendjähriger Vorurteile. Aber in Halb-Asien wird eine solche Wirkung nicht ohne Kampf durchgesetzt und nicht ohne üble Wirkung für die Kämpfer. Der Eine, welcher Geigersche Schriften gelesen, wird von den Seinen geschlagen und schwer gestraft, und kann seinen Wissensdurst nur stillen, indem er seiner Heimat den Rücken

kehrt; der Andere, Aaron G. in Bottuschany in Rumänien, der durch einen christlichen Theologen deutsch lesen und schreiben, die Anfangsgründe der Geschichte und Naturkunde erlernt hat, weiß sich in seltsamer Weise zu befreien. Schließlich wird er Professor an einer deutschen Universität.

Derartige Selbstbefreiungen können freilich nur von hervorragenden Menschen, die gleich bedeutend durch Kraft und geistige Begabung sind, vorgenommen werden. Sie nützen höchstens den Befreiern selbst; der Menge bringen sie eher Nachteile als Vorteile, indem sich diese in ihrer Abneigung gegen die Abtrünnigen, in ihrem Widerstande gegen Licht und Aufklärung versteifen.

Außer den sonderbaren Zuständen und traurigen Mißständen der Juden wird von Seltsamkeiten und Greueln der christlichen Bevölkerung berichtet. Ungemein charakteristisch in dieser Beziehung sind die Skizzen „Der Geistertöter“, „Der Fehlermacher“, „Volks- und Schwurgerichte im Osten“. Für die Zwecke dieser Studie von besonderer Bedeutung und wichtig für Franzos' Eigenart ist auch die seltsame Skizze „Der Bart des Abraham Weinküfer“, eine schwere Anklage gegen die russische Justiz, durch die ein gänzlich Unschuldiger zum Tode gebracht wird.

Der Name dieses unschuldigen Opfers erregt vielleicht manchem ein Lächeln. Aber dieser Name und ebensoviel andere komische, oder übelklingende, sind nur in seltenen Fällen freigewählte, meist, wie Franzos in der Skizze „Namenstudien“ ausführt, durch die Bosheit einzelner Beamten gegeben, die in Ausführung eines vom Kaiser Joseph erlassenen Gesetzes den Juden die tollsten Namen anhängten und ein zum Segen bestimmtes Gesetz in Fluch verkehrten. Die von Franzos aus den Akten gemachten Mitteilungen zeigen, mit welcher Raffiniertheit manche Beamte vorgingen, wie sie, um ihr Mütchen an Wehrlosen zu kühlen oder um von zahlungsfähigen Opfern Geld zu erpressen, entweder Glieder einer und derselben Familie, Mutter und Töchter mit verschiedenen Namen benannten, oder geachteten Männern Namen wie Galgenholz und Blutsauger verliehen, und sich erst durch beträchtliche

Zahlungen bestimmen ließen, dieselben in Holzer und Säugling umzuwandeln. Die seltsamsten Namen, die fast ausnahmslos dem „Witze“ österreichischer Beamten ihren Ursprung zu verdanken haben, bestehen noch heute; Familiennamen, wie die folgenden: „Pulverbestandteil“, „Maschinendraht“, „Küssemich“, „Singmirwas“, sind noch keineswegs die schlimmsten.

Die Besprechung dieser drei Arbeiten, so groß auch der Zeitraum war, der zwischen der ersten und dritten liegt, durfte nicht getrennt werden, da sie notwendig zusammen gehören. Aber die Zeit von 1876—1887 war voll von wichtigen Ereignissen. Unter den großen, damals begonnenen Publikationen ist die über den deutschen Dichter Georg Büchner zu erwähnen. Die Ausgabe seiner Werke durch Franzos erschien Frankfurt a. M. 1879. Es ist eine ungemein fleißige Arbeit, die, wie sie das Verdienst in Anspruch nehmen darf, einen zu seiner Zeit nicht recht gewürdigten und später fast vergessenen Dichter zu Ehren gebracht zu haben, ganz besonderer Anerkennung wert ist durch die saubere Behandlung des schwer zu bearbeitenden Textes, durch die lichtvolle Würdigung des Autors und seiner Zeit.

In Wien führte Franzos ein arbeitsreiches, aber auch geselliges Leben. Epochemachend für ihn war ein Sommeraufhalt in Gmunden 1876, wo er L. A. Frankl nahe trat und in das Haus des Kaufmanns Benedikt und seiner Gemahlin, einer geborenen Mauthner, eingeführt wurde, deren durch Geist und Anmut gleich ausgezeichnete Tochter Ottilie er schätzen und lieben lernte. Nach einem Abstecher nach Berchtesgaden kehrte er nach Wien zurück und verlobte sich mit Ottilie Benedikt am 29. September. Die Hochzeit fand am 28. Januar 1877 statt. Frankl und seine Gattin standen an Franzos Seite als seine Eltern; Adolf Jellinek hielt die Traurede.

Das junge Paar lebte zuerst Wien I, Schulhof 4; Franzos hat wiederholt in seinen Skizzen diesen stillen Winkel reinen Glückes geschildert.

Der Sommer wurde zumeist auf dem Lande, in den

gesegneten Fluren Oesterreichs zugebracht; manche weitere Reisen führten das Paar nach Kopenhagen (1880), nach der Schweiz. Der Winter 1882/83 wurde in Berlin zugebracht und schon hier wurde der Plan gefaßt, nach Berlin zu übersiedeln, ein Plan, der aber Familienverhältnisse wegen für einige Jahre verschoben wurde. Manche anderen Reisen wurden von Franzos allein unternommen, teils zur Heilung von seinem Ischiasleiden, teils zur Anknüpfung oder Festigung literarischer Verbindungen, teils zur Erweiterung seiner Kenntnisse der östlichen Länder, z. B. nach Serbien, teils zum Schutze seines literarischen Eigentums, z. B. nach Holland und Schweden; im Oktober 1877 reiste er zur Mutter, deren Verhältnisse sich sehr ungünstig gestaltet hatten. Seit 1874 war das väterliche Vermögen vollkommen verloren. Der auf seine eigene Tätigkeit Angewiesene mußte seitdem bis zum Tode der Mutter diese und die Schwestern erhalten.

Manche anderen Reisen wurden teils von Wien, teils später von Berlin aus zu Vorträgen in jüdischen und nichtjüdischen Vereinen unternommen. Sie führten ihn fast nach allen Teilen Deutschlands, einmal auch nach Zürich. Bei diesen Vorträgen in allgemeinen und speziell jüdischen Vereinen wurden häufig Themata behandelt, die in den oben beurteilten Bänden der Sammlung „Halbasien" bearbeitet waren; in den letzten Jahren waren es vielfach Vorlesungen aus den Werken, wobei je nach der Natur des Vereins die allgemeinen oder speziell jüdischen Werke bevorzugt wurden. Franzos war nicht eigentlich ein Redner; sein nicht sehr ausgiebiges und etwas sprödes Organ trug nicht weit; auch der österreichische Dialekt beeinträchtigte die Wirkung, endlich las er meist ab, da er seiner Gabe frei zu sprechen nicht völlig vertraute. Trotz dieser Mängel übte er oft bedeutende Wirkungen aus. Denn das Auditorium hatte die Empfindung, daß der Redner mit seinem Gegenstand aufs Innigste verwachsen war, daß es ihm nicht nur darauf ankam, seine Hörer zu belehren oder zu unterhalten, sondern daß er wünschte, sie für den Gegenstand zu begeistern, wie er selbst davon

erfüllt war. Dieses Glück ward ihm manchmal zuteil; einmal gab er davon seiner Frau in einem Briefe aus Nürnberg 1883 folgende Kunde:

„Es war das fünfte Mal in meinem Leben, wo ich von der Tribüne mit dem Bewußtsein abstieg, die Gemüter wirklich gepackt zu haben . . . . Es gehört mit zu dem Besten, was man hier auf Erden erleben kann — man, das heißt ein Mensch, dem nicht mehr gegeben ist als mir. Weshalb ich denn auch die Nacht vom Freitag auf Sonnabend vor lauter Glück nicht schlafen konnte."

Auf diesen Reisen empfing er große Anerkennung und freute sich der Bankette und anderer Ehrungen, die für ihn veranstaltet wurden. Oft erlangte er gerade auf diesen Reisen Anerkennung, wo er es am wenigsten erwartete. Als er einmal in Czernowitz war, sagte ihm eine Ruthene: „Sie sind der einzige Mann, der sich unserer annimmt." Auf derselben Reise wurde er von dem Kondukteur eines Schlafwagens, der um die Ehre bat, ihm beim Auskleiden zu helfen, in folgender Weise angeredet: „Ich bin ein geborener Wiener, lebe zwischen Krakau und Podwoloczyska im Schlafwaggon, bin ein armer Teufel und habe mir in Krakau doch Ihre Bücher verschafft. Was Sie sind, werden Ihnen andere Leute gesagt haben, die können Ihnen auch ihre Anerkennung anders ausdrücken — ich, der alte Stürzer, möchte Ihnen wenigstens die Stiefel ausziehen."

Auch über ein anderes Reiseabenteuer mag kurz berichtet werden. Am 19. März 1882 traf Franzos in Nürnberg ein. Von seiner Reise berichtete er seiner Frau: „Ich hatte das zweifelhafte Vergnügen, das Coupé nicht blos mit drei Europäern, sondern auch mit einem echten, pajesgeschmückten und bekaftanten Halbasiaten zu teilen. Natürlich erkannte er mich sofort als Bruder in Mose und begann ein Gespräch über die Judenfrage, welches den Anderen (Urchristen) offenbar und mit Recht der Ausdrucksweise wegen sehr drollig vorkam.

Doch hielt ich mich tapfer, sekundierte eifrig, ohne Furcht, etwa mit lächerlich zu werden und widersprach nur, soweit ich anderer Ansicht war. „Das hat schon

Franzos viel besser gesagt als Sie," rief er wiederholt. Bis ich ihm endlich bedeutete, daß das doch nicht meine Schuld sei. Wie er sich darauf geberdete, war urdrollig und bewegte mich doch. . . . Als er von meiner Vortragstour hörte, entwarf er sogleich den Plan, ein Dutzend Vorträge in Rußland für mich zu inscenieren; er bürge für den Erfolg. „Aber die Sprache?!" rief ich. „Nu, jüdisch können Sie doch!" — Er meinte allen Ernstes Vorträge im Jargon, um allen Juden verständlich zu sein, 300 Rubel pro Abend!"

Drei wichtige Ereignisse gehören dem letzten Jahrfünft des Wiener Lebens an.

1883 begannen Beziehungen zu Dr. Jakob Rappaport. Der Genannte wünschte eine Biographie von Moritz Rappaport und eine Herausgabe von dessen Werken. Diese Arbeiten nahmen lange Zeit in Anspruch, führten aber, zum Teil auch infolge des Todes des Genannten 1886, zu keinem Abschluß.

Zu den großen Plänen Jakob Rappaports gehörte auch die Umgestaltung der „Wiener Illustrierten Zeitung" zu einem großen Unternehmen, mit Angliederung eines erstklassigen Verlages. Am 30. März 1884 übernahm Franzos die Redaktion der „Wiener Illustrierten Zeitung", der er zwei Jahre lang eine außerordentlich angestrengte, erfolgreiche Tätigkeit widmete. Zu den Mitarbeitern gehörte außer dem Kronprinzen Rudolf von Oesterreich, von dem gleich noch die Rede sein wird, eine Reihe der hervorragendsten Schriftsteller in Oesterreich und außerhalb: L. Büchner, Dingelstedt, Ebner-Eschenbach, E. Eckstein, Frankl, Ganghofer, Geibel, Greif, Grillparzer, Grün, Hamerling, Heyse, Jokai, Lingg, Littrow, Schack, Siegmund Schlesinger.

Franzos war ein außerordentlich geschickter und umsichtiger Redakteur. Bei diesem Unternehmen, wie bei einem anderen, von dem später noch eingehend gehandelt werden muß, begnügte er sich nicht damit, seinen Namen her zu geben, um die Ehren einer Leitung einzuheimsen, sondern unterzog sich mit größtem Eifer den Mühen des neuen Berufes. Bei diesem reich illustrierten

Wochenblatt kam es nicht nur darauf an, interessante, spannende, vor allem aktuelle Beiträge zu gewinnen, sondern auch darauf, das ihm bis dahin fremd gebliebene Technische zu bewältigen. Augenblickliche politische und literarische, welterregende oder im Gesellschaftsleben viel besprochene Vorgänge nötigten zur schnellsten Berichterstattung; oft mußte im letzten Momente der Inhalt einer schon festgestellten Nummer umgestoßen oder zum mindesten für einen ganz unerwarteten Artikel Platz geschaffen werden. Beiträge, die in sichere Aussicht genommen waren, blieben im letzten Augenblicke aus; für sie mußte Ersatz geschaffen werden. Alles dies erforderte eine genaue Personen- und Sachkenntnis, kostete unendlich viel Zeit und nahm die Kräfte in einer ganz ungewohnten Weise in Anspruch. Es fehlte nicht an Enttäuschungen und Aufregungen; Mitarbeiter, die sich zurückgesetzt oder nicht genug beachtet wähnten, zogen sich grollend zurück oder gaben ihrer Entrüstung heftigen Ausdruck; ein besonders Uebelwollender spritzte seinen Groll in einer heftigen Brochüre aus. Franzos verstand es Wohlmeinende zu mahnen, Empörte zu beschwichtigen, neue Kräfte zu gewinnen. Neben dieser ungeheueren Korrespondenz war er aber genötigt, wenn es nicht gelang zur rechten Zeit Ersatzmänner zu schaffen, selbst in die Lücke zu springen und außer den Gegenständen, die er aus eigenem Antrieb mit Lust und Liebe behandelte, auch solche Artikel zu schreiben, die außerhalb seines eigentlichen Bereiches lagen. Ferien waren ihm bei dieser überaus abspannenden Tätigkeit karg zugemessen. Rappaport starb am 10. August 1886. Franzos schied am 1. Oktober des genannten Jahres aus der Redaktion aus.

Sehr merkwürdig ist die Beziehung zu dem Kronprinzen Rudolph von Oesterreich, die im Jahre 1884 begann.

Der Prinz ließ sich Franzos am 18. Februar auf dem Balle der Concordia vorstellen. Der Verkehr mit dem Prinzen gestaltete sich mit der Zeit, wenn man so sagen kann, zu einem fast freundschaftlichen. Franzos war viel bei ihm in der Burg, die Kronprinzessin gesellte

sich auch öfter zu diesen Zusammenkünften. Der Prinz wurde in der Folge ein eifriger Mitarbeiter an der „Neuen Illustrierten Zeitung“. Er ließ Franzos oft zu sich holen, verbat sich dabei den Frack und sendete sehr häufig liebenswürdige Billete, deren Anrede „lieber Herr Franzos“ bald in die „lieber Franzos“ überging.

Bei diesem Verhältnis handelte es sich zunächst um das große Werk „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“, dessen Veröffentlichung der Kronprinz nachmals bis zu seinem Tode leitete. Doch blieb es keineswegs bei literarischen Besprechungen, vielmehr war es dem Schriftsteller vergönnt, tiefe Einblicke in das innere Wesen des hochbegabten Fürsten zu tun. Nur wenige Andeutungen darüber veröffentlichte Franzos nach dem tragischen Tode des Kronprinzen. In vertrauten Gesprächen ließ er sich wohl etwas mehr gehen, ohne doch je die durch die Diskretion gebotenen Grenzen zu überschreiten.

Das dritte und wichtigste Ereignis ist die Begründung der Zeitschrift, der Franzos fast zwei Jahrzehnte hindurch den besten Teil seiner Zeit und eine ungeheure Arbeit widmete.

In das Jahr 1885 fällt die Anknüpfung mit dem Verleger Bonz in Stuttgart, die Vorbereitung der Halbmonatschrift „Deutsche Dichtung“. Die Zeitschrift hatte buchhändlerisch keinen besonderen Erfolg; nachdem Bonz den Verlag aufgegeben, versuchten hintereinander drei Verleger ihr Heil, bis die Zeitschrift endlich von der durch Franzos gegründeten Verlagsanstalt Concordia übernommen wurde. Sie erschien zuerst mit manchen künstlerischen Beilagen, Porträts, Facsimiles, gab aber diesen äußeren Schmuck nach einigen Jahren auf. Die Zeitschrift war und blieb ein vornehmes Organ. Sie brachte Dramen, Romane, Novellen der hervorragendsten Schriftsteller: Adolf Wilbrandt, Paul Heyse, Bauernfeld und vieler Anderer. Sie eröffnete manchen jungen Talenten eine neue Laufbahn. Außer Dramen und Romanen brachte jedes Heft eine ziemliche Reihe lyrischer Gedichte, deren Auswahl und Korrektur dem sorgsamen Herausgeber

viele Mühe machte. Ihre Eigenart fand die Zeitschrift aber darin, erstens, daß sie aus ungedruckten Nachlässen eben verstorbener oder längst heimgegangener deutscher Schriftsteller eine Fülle von wichtigem Material edierte und zweitens durch biographische, literarhistorische Artikel über bedeutende allgemeine Fragen der Literaturgeschichte und über einzelne Persönlichkeiten. Auch für diese Rubrik wußte Franzos eine große Zahl deutscher Universitätslehrer und hervorragender Schriftsteller zu Mitarbeitern zu gewinnen. Drittens durch Rundfragen, auf die gleichfalls die hervorragendsten Schriftsteller bereitwilligst Antwort erteilten. Die eine bezog sich auf die Begründung einer deutschen Akademie, die andere führte den Titel „Die Suggestion und die Dichtung". Eine dritte Rundfrage war die Frage nach der Theaterzensur. Die über die mittlere („Suggestion") eingekommenen Gutachten wurden von Franzos in einer selbständigen Schrift zusammengestellt. Den Schluß eines jeden Heftes bildeten Kritiken, vornehmlich über belletristische Erscheinungen.

Gleichfalls auf Grund eines Rundschreibens (1891) entstand ein sehr eigenartiges, auch mit wertvollen Bildern der vertretenen Autoren geschmücktes Werk „Die Geschichte des Erstlingswerks", eine Sammlung von 19 selbstbiographischen Aufsätzen (Leipzig 1894). Es enthält die Schilderungen der literarischen Anfänge deutscher Dichter, anhebend mit dem Nestor Theodor Fontane, geb. 1819, schließend mit Ludwig Fulda, geb. 1862. Das Unternehmen diente nicht, wie Paul Heyse, der gleichfalls unter der Schar vertreten ist, befürchtete, zur Selbstbespiegelung und rief nicht den Spott der Mitwelt hervor, sondern gab ungemein dankenswerte Beiträge zur Erkenntnis des Werdens, der oft schwachen und schweren Anfänge unserer beliebtesten Autoren. Der Zweck dieser Studie verbietet ein näheres Eingehen gerade auf diese Leistung, da es sich in ihr außer bei Fulda und Franzos ausschließlich um christliche Autoren handelt. Franzos' Beitrag, übrigens der ausführlichste des ganzen Bandes, ist weit mehr ein Stück Selbstbiographie, speziell der Jugendgeschichte unseres Autors,

als eine ausschließlich dem ersten Werk gewidmete Studie, obgleich auch diese: „Das Christusbild“ seiner Entstehung nach gewürdigt wird. Aber er enthält höchst wichtige Ansätze zur Biographie und eine mit besonderer Liebe ausgeführte Schilderung des Vaters. Der äußerst anziehende Aufsatz erregt tiefes Bedauern darüber, daß Franzos seinen Plan, eine umfangreiche Selbstbiographie zu schreiben, nicht ausgeführt hat, und daß er es nur bei diesem Fragment bewenden ließ.

Hauptmitarbeiter der Zeitschrift war der Herausgeber selbst. Die meisten seiner Novellen, auch ein Drama, sind hier erschienen; der größte Teil der Kritiken, in denen er oft mit vielem Witz Dichterlinge abwies, rührt von ihm her; literarisch-historische Artikel, Forschungen und Mitteilungen, sind von ihm außerordentlich zahlreich beigesteuert. Eine besondere Erwähnung verdienen die außerordentlich umfangreichen Veröffentlichungen über Ernst Schulze, die Studien über Heine, von denen eine über Heines Geburtsjahr später als selbständige Schrift veröffentlicht wurde, eine Charakteristik C. F. Meyers, die gleichfalls als besondere Broschüre erschien; eingehende Betrachtungen über den Fall Meißner-Hedrich u. v. A.

Die große Fähigkeit zum Redakteur, von der Franzos in der „Wiener Illustrierten Zeitung“ tüchtige Proben abgelegt hatte, bewährte er hier auf einem ihm näher liegenden Gebiete. Gerade für diese Heerschau über die gesamte literarische Produktion der Zeit, für eine vorurteilslose, gediegene Auswahl aus den verschiedensten Gebieten des Neuerstandenen war Franzos wie geschaffen. Er gab mit Gründlichkeit und Unparteilichkeit seine Urteile ab, ließ, meist ohne Widerspruch zu erheben, seine Mitarbeiter ihre Ansicht vertreten, und hatte eine glückliche Hand in der Auswahl der Beiträge. Er vereinigte Strenge und Milde, und diese glückliche Mischung von Freundlichkeit und Entschiedenheit brachte es zuwege, daß ein großer Stamm hervorragender Mitarbeiter ihm treu blieb.

Unter den Großen der vergangenen Epoche war auch Goethe mannigfach vertreten. Bei Erwähnung des Namens

unseres größten Klassikers mag darauf hingewiesen werden, daß Franzos auch anderen Zeitschriften, z. B. dem Goethe-Jahrbuch, einzelne Beiträge übergab, die wertvolle Dokumente, mit gehaltvollen Anmerkungen begleitet, enthielten. Gerade bei solchen Veröffentlichungen bewährte Franzos auch die Kunst des Schriftstellers. Es kam ihm nicht nach Philologenart darauf an — obgleich er wie ein guter Philologe auf die Sauberkeit der von ihm abgedruckten Texte die größte Sorgfalt verwendete, denn er war ein kundiger Sammler und ausgezeichneter Leser von Handschriften — kurze Anmerkungen zu seinen Texten zu geben, sondern er hatte das Bestreben, die von ihm zusammengebrachten und der Oeffentlichkeit übergebenen Dokumente in den Mittelpunkt einer lebensvollen Darstellung zu setzen. Und noch ein Anderes kennzeichnete ihn als Editor. Nicht die „Wut des Ungedruckten" erfüllte ihn, sondern die Liebe zu dem Bedeutenden, soweit es unbekannt war, sodaß bei seiner Herausgabe ungedruckter Materialien selten Spreu mit unterlief, sondern wirklich Gediegenes an das Tageslicht gezogen wurde.

Gerade diese literarhistorischen Arbeiten nötigen zu einer allgemeinen Betrachtung. Franzos liebte die deutsche Literatur und war ihr für manche Einwirkung dankbar. Sein Verhältnis zu den Führern unseres deutschen Schrifttums war tief und innig. Eine besondere Einwirkung Schillers, an die man gern glauben möchte, wies er ab. Und doch hat er, wie schon früher gezeigt wurde, in wunderbaren Worten den Einfluß Schillers gerade auf die Juden des Ostens hervorgehoben. Ueber ein Stück Schillers, über „Wallenstein" und über den Eindruck, den es hervorrief, äußerte er sich in einem Briefe an seine Gattin folgendermaßen: (Nürnberg, 1883). „Ich sah mir abends Wallensteins Lager und die Piccolomini an. „Die Hund' spielen wie die Schwein." (Gelegentliche Aeußerung Bauernfelds über das Burgtheater). Aber ich kann es Dir kaum sagen, denn es scheint mir selbst ein Wunder, wie tief mich das Stück gepackt hat. Ich wurde ordentlich wieder jung und über

Max und Thekla so sehr gerührt. Wenn ich das Drama lese, wirkt es garnicht mehr auf mich. Und hier war ich von der mit Recht „unmöglich“ genannten Sentimentalität ganz ergriffen. Auch das riesige, ausverkaufte Haus war mir interessant. Solche Andacht, solche Hingabe. Rings um mich nur Frauen und Backfische. „Ja, s' ischt eben unser Schiller“, sagte die alte Frau in der Loge neben mir. „Uebermorgen ischt sei Geburtstag“. So ist es doch wenigstens für Schwaben wahr, was ich einst geschrieben habe, daß Schiller nur geboren, aber nicht gestorben ist“.

Als diejenigen, die den tiefsten und nachhaltigsten Einfluß auf ihn geübt hätten, bezeichnete Franzos Goethe und Heine. Wie eingehend und für die Literaturwissenschaft förderlich er sich mit Goethe beschäftigte, ist eben hervorgehoben worden; eine bestimmte Art der Einwirkung Goethes läßt sich freilich nicht erkennen. Die Lyrik, in der Goethe unerreichter Meister ist, war nicht Franzos' eigenstes Gebiet, obgleich ihm bei Gelegenheit manch trefflicher Vers gelang und zwischen Goethes abgeklärtem, ruhigem Stil und Franzos lebhaft-temperamentvoller Ausdrucksweise läßt sich kaum eine Aehnlichkeit feststellen. Aber für Goethes Wesen und Werke besaß er ein tiefes Verständnis; sie wird bezeugt durch das schöne Wort: „Dieser größte Dichter, dieser größte Mensch, der einem immer näher wächst, je älter man wird.“

Heines Beeinflussung dagegen ist ersichtlicher. „Er sagte“ (ich bediene mich hier der Ausführung R. M. Meyers in der Zeitschrift „Die Nation“ S. 299 ff. 1904) „wohl im Scherze von sich selbst, daß er ein Prosageschäft habe; doch aber hat die Heinesche Mischung von Sentimentalität und Ironie auf ihn vor allem in der lyrischen Färbung seiner besten Erzählungen gewirkt, und, wenn er Heine vor allem so auffaßte, wie der erste Impressionist sich vor allem aufgefaßt wissen wollte: als den tapferen Soldaten im Befreiungskriege der Menschheit, so ist auch hier Franzos sein Schüler gewesen und zwar mit ehrlicherer Hingabe und festerer Konsequenz als der ungezogene Liebling der Grazien.“

Auch Heines Zeitgenosse, in manchem ihm ähnlich, in vielem sein Antipode, Ludwig Börne, mag für Franzos bestimmend gewesen sein. Der feurige Patriotismus des genannten, sein entschiedenes Eintreten für die Juden, zeigen sich bei dem Nachfolger ebenso lebhaft, wie die Mischung von Pathos und Ironie. Einzelne Aufsätze über Börne in seiner Zeitschrift bekunden Franzos großes Interesse für ihn; er dachte an eine Gesamtausgabe des mutigen, ein paar Jahrzehnte nach seinem Tode in ziemliche Vergessenheit geratenen Schriftstellers und würdigte ihn in einem an einen Verleger gerichteten Briefe 1880 folgendermaßen:

„Börnes Bedeutung für die Gegenwart liegt meines Erachtens einerseits in dem großen und bleibenden Gesichtspunkte, den er in den Kämpfen seiner Zeit festhielt, andererseits in seinen unpolitischen Schriften. Er ist der mächtigste Vertreter der Humanität, den wir in unserer Literatur besitzen, und gilt dem Judentum, wie den Freiheitsparteien unserer Tage wie ein Heiliger. Der Reiz der Darstellung vollends ist ein unverwelklicher.

Weil Börne über *seiner* Zeit stand, ist er der *unseren* so nahe und wird jeder Generation, wo sich Glaubenshaß und politische Unfreiheit regen, ein Mahner und Lehrer. Und ferner: er ist ein *Humorist* von *unvergänglicher* Bedeutung".

Die schriftstellerische Tätigkeit der zwölf Jahre von 1875 bis 1887 war eine ganz außerordentliche. Außer der überaus anstrengenden redaktionellen Arbeit, den zahlreichen schon angedeuteten Studien weiß man von mancherlei Plänen, die den rührigen, rastlos arbeitenden Mann beschäftigten. Unter diesen sind besonders zwei jüdische zu erwähnen. Der eine bezieht sich auf eine jüdische Bibliothek, die 1880 bei Minden in Dresden erscheinen sollte. Sie sollte zunächst den „Roman" von Börne, Heines „Rabbi von Bacharach", Geschichten von Kompert und Kulke und ähnliches enthalten. Vielleicht wurde der Plan deswegen aufgegeben, weil Hoffmann & Campe, wie aus einem vorliegenden Brief vom 1. Juli 1880 hervorgeht, den Abdruck der Heineschen

Erzählung nicht gestatteten. Der zweite Plan war der folgende: Im Jahre 1885 dachte er an einen jüdischen Literaturverein, wie sich aus einem Briefe vom 14. Mai 1885, wahrscheinlich an Lazarus gerichtet, ergibt: „Ich meine einen Verein für jüdische Literatur nach dem Muster des einst bestandenen, den Philippson gründete. Wieviel wäre dadurch erreicht, wenn wir ihn aktivieren könnten: nicht nur die Möglichkeit gute Schriften zu vertreiben, sondern auch welche Basis für jegliche Art der Agitation auf geistigem Gebiete. Was damals ging, müßte heute erst recht gehen und wäre heute gewiß noch viel nötiger als damals . . . Mir wird von allen Bekannten gesagt, der Verein blühte und ging nur an unpassender Auswahl des Gebotenen zu Grunde. Ich glaube nicht, daß große materielle Mittel nötig wären und was nötig wäre, wäre zu beschaffen. Also: wie denken Sie darüber und wären Sie bereit die Initiative zu ergreifen? Denn wenns ein anderer tut, so gehts ja doch nicht."

Aber auch nicht-jüdische Projekte erwog er mancherlei. Das wichtigste darunter ist das eines großen Wochenblattes nach Art der erst vor wenigen Jahren ins Leben getretenen „Oesterreichischen Rundschau". Es scheint, daß das Fehlschlagen dieses Planes zusammen mit der Erkenntnis, daß in Reichsdeutschland eine größere literarische Tätigkeit zu entwickeln sei — schon die ersten Bücher unseres Schriftstellers erschienen daselbst, kein einziges, nicht einmal das „Dichterbuch aus Oesterreich" hat einen österreichischen Verleger — ihn in seinem Plane bestärkte, seinen Aufenthalt nach Deutschland zu verlegen.

Die größeren selbständigen Arbeiten, die in Wien entstanden, sind die folgenden: „Junge Liebe". (Breslau 1879) anmutige Liebesgeschichten; „Stille Geschichten" (Dresden 1881) gut erzählte Novellen, besonders interessant dadurch, daß sie viel Selbsterlebtes verwerten; „Mein Franz" (Leipzig 1883), die einzige größere in Versen geschriebene Dichtung.

Die Hauptbedeutung der schriftstellerischen Tätigkeit jener Zeit des blühendsten Mannesalters liegt aber in

vier Werken, deren zeitliche Aufeinanderfolge diese ist: „Moschko von Parma", Geschichte eines jüdischen Soldaten, (Leipzig 1880, 3. Auflage 1899); „Ein Kampf ums Recht" (zwei Bände, Breslau 1882, 5. Auflage 1896); „Der Präsident" (Breslau 1884, 3. Auflage 1896); „Die Reise nach dem Schicksal" (Stuttgart 1895).

Ludwig Fulda, der in einer feinsinnigen Studie („Die Nation" 1885, Nr. 4 und 5) gerade die Werke dieser Epoche analisiert und gewürdigt hat, wies darauf hin, daß zum Verständnis von Franzos Schaffen der Umstand sehr wichtig ist, daß er Jurisprudenz studiert hat. Nicht etwa in dem Sinne, daß er Kriminalromane schreibt oder ausschließlich Rechtsfälle behandelt, sondern in dem, daß er mit Vorliebe Fälle wählt, in denen das Rechtsbewußtsein verletzt wird oder das gebeugte mißhandelte Recht nach seiner Anerkennung, nach seinem Sieg verlangt. Schon in manchen kulturhistorischen Skizzen und Novellen der ersten Bände tritt dies Streben hervor, noch deutlicher in den Werken der Wiener Epoche. Zunächst in der „Reise nach dem Schicksal". Hier liegt ein sehr verwickelter juristischer und moralischer Fall vor. Ein Graf Hallsee schwört einem jungen Mann einen Eid (und zwar einen Meineid), daß dieser nicht sein Sohn sei, in der Absicht, ihn von dem Gedanken zu befreien, er habe mit seiner Schwester in Blutschande gelebt. Der Tod des unglücklichen Mädchens erlöst dann beide Männer von ihrer schweren Last. In dieser kurzen Erzählung der Fabel wird man freilich dem Buche nicht gerecht, das allerdings in seiner Komposition und Technik wohl eines der schwächsten unseres Verfassers ist. In der Komposition, weil der Graf Hallsee, der eigentlich Hauptheld sein müßte, in dessen Seele sich die entsetzlichsten Kämpfe abspielen, nur nebenbei geschildert wird. In der Technik, weil die Vorgänge nicht erzählt, sondern das Ganze als Reden des Jünglings, und zwar während einer Eisenbahnfahrt, mitgeteilt werden; Reden, in die auch große Erzählungen anderer eingeflochten werden. Gewiß soll nicht geleugnet werden, daß das Buch ungeheure Spannung erregt, daß es kulturhistorisch wichtig

ist, durch die Vorführung der Intriguen katholischer Geistlicher, die auf alle Weise, selbst mit unlauteren Mitteln, Seelen einzufangen bestrebt sind, die danach trachten, reiche Jünglinge, selbst gegen ihren Willen, in das Kloster zu ziehen, — aber einen recht befriedigenden Eindruck erweckt das Werk nicht.

Von größerer Bedeutung, ebenso wie das vorige einen Fall behandelnd, ist das Buch „Der Präsident" — von Franzos auch in einem Drama bearbeitet, das aber keinen Erfolg hatte. Hier sind die Seelenkämpfe nicht übergangen, sondern in guter Weise geschildert, aber die Vorgänge sind derartig, daß sie als unwahrscheinlich bezeichnet werden müssen und das höhere Rechtsgefühl nicht befriedigen. Der Präsident von Sendlingen, ein musterhafter, unbestechlicher Richter, erkennt in einem Mädchen, das wegen Kindesmords zum Tode verurteilt werden soll, seine uneheliche Tochter. Er raubt sie aus dem Gefängnis, verheiratet sie, nachdem er dem Gatten zwar von ihrer Verführung, nicht aber von dem Kindesmord berichtet hat, stellt sich dem Minister und macht, da dieser ihn nicht dem Gericht übergeben will, seinem Leben selbst ein Ende. Auch hier wirkt manches peinlich, denn die Schuld, die der Präsident dadurch auf sich geladen, daß er einem braven Mann eine Verbrecherin überantwortet, ohne ihm ihre Schuld zu bekennen, wird mit seinem Selbstmord nicht gesühnt. Aber die Darstellung der Seelenqualen des Präsidenten ist eine hervorragende Leistung.

Das bedeutendste Werk dieser Art ist „Ein Kampf ums Recht". Man hat das Buch häufig dadurch zu verkleinern gesucht, daß man es als eine Nachahmung des „Richters von Zalamea" oder der Erzählung „Michael Kohlhaas" bezeichnete. Fulda hat mit Recht auf den großen Gegensatz aufmerksam gemacht, der zwischen diesen Werken und dem Franzos'schen Roman besteht. Die Helden in den beiden ersteren Werken „treten mit imponierender Stärke nur für ihr eigenes Recht ein. Taras streitet für das Recht anderer oder richtiger für das Recht überhaupt, für die Gerechtigkeit als heilige

Institution, als notwendiges Fundament des menschlichen Lebens". Vor Kleist aber hat Franzos den großen Vorzug, daß er nicht wie jener in entlegene Zeiten und fremde Zustände hinabzusteigen braucht, die er sich aus einem mühsamen Studium der Quellen konstruieren mußte, sondern daß er diesen Helden in die ihm bekannten Gegenden Halbasiens versetzte. Damit gewinnt er nicht nur den Vorteil, sein eigenes Feld anzubauen, sondern auch den, das einzig mögliche Gebiet für die Erzählung zu erhalten, weil ein Charakter, wie der von ihm geschilderte, sich viel besser dort als innerhalb der Gesellschaft des Westens entwickeln konnte. „Die Geschichte" — ich entlehne diese kurze Inhaltsangabe Fuldas bereits erwähntem Aufsatz — „des Taras ist eine Tragödie ergreifendster Art. Er, der treffliche und tief sittliche Mensch, hält mit inbrünstiger Treue an dem Glauben fest, daß alles in der Welt auf Gerechtigkeit gebaut sei. Deshalb packt ihn die Rechtsverletzung, die man dem Dorfe zufügt, in welchem er Richter ist, im Kern seines Lebens. Durch alle Instanzen, bis zum Kaiser hinauf sucht er sein Recht; denn es muß ja zu finden sein, sonst stürzt die Welt zusammen wie ein stolzer Bau, dessen Säulen einknicken. Aber es ist nicht zu finden und mit dieser zerschmetternden Ansicht geht in Taras eine furchtbare Wandlung vor. Er verläßt Weib und Kind; er entrollt in den Karpathen seine Fahne, unter der alle willkommen sind, die erlittenes Unrecht sühnen wollen. Er unternimmt einen blutigen Kampf gegen die Gesellschaft, da er sich von Gott berufen glaubt, die Gerechtigkeit herzustellen, die auf Erden nicht gefunden werden kann. Erst dann bricht er in sich selbst zusammen, wie er erkennt, daß er selbst ungerecht gewesen, daß er sich das Amt des Rächers angemaßt, ohne allwissend zu sein. Zugleich mit seiner Rechtsidee ist eine unwiderstehliche Riesenkraft zerstört; er stellt sich freiwillig seinen Verfolgern." Die volle, ganze Sympathie des Verfassers ist für seinen Helden, wenn er auch vielleicht manchmal an der Möglichkeit zweifelt, daß ein solches Tun Erfolg haben könnte. Was einmal die Freunde zu Taras sagten: „Dein Werk ließe sich nur ausführen, wenn Dir

Gott seine rettenden Engel als Streiter geliehen hätte. Menschen aber werden ohne Zwang nur dann ihre Haut zu Markte tragen, wenn sie einen persönlichen Vorteil davon haben, wenn der Lohn der Gefahr entspricht", ist doch nur in gewissem Sinne seine Ansicht. Aber bei diesem Werke handelt es sich nicht nur um die Idee, um die groß angelegte Tendenz, sondern um die Ausführung im Einzelnen. Als Charakterstudie in lobenswertem Sinne konnte man auch den Präsidenten rühmen, aber hier trat die Umgebung durchaus zurück und man hat die Empfindung, als fühle sich der Verfasser in dem Milieu nicht recht zu Hause; in unserem Werke dagegen tritt dem in mustergültiger Weise geschilderten Helden alles andere gleichwertig zur Seite: Nebenfiguren, Landschaft, Umgebung. Es ist ein Buch von bleibendem Wert, weil hier, wiederum nach einem Fuldaschen Worte „eine bedeutende Idee fast ohne Rest in Gestalten aufgegangen ist".

So hohes Lob nun auch „dem Kampf ums Recht" zu spenden war und so sehr Franzos in seinen Gestalten lebte, — er schrieb einmal an seine Frau 1880: „ich rolle eben meinen Taras hinab und durch meine Seele gehen dabei Schauer, wie ich sie nie ähnlich empfunden. Nie habe ich eine meiner Gestalten so innig geliebt, ich lebe in ihm und sein Wehe ist mir eins, das nicht von mir abhängt" — in unserem Zusammenhange erscheint doch „Moschko von Parma" als das hellste Juwel in der Dichterkrone. Auch darüber gibt es eine merkwürdige Aeußerung des Dichters, 24. Juni 1880: „Uebrigens wie immer es dem Moschko ergehen mag, ich werde nie bereuen, ihn veröffentlicht zu haben und sollte es ein Mißerfolg für den Markt sein, so ist es doch ein Erfolg für die literarische Bedeutung gewesen und das soll mir genug sein." Moschko (der Name „von Parma" stammt davon, daß er bei dem so bezeichneten Regimente dient), ein starker Barnower Judenknabe, will als Vierzehnjähriger beim Militär eintreten, wird zurückgewiesen und kommt zu einem Schmied in die Lehre. Er will zeigen, daß auch ein Jude zu diesem Handwerk taugt und bewährt sich vortrefflich. Er erhält einen christlichen Mit-

lehrling und verliebt sich in dessen Schwester. Diese Liebe, eine wunderbare Idylle, wird ohne jede Sentimentalität geschildert: der stämmige Bursche gewinnt die Achtung des Mädchens durch die kräftigen Prügel, die er zu erteilen vermag, das Mädchen gewährt das erste Zeichen seiner Neigung durch Speisen, die sie dem Burschen zusteckt. Die Liebe bleibt nicht ohne Folgen. Um der Geliebten etwas zu verschaffen, will er dreihundert Gulden annehmen, um sich als Ersatzmann beim Militär anzubieten; dies unterläßt er auf Bitten des Mädchens; da trifft ihn das Unglück, zum Soldaten ausgehoben zu werden. Nach 20 Jahren kehrt er zurück. Seine Geliebte hat sich verheiratet, ihr und sein Sohn ist von dem Onkel, jenem früheren Mitgesellen, an Kindesstatt aufgenommen. Nun verrichtet Moschko das große Sühnewerk. Er lebt im ärgsten Elend, vertreibt sich seine Zeit und verdient sich sein Trinkgeld als Aufschneider und Lustigmacher; da er aber bemerkt, daß sein Sohn durch seine Erzählungen angereizt, Soldat werden will, gesteht er ihm seine Lügen und will, nachdem er von jenem das Versprechen erlangt, von seiner Soldatenlust zu lassen, in den Tod gehen. Die Beichte, die er dann als Sterbender dem Arzt ablegt — in dieser Figur hat Franzos wie so oft seinen edlen Vater gezeichnet — die kurze Stunde, in der er die Heißgeliebte wiedersieht, das ist alles von einer so poetischen Kraft, einer so hinreißenden Gewalt, daß das Werk nicht laut und nicht energisch genug gerühmt werden kann. Außer diesem Helden der Entsagung, diesem wahrhaften Märtyrer sind die übrigen Personen: Heiratsvermittler, Handwerker, Mitglieder der Assentierungskommission, christliche Beamte, Vorsteher der jüdischen Gemeinde eindrucksvoll geschildert. Gerade in diesem Beispiele zeigt sich die Art der Kontrastwirkung, die schon oben als eine der Eigentümlichkeiten Franzos'scher Kunst hervorgehoben wurde: auf der einen Seite der prächtige Mensch, der für Vaterland, Glauben, Liebe leidet und sein Elend wie ein Held trägt; er macht keine Anstalten die Geliebte zu verraten und unterläßt es mit wahrhaftem Heroismus sich seinem Sohn zu erkennen zu geben; auf

der andern Seite die satten Reichen, die behäbigen Nichtstuer, die keinen Funken von dem Heldentum des Armen haben und sich doch unendlich besser dünken als er; bei der Schilderung des einen die schlichteste, innigste Gemütssprache, bei der Vorführung der anderen die schneidendste Ironie. Man hat dem Buche gelegentlich zum Vorwurfe gemacht, daß es zwanzig Jahre überspringe, aber dieser Vorwurf ist gänzlich ungerechtfertigt; denn es ist und soll sein eine Barnower Geschichte. Was der alte Soldat in seinem Regiment erlebt, ist für ihn nur eine Episode, die recht wohl in eine Nebenerzählung, in eine Beichte (wenn man dies Wort von den Bekenntnissen brauchen darf, die ein jüdischer Invalide einem jüdischen Arzt ablegt), niedergelegt werden konnte. Hier war nur zu schildern: Jugendleben und Liebe, Entsagen und Sterben. Man möchte geradezu behaupten, daß sich in dieser Beschränkung der Meister zeigt. Es ist ein Zeichen hoher Kunst, daß sich hier mit Ueberspringung einer langen Zeit das Ende an den Anfang fügt. Nach meinem Urteile ist Moschko von Parma fast das Beste, was Franzos geschrieben; es gehört zu dem Schönsten und Bedeutendsten, was dieser Zweig der Literatur aufzuweisen hat. —

Am 3. November 1887 fand die Uebersiedlung des Paares nach Berlin statt. Der Verkehr dort war ein ungeheuerer, sodaß das Ehepaar in einem der ersten Berliner Winter hundert Gesellschaften besuchte. Außer zahlreichen Häusern der besseren jüdischen Gesellschaft gehörten ihrem Kreise Schriftsteller, Gelehrte und Künstler in großer Menge an. Sehr viele interessante Menschen, mit denen sie nicht direkt verkehrten, lernten sie gelegentlich kennen.

Franzos bereute nie, trotz der innigen Beziehungen seiner Frau zu Wien, die aufs treueste festgehalten wurden, die Uebersiedlung vorgenommen zu haben. Die Gründe des Wechsels des Aufenthalts wurden schon früher angedeutet. Franzos zerriß nie die Bande, die ihn an Oesterreich fesselten, blieb auch bis an sein Ende öster-

reichischer Staatsangehöriger. Aus diesem Grunde war es ihm nicht möglich, in Stadt und Gemeinde ein öffentliches Amt anzunehmen, wie ihm oft nahe gelegt wurde; aber in Vereinen entfaltete er eine segensreiche Tätigkeit. Er stellte seine rednerische Kraft gern Wohltätigkeitsveranstaltungen zur Verfügung, hielt auch in vielen jüdischen und nicht-jüdischen Vereinen Vorträge; einmal absolvierte er einen wohlbesuchten und mit großem Beifall aufgenommenen Zyklus „Ueber osteuropäische Literatur“ im Viktoria-Lyceum.

Eine besondere Tätigkeit entwickelte er in dem Deutschen Zentral-Komitee für die russischen Juden, das sich im Frühling 1891 bildete, und dem er als Schriftführer vom Anbeginn bis zur Einstellung von dessen Tätigkeit angehörte. Ueber diese seine große und erfolgreiche Arbeit gibt der stenographische Bericht über die Delegiertenversammlung, Berlin 20. und 21. Oktober 1901, ausführliche Kunde. Er legte selbst dieser Versammlung den Entwurf zu einem von ihm verfaßten Aufrufe vor, der zur Charakterisierung seiner Anschauungen hier folgen mag:

„Schwere Drangsale sind über die Juden in Rußland hereingebrochen. Veraltete Gesetze, selten vorher gehandhabt, werden jetzt mit äußerster Strenge durchgeführt und jeder Tag bringt neuen, noch härteren Druck. Schon sind Tausende aus Heimat und Erwerb vertrieben; glücklich, wer die Reste seiner Habe rettet; die meisten verlassen als hilflose Flüchtlinge die Städte, wo sie als fleißige Bürger, den Ihren zum Segen, und Niemand zu Leide, ihr Brot erworben. Daß man sie nicht über die Grenze verweist, was frommt es ihnen?! In den überfüllten Bezirken, wo sie vielleicht geduldet würden, erwartet sie nur der Hunger. Sie müssen auswandern und mit ihnen alle, die sich durch geistiges Streben ein menschenwürdiges Los zu erringen gehofft. Denn gleichzeitig sind den russischen Juden alle gelehrten Berufe verschlossen worden.

„Die ganze gesittete Menschheit ist einig in ihrem Mitgefühl für dies große und unverschuldete Elend. Dieses Mitgefühl hat uns, deren Vaterland die Flüchtlinge zuerst betreten, die Mittel zugeführt, durch die wir

bisher die Not gelindert; wir haben die Unglücklichen bis an die fernen Gestade ihrer neuen Heimat geleitet und sie auch dort nicht hilflos gelassen.

Diese Mittel gehen zu Ende, die Not aber ist im Wachsen. Die Zahl der Flüchtlinge, die Schwierigkeit, ihnen neue Wohnstätten, neuen Unterhalt zu schaffen, wird immer größer.

Darum haben wir uns entschlossen, auch auf diesem Wege das Erbarmen für die Unglücklichen anzurufen. Möge das werktätige Mitleid gleich groß sein wie die Not, die gelindert werden soll. Und so bitten wir alle, alle, die menschlich fühlen, uns ihre Spenden bald und reichlich zukommen zu lassen".

In der Debatte über diesen Aufruf, den der Vorsitzende als „nach Form und Inhalt gleich schön" charakterisierte und in der Beratung über die Zentralisierung der Geldmittel ergriff Franzos mehrmals das Wort. Er trat energisch für Zentralisierung der Mittel ein. Als Referent der Kolonisationskommission erstattete er einen sehr ausführlichen Bericht (S. 78—106 der angeführten Druckschrift). Er berichtete über die vielfachen Arbeiten der Kommission, die alle Weltteile durchgenommen hatte, besprach besonders die Bestrebungen der Flüchtlinge, nach Palästina zu gehen und setzte lichtvoll die Gründe auseinander, warum von dieser Kolonisation Palästinas abgesehen werden müsse. Er empfahl als das einzig mögliche Land Mittel-Brasilien, und zwar die Provinz San Paulo, schlug vor, dort eine Kaffee-Plantage zu kaufen, wo für die Kolonisation von 600 Personen je 1000 Mark erforderlich seien und schloß seinen Bericht mit folgenden Worten: „Lassen Sie mich mit einem Wunsche schließen, der hoffentlich kein pium desiderium bleiben wird. Wir haben ein Gebiet betreten, auf welchem sich die Gegensätze unendlich scharf gestaltet haben. Möge nur ein Wetteifer unter uns sein: Wer das Meiste dafür leistet, daß jenen Unglücklichen geholfen wird. Und glaubt Jemand, daß der Andere auf keinem ganz vollkommen richtigen Wege ist, hält er nur den eigenen Weg für den richtigen, dann sage er es. Aber er sei nicht unduldsam,

geschweige denn gehässig gegen die fremde Ueberzeugung. In omnibus chariias."

In einem Schlußwort mußte Franzos die mannigfachen Gegenvorschläge, die teils der Kolonisation überhaupt widerstrebten, teils Palästina und Nordamerika in erster Reihe begünstigen wollten, zurückweisen. Schließlich wurde der Antrag der Kommission in folgender, etwas veränderter Fassung angenommen: „Der geschäftsführende Ausschuß des deutschen Zentral-Komitees widmet seine Fürsorge zunächst der Erforschung der Kolonisationsverhältnisse in Brasilien".

In den ersten Berliner Jahren unternahm er viele Vortragsreisen, war in der ersten Zeit mit der Zusammenstellung seines schon behandelten Werkes „Aus der großen Ebene", während des ganzen Berliner Aufenthaltes mit der gleichfalls bereits charakterisierten Zeitschrift „Deutsche Dichtung" und den daraus hervorgegangenen Sammelwerken beschäftigt. Im Jahre 1895 begründete er eine eigene Verlagsanstalt Concordia. Seine Motive dazu waren die Hoffnung, sich dadurch das Leben pekuniär zu erleichtern und der Wunsch, Herr über seine Bücher zu werden und seiner geliebten „Deutschen Dichtung" einen dauernden Verlag zu schaffen. Die großen Hoffnungen, die er auf diese Gründung gesetzt hatte, die er in seinen Träumen zu einer der ersten Verlagshandlungen emporwachsen sah, gingen nicht in Erfüllung.

Hauptsächlich waren auch diese Jahre einer großen produktiven Tätigkeit gewidmet. Die Zahl der Novellen, die in dieser Berliner Zeit entstanden oder zum Abschluß gelangten, ist sehr groß. Auch bei der Charakteristik dieser Epoche muß ich mich damit begnügen, die Werke allgemeiner Natur entweder nur zu nennen, oder in ganz kurzer Weise zu behandeln. Zu den Werken allgemeiner Art gehört die größere Erzählung „Die Schatten" (Stuttgart 1889), „Der Gott des alten Doktors" (Berlin 1892), „Der Wahrheitssucher" (Jena 1893, 3. Aufl. 1896), die letzteren beiden zwei tiefsinnige, philosophische Fragen mit Ernst behandelnde Bücher, auf die er großen Wert legte; die Geschichte „Der kleine Martin" (Berlin 1896),

„Allerlei Geister“ (Berlin 1897), „Mann und Weib“ (Berlin 1899), in denen manche Vorgänge des Berliner Gesellschaftslebens verwertet wurden; „Ungeschickte Leute“ (Jena 1894, 3 Aufl. 1903), eines seiner liebenswürdigsten Bücher, das mit Benutzung eigener Erlebnisse, besonders der Vorkommnisse aus seiner Jugendzeit mit Humor und leichtem ironischen Anflug Idealisten vorführt, die dem Lebenskampfe nicht völlig gewachsen sind und in ihrem hohen Fluge ermatten. Gegen Ende seines Lebens, seit seinem letzten größeren erzählenden Werke 1896, trat das Novellistische entschieden in den Hintergrund, wenn auch einige kleinere Erzählungen erschienen, die erst nach seinem Tode in zwei Bänden gesammelt wurden „Neue Novellen“, (Stuttgart 1905), „Der alte Damian und andere Geschichten“ (das.). Aber er überraschte und erfreute seine große Gemeinde durch ein merkwürdiges Buch „Deutsche Fahrten“, dessen ersten Band „Anhalt und Thüringen“ er selbst herausgab (Berlin 1903), dessen zweiter Band „Aus den Vogesen“ (Stuttgart 1905) durch die liebevolle Sorgfalt seiner Gattin ediert wurde. Er überraschte mit dieser Gabe, denn man war diese sorgfältige, bis auf das Kleinste sich erstreckende Beobachtung deutscher Landschaft bei ihm nicht gewohnt; er erfreute damit, denn er wußte mit soviel Anmut zu belehren, mit solcher Anschaulichkeit darzustellen, einen so vielseitigen Kreis der Interessen zu berühren, daß man von der Lektüre gefesselt blieb. Es ist kein Bädeker, kein statistisches noch geographisches Handbuch, keine bloße Anekdotensammlung und keine geschichtliche Darstellung, aber das Buch ist von allem etwas und dazu noch einiges mehr: das Bild einer in sich gefesteten, abgeklärten Persönlichkeit.

In der Absicht dieser Blätter kann es nicht liegen, alle diese für unsern Zweck externen Bücher ausführlich zu besprechen, um so weniger, als der zugemessene Raum zur Kürze zwingt; wohl aber müssen drei Werke aus dem eigensten Gebiete des Erzählers behandelt werden, weil sie den Interessen dieses Jahrbuchs besonders nahe stehen. Es sind „Judith Trachtenberg“ (Breslau 1891, 4. Aufl. 1906), „Leib Weihnachtskuchen und sein Kind“

(Berlin 1896), „Der Pojaz" (Stuttgart 1905, jetzt schon in 6. Auflage ausgegeben). Judith Trachtenberg behandelt dasselbe Motiv, das in manchen früheren Erzählungen angeschlagen war: die Tochter des reichen Juden, die in christlicher Gesellschaft aufwächst, wo sie nur wegen ihrer Schönheit und des Reichtums ihres Vaters geduldet wird, den Gegensatz zwischen dem Mädchen und ihrem Bruder, der dies Geduldetsein in christlichen Kreisen verschmäht, den wackeren jüdischen Vater, der die Tochter innig liebt und sie den Gefahren entziehen möchte, die ihr durch die christliche Gesellschaft drohen, die gänzlich verlotterten adligen Kreise, die mit hämischer Freude die Jüdin einem Grafen in die Arme treiben, insbesondere einen höheren Beamten, einen vollkommenen, stets unbestraft bleibenden Verbrecher, der die Mitwissenschaft der gleich zu erwähnenden Tat dazu benutzt, um von dem Grafen die ungeheuersten Summen zu erpressen. Von der Mitte des Bandes an kommt ein neues, zwar von unserm Verfasser sonst niemals, aber in der übrigen Romanliteratur stark verbrauchtes Motiv hinzu, die heimliche Taufe und Vermählung, die aber nicht durch einen wirklichen Priester, sondern durch einen mit Gold gedungenen Betrüger geschieht. Auf diesen schmählichen Akt folgt das irrende Leben des jungen Paares. Der eigentliche Roman beginnt erst, als das Zusammenleben der Beiden aus dem flüchtigen Rausch der ersten Monate zu einer entsetzlich peinigenden Tragödie wird, als Judith erfährt, daß ihr Vater längst tot sei, während man ihr vorgespiegelt hatte, daß er lebe und sie verfolge, und als sie durch einen Zufall den Betrug und den Schimpf erkundet, den man ihr angetan. Nach langen Mühen, nachdem sie in die Heimat zurückgekehrt und einer schweren Krankheit verfallen war, kommt eine Versöhnung zustande. Sie setzt es durch, daß Graf Agenor sie, die Jüdin heiratet, von ihrem Bruder sich gleichsam einsegnen läßt, schließlich gibt sie sich selbst den Tod. In dem Roman sind wundervolle Einzelheiten und prächtige Charaktere: eine alte Jüdin, die die Zurückgekehrte zu sich aufnimmt und pflegt, ein ausgezeichnet geschilderter Arzt (aus dem Shylock

von Barnow und Moschko von Parma und manchen anderen Erzählungen wohlbekannt); der Bruder Raphael hat in seiner Verstocktheit einen grandiosen Zug an sich. Aber ich halte das Psychologische des Romans für mißlungen. Ein Charakter, wie der der Judith versöhnt sich entweder überhaupt nicht, oder er versöhnt sich ganz. Entweder sie erzwingt die Verzeihung ihrer Glaubensgenossen, sowie die ihres harten Bruders und verstößt den Grafen, oder sie setzt ihre Ehe durch, nachdem sie dem Grafen verziehen hat, in diesem Falle aber muß die Verzeihung eine dauernde sein. Daß sie in den Tod geht, ist durch die ganze frühere Entwicklung ungerechtfertigt und ein ganz nutzloses Opfer.

Auch der zweite Roman „Leib Weihnachtskuchen“ verwertet manche aus früheren Geschichten bekannte Motive, ist in den Schilderungen der Nebenpersonen mit vielem Aehnlichen der älteren Arbeiten verwandt, fügt aber vieles Neue und Eigenartige hinzu. Der Held, ein jüdischer Schankwirt, der seinen Namen der sogenannten humoristischen Laune eines Polizeibeamten verdankt, hilft gemäß dem göttlichen Gebote, seinen Feinden Böses mit Gutem zu vergelten, dem Janko, dem Sohne eines betrunkenen Bauern, der ihn selbst einmal dem Tode nahe gebracht hat, dazu sein Besitztum wieder zu erlangen. Janko wird ein ordentlicher Mensch. Der tägliche Verkehr mit Mirjam, Leibs Tochter, hat ihm eine starke Liebe eingeflößt. Er möchte sie heiraten, aber er scheitert an dem Veto der Eltern. Diese versprechen und vermählen die Mirjam (die Mutter ist freilich inzwischen gestorben) mit einem 70jährigen reichen Manne, aber nach dem Hochzeitsmahle treibt Janko, der unterdes wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt ins Gefängnis gesetzt worden war, aber sich befreit hatte, den Nachen, worin die Vermählten sitzen und der von ihm gelenkt wird, in die Flut, sodaß alle ertrinken. Wenige Tage später stirbt Leib auch. — Man mag auch diese Lösung als recht unwahrscheinlich verwerfen, man kann auch tadeln, daß das Kind, die 16jährige Mirjam zu wenig charakterisiert ist, denn sie ist eben nur ein fröhliches Kind, das überhaupt

von Liebe nichts weiß, oder die gehorsame Tochter, die in starren Vorurteilen befangene Jüdin, die eine Verbindung mit einem Christen gegen den Willen ihrer Eltern sich nicht denken kann; aber die Geschichte selbst kann man bewundern. Zunächst sind die Nebenfiguren köstlich dargestellt: Heiratsvermittler, Richter, Dorfleute, Kaiserliche Beamte, reiche und arme Juden, Mirjams Mutter, Frau Channe, das christliche, nicht eigentlich böse, aber durch seine Schwatzhaftigkeit großes Unheil anrichtende Dienstmädchen Kasia. Vor allem aber sind die beiden Hauptcharaktere geradezu prachtvoll: Der Bauer Janko, ein Hüne von Gestalt, von riesenhafter Energie erfüllt, der mitten unter den Trunkenbolden nüchtern, unter all den Faullenzern arbeitsam bleibt, das Gelöbnis treu hält, das väterliche Gut, das er von Schulden befreit hat, bis zum Tode zu wahren, und ohne jede Spur von Sentimentalität, keineswegs nur von sinnlichen Trieben erfaßt, die Liebe zu dem Mädchen, ohne das er sich sein Leben nicht denken kann, unverbrüchlich pflegt. Ganz besonders schön aber wird dieser Leib charakterisiert: der kleine armselige Mensch, der von den Juden gehöhnt, von den Christen gepeinigt, von den meisten als Narr, von einigen als elender Wucherer mißhandelt wird, ist ein großartiger Mann. Er ist edel und vermag keinem unreinen Gedanken in seiner Seele Raum zu geben, stets hilfsbereit, auch gegen die, die ihn mißhandelten, von einer wahrhaft guten, herzerquickenden Frömmigkeit, — eine Gestalt, die nur einem Dichter und einem edlen Menschen gelingen konnte.

Das letzte Werk, dessen Besprechung hier gegeben werden muß, ist „Der Pojaz“. Dies ist der Spitzname des Helden Sender Kurländer, eigentlich Glatteis, den er wegen der Bajazzostreiche, die er in seiner Jugend ausgeführt hatte, erhält. Sein Vater, ein Schnorrer, durch seine lustigen Anekdoten berühmt, ist verschollen, seine Mutter bald nach der Geburt gestorben. Der Knabe wird von einer energischen Frau, Rosele, aufgenommen und wie ihr Kind erzogen. Sie arbeitet mit allen Kräften daran, den Knaben vor dem Gewerbe des Vaters zu

hüten, aber es gelingt ihr nicht. Der Pojaz besucht alle möglichen Talmudschulen, verläßt sie nach entsetzlichen Qualen, die er dort erduldet. Als Handwerker hält er es nirgends aus. Die Abneigung gegen das seßhafte Leben, der komische Nachahmungstrieb, der ihm als einziges Erbe seines Vaters geblieben ist, bereiten ihm den Unwillen seiner Brotherren, daneben freilich auch die Bewunderung des Publikums. Nun wird er Fuhrknecht. Bei einer Fahrt wohnt er der Vorstellung einer Schauspielergesellschaft bei und erlangt von dem Direktor Nadler, der das große Talent des Jünglings erkannt hat, das Versprechen, in die Truppe aufgenommen zu werden, sobald er deutsch gelernt habe. Die Erlernung dieser Sprache gilt in dem jüdischen Ort als todeswürdiges Verbrechen. Der Pojaz erwirbt diese Kenntnis durch entsetzliche Mühen, zuerst bei einem strafversetzten Soldaten, sodann in der Bibliothek des Dominikanerklosters, endlich durch heimliches nächtliches Studium in seinem Zimmer. In den eiskalten Räumen des Klosters legt er den Keim zur Schwindsucht. In einem Geistlichen findet er einen Lehrer, der ihm das Verständnis für die dramatische Literatur erschließt und ihn in die Technik der Rezitation einweiht. Aber sein Frevel wird durch die Gemeinde entdeckt, er wird vom Rabbiner in den Bann getan und verfällt in eine schwere Krankheit. Halb genesen übernimmt er zeitraubende Arbeiten und erlangt durch Zufall eine bescheidene Summe, die ihm erlaubt, kurze Zeit von seinen Mitteln zu leben. Er macht sich auf den Weg zu seinem Gönner Nadler, mit dem er immer in Verbindung geblieben war, kann zwar dessen Aufenthaltsort Czernowitz nicht erreichen, da er durch einen furchtbaren Schneesturm und durch den Eisgang des Dnjestr zurückgehalten wird, wohnt aber in dem kleinen Orte, in dem er gezwungen einige Tage verweilt, den Vorstellungen einer Schmiere bei, wird von einem Mitgliede der Gesellschaft in seinem großartigen Talent erkannt und entschließt sich nach anfänglichem Widerstreben dieser Gesellschaft zu folgen. Bevor er aber seine Mission ausführen kann, wird er von seiner Pflegemutter heim-

geholt und totkrank in sein Heimatsstädtchen zurückgebracht. Er sieht seiner Auflösung entgegen. Nur er hat keine Ahnung von seinem Zustand. Mit Zustimmung seiner Pflegemutter, die ihm diese letzte Freude nicht versagen will, reist er nach Czernowitz, sieht und spricht dort Bogumil Dawison und wird von einem treuen Begleiter auf sein Leidenslager zurückgebracht, wo er nach kurzer Zeit verscheidet.

Dieser Roman ist in jeder Beziehung ein reifes und vollendetes Werk. Er gibt eine plastische Schilderung der Lokalitäten, eine durchaus realistische der Menschen, eine geradezu wunderbare Darstellung der Landschaft, z. B. die eines Schneesturmes und des Eisganges des angeschwollenen Flusses. Es ist das Werk eines reifen Erzählers der älteren Schule und doch finden sich darin einzelne Konzessionen an die Moderne, indem z. B. die Lehre von der Vererbung eine starke Rolle spielt: der Held verfällt seinem Unheil, dem zum tragischen Ende führenden Wandertriebe, weil er als Sohn seines Vaters dessen Eigenschaften geerbt hat. Es ist ein Werk der Phantasie und doch sind namentlich für die Jugendgeschichte des Helden manche Ereignisse aus der Kindheit des Autors benutzt. Es ist die Arbeit eines Juden, der sich nicht scheut, seine Glaubensgenossen zu schildern, wie sie sind oder wenigstens, wie er sie ansieht. Denn gerade das ist ein Zeichen großer Kunst, daß der Verfasser diesen jüdischen Helden durchaus Jude sein und bleiben läßt, der nicht im allgemeinen nach Bildung strebt, sondern nur nach einer solchen, die ihm ermöglicht, seinen Beruf zu ergreifen und der das spezifisch Jüdische auch darin zeigt, daß er nicht das Schauspiel im allgemeinen, sondern besonders die Stücke ersehnt, in denen Juden dargestellt sind: Kaufmann von Venedig, Nathan den Weisen, Mosenthals Deborah. Es ist ferner ein Werk voll köstlichen Humors. Es ist endlich die letzte Botschaft eines Optimisten, der trotz aller Enttäuschungen an den Sieg des Ideals glaubt, das er im Herzen trägt, an den Triumph der Aufklärung, an den endlichen Einzug „des Königs der Ehren“ in die Mauer des Ghetto.

Dieses Buch, 1905 aus dem Nachlaß gedruckt, unmittelbar vor diesem Druck in einzelnen deutschen, einige Jahre früher in ausländischen Zeitungen erschienen, hat eine Vorrede, die übrigens großen autobiographischen Wert besitzt, vom 15. Juni 1893. Damals war es fertig; es wurde in Buchform nicht veröffentlicht, weil der Autor meinte, jene Zeit der Hochflut des Antisemitismus sei für die Herausgabe eines derartigen Judenromans ungeeignet. Diese Entsagung hat etwas geradezu Wunderbares, — ich kenne in der Literaturgeschichte kein Beispiel, daß ein fruchtbarer Autor, der fast Jahr für Jahr ein Opus auf den Markt brachte, sein reifstes und gediegenstes mehr als ein Jahrzehnt zurückhielt. Aber dem Ruhm von Karl Emil Franzos wurde diese nachträgliche Offenbarung nur zum Segen. Während der Nachlaß anderer Autoren Zurückgelegtes, weil der Veröffentlichung Unwertes zur Erscheinung brachte und dadurch das Ansehen der Verfasser schädigte, hat dieses gediegene Werk mehr als irgend ein anderes das große Können des Heimgegangenen deutlich bekundet und die Nachwelt seinen Verlust um so tiefer fühlen lassen.

*　*
*

Bis in die letzten Jahre erfreute sich Franzos im Ganzen einer guten Gesundheit. Zwar wurde er manchmal von einem schmerzhaften Ischiasleiden heimgesucht, aber sein robuster Körper überwand diese Leiden und widerstand auch den ungeheuren Anstrengungen, die er sich zumutete. Im Jahre 1903 meldete sich ein ernster schwerer Anfall; Ende Dezember dieses Jahres erkrankte er und erlag nach vierwöchentlichem, mit größtem Heroismus ertragenem Leiden seiner Krankheit, am 28. Januar 1904. Am 31. wurde er auf dem Friedhofe zu Weißensee in einem von der jüdischen Gemeinde zur Verfügung gestellten Ehrengrabe beigesetzt.

Franzos war ein in sich gefestigter, edler Mensch. Er war ein unermüdlicher Arbeiter, von starker Energie erfüllt. Wohl besaß er Selbstbewußtsein und verschmähte heuchlerische Bescheidenheit, aber wie von Selbstunterschätzung, war er von Ueberschätzung entfernt. Zeugnis dafür mögen zwei Aeußerungen an seine Gattin ablegen: 1878, 20. Juni: „Es ist mir so schöpfungsfreudig zu Mute, wie seit lange nicht mehr. Ich weiß ja, ein wahrhaft großer Dichter, ein Stern am Himmel werde ich nicht werden, weil ich mein Talent nicht so hoch emportragen kann, aber vielleicht werde ich doch ein irdisches Licht, welches Einzelnen die Nacht erhellt".

1881, 29. August. „Ich habe mir — weiß Gott wie oft schon! — immer so im stillen für mich gedacht, daß doch eigentlich nur die großen Dichter die Tröster und Erheber der Menschen sind, während wir mittleren trotz allen Gemüts doch eigentlich nur ihre Qual mehren, weil wir wohl an alles Leid tasten und es aufrühren, aber nicht das Wort finden es zu lösen oder gar zu tilgen und sei es nur auf Momente! Und wie oft habe ich mir in Augenblicken, wo etwa glückliche, gläubige Menschen zu beten pflegen, gewünscht, einmal im Leben eine solche Kraft in der eigenen Seele fühlen und auf andere ausströmen zu können, einmal ein wirklich gutes Werk zu schaffen, einmal ein großer Dichter zu sein".

Er hegte freudigen Optimismus. Mochte er auch manches Hemmende in seinen Bestrebungen erkennen, mit anschauen, daß manche Stürmer und Dränger über ihn hinweggegangen waren, so hoffte er auf den Sieg dessen, was er für Recht hielt. Auch für ihn galt das Wort, das er seinen Mitstrebenden zurief: „Wir aber wollen tapfer bleiben, auch unser Schiff wird den Hafen erreichen."

Er strebte nicht nach leerem Schein, geizte nicht nach äußeren Ehren: seine Brust schmückte kein Orden, seinen Namen kein Titel.

Er besaß Treue in der Freundschaft: noch in dem letzten Jahre suchte er einen Freund auf, mit dem er die Universität besucht hatte, um die alten Bande fester zu knüpfen; sein letztes Gedenkblatt, das schon zu der Zeit erschien, da er ans Krankenzimmer gebannt war, ist einem Kameraden gewidmet, mit dem er die Schule besucht hatte. Manche seiner Lebensbündnisse dauerten bis zuletzt. In dem großen Kreise von Bekannten und Freunden war er nicht nur zeitweise ein Gast, sondern der gern gesehene Vertraute, den Große und Kinder als den Ihrigen betrachteten.

Gewiß war er nicht frei von menschlichen Schwächen, aber er kämpfte gegen sie Zeit seines Lebens. In diesen Kämpfen und zumal am Ende seines Lebens bewährte er sich wie ein Held. Mit heroischem Mute ging er dem Tode entgegen.

Er lebte den Seinen. Es ist oben dargelegt, wie er das Andenken seines Vaters ehrte, wie er Mutter und Schwestern unterstützte. Der Familie seiner Frau schloß er sich aufs engste an, es war seine Familie geworden; dem einzigen Neffen galten seine letzten Gedanken. Er war ein trefflicher Gatte. Er starb an seinem Hochzeitstage; vielleicht daß er in einem seiner letzten Momente das als ein Glück pries, an dem Tage heimzugehen, der ihm die zugeführt hatte, die ihm seine Krone, des Hauses Sonne und die Wonne aller derer war und ist, denen es vergönnt ist, ihr zu nahen

Er bleibe der Nachwelt erhalten. Das Wort, das Goethe in der Trauerfeier brauchte, die er seinem Schiller plante, „seine schlummerlosen Nächte haben unseren Tag gehellt“, darf man auch auf ihn anwenden. Erhellung und Aufklärung war das Streben seiner arbeitsreichen Tage und seiner schlummerlosen Nächte. Und so kann er als rühmliches Beispiel uns und den folgenden Geschlechtern vorgehalten werden. Als Juden, daß wir wie er den Kampf aufnehmen gegen Untugenden und Laster und bei aller Wahrung der Eigenheit und der tausend-

jährigen Kultur uns voll und ganz anschließen dem Lande, dem wir durch Geburt und Bildung angehören, jeden Gedanken an eine nationale Existenz aufgeben und jeden törichten Traum eines Volkstums. Als Deutsche, daß wir wie er jeder Gewaltherrschaft entgegenarbeiten, jede Unterdrückung der Freiheit als eine Schmach betrachten. Als Männer der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens, daß wir das unsrige voll und ganz mit Fleiß und Beharrlichkeit, Tapferkeit und Entsagung tun. Als Menschen, daß wir, wie er, dem Großen uns demütig beugen, mit heiterem Optimismus und schönem Idealismus dem Siege des wahrhaft Guten vertrauen, daß wir die Freundschaft pflegen und der reinen, klaren, freudigen, tätigen Liebe Einzug gewähren in unsere Herzen.

Eine glückliche Ehe.

Von

Josefa Metz.

Röschen Herz saß auf der dritten Bank am Kastanien-ufer und ließ sich die Sonne auf den Rücken scheinen.

„Ich will was von mei Sommer haben," sagte sie, wenn sie sich gerade um die Zeit hinaussetzte, zu der andre Leute sich vor der Sommerhitze ins Haus zurückzogen.

„Wie lang kann se mer noch bescheinen, die Sonn? Wenns hoch kommt, un der liebe Gott laßt mer gesund, noch 30 Jahr!" Damit bewies sie ein starkes Gottvertrauen, denn sie ging ins fünfundsiebenzigste Lebensjahr. Aber wenn ihr Körper auch gebrechlich war, Verstand und Zunge hatten ihre jugendliche Kraft und Schärfe bewahrt. — —

„Wo er wieder bleibt, der Schlemihl?" murmelte sie ärgerlich vor sich hin. — —

Von den Kähnen her, die wie schwerfällige Käfer auf einem schmalen Blatt, auf der grünen Kanalfläche lagen, drangen Kohl- und Kartoffeldüfte zu ihr herüber. Schulkinder drängten in Gruppen vorbei. Fabrikpfeifen gellten durch den Straßenlärm. Eine starke Macht schien die wandernden Menschen an sich zu reißen. Sie verliefen wie Wasser im Sande und ließen Staub, Hitze und Dünste in den Straßen zurück. — Röschen krampfte ihre Hände fester um die alte Schirmkrücke, ihr Magen knurrte. —

„Wo er sich wieder rumtreibt, der Bummler? Die Supp wird er auch wieder verschütten.“ —

Quer über den leer gewordenen Platz kam das schiefe Schanettchen. —

„Nu, wie is's?“

„Wie is's? Wie kanns sein? Hunger hat me.“

„Hunger ist der beste Koch,“ zitierte Schanettchen. —

„Drei Hochzeiten hat me nu gefeiert mit so'n Mann un nix als Aerger.“

„Gott, Rösche, wenn ich denk an Eure gold'ne Hochzeit vorig Jahr, un wie ich mer da hab den Magen verdorben. Nein, so en schönes Fest!“

„So'n Mann. Nix als Aerger,“ brummte Röschen.

„Nu, was hat's denn wieder gegeben?“

„Wa's gegeben hat? Fort is 'r 's Essen holen von der Frau Dukter, un meinste, er käm wieder?“

„Nu er wird schon. Um Mittag is immer ze wenig Bedienung in Sieberten sein Laden.“ . . . . .

„Was hat mein Muel mit Sieberten seine wenige Bedienung zu tun?“

„Weil er doch steht un hat schon zweimal Tabak gefordert un'n noch nit gekriegt“ —

Röschen sah Schanettchen an, als ob sie sie mit den scharfen grauen Augen erdolchen wollte. Die Worte versagten ihr. Schanettchen freute sich; sie hatte immer eine stille Freude, wenn es was zu hetzen gab.

„Gott en Mann! Taugen tun sie all nix, aber 'n bische zu rauchen müssen se haben.“

Nun aber brach Röschen los.

„Rauchen, wir, Leut', die nich's Hemd haben über'n Leib. Leut', die aus der Armenkass' kriegen. — Wer hat's Geld durchgebracht, un wer raucht? Ne Sünd und ne Schand is's bei Gott. Aber wart, ich werd'n beraucheu, ich werd“ . .

„Gott Rösche, Du schad'st D'r. Wirst wieder Deinen Husten kriegen.“

„Ich werd 'n berauchen.“ . . . .

„Schlecht is 'r nich Dein Muel, er hat's nur mit die Leidenschaften,“ suchte Schanettchen jetzt die aufge-

regte alte Frau zu beruhigen. Aber die hielt zäh an den einen Gedanken fest. „Ich werd 'n berauchen." —

Da kam der Missetäter. Langsam stolperte er heran, so daß der braune Deckelkorb in seiner schwerherabhängenden Hand bedenklich schwankte. Das gutmütige, rote Gesicht leuchtete vor Lebensfreude. Mit der linken Hand hielt er den Kopf seiner kleinen Deckelpfeife zärtlich umfaßt. —

„Roßbüff, Rösche!" rief er schon von weitem und blinzelte auf den Korb hinab. Röschen ignorierte es.

„Woher nimmste Geld for Tabak?"

Mehr konnte sie nicht herausbekommen, aber es lag eine solche Wucht in den wenigen Worten, daß der unschuldige Samuel den Kopf beugte als ob er schuldig sei.

„Nu, ich hab doch 'n . . ." fing er an zu stottern.

„Was haste?"

„Ich hab doch für die Frau Dufter, 'n Brief besorgt, hat se mer gegeben 'n Groschen."

„'N Brief? Was für 'n Brief?" —

Röschens Neugier überwuchs ihren Zorn.

„'n Brief."

„Wo hast 'n hingetragen?"

„Nach 'm Haus hab ich 'n getragen." —

Muel setzte gemächlich seinen Korb auf die Bank und klopfte dann langsam seine Pfeife aus.

„Hörste, Schanettche er hat 'n Brief nach 'n Haus getragen; nit nach 'n Mann oder 'ne Frau, nach 'n Haus hat 'r 'n getragen, hörste?"

„Ich hör," sagte Schanettchen.

„Haste mer doch wieder verklatscht, Schanettche" — Muel setzte sich friedfertig zwischen die beiden Frauen.

„Woher wußt ich, daß Du 'n Groschen geschenkt gekriegt hast? — Ich hab Dir auch dafür wieder in Schutz genommen, ich hab gesagt, ihr taugt all nix, aber rauchen muß sein, mal hier, mal da. — Aber was soll ich mer aufhalten mit Dir? Ich hab mehr zu tun, als mich um andere Leuts Sach zu kümmern." —

Damit humpelte sie fort. —

„E Groschen is 'n Groschen, un wenn mer ihn kriegt spart mer 'n," grollte Röschen.

„'S Roßbüff werd kalt," mahnte Muel. —

„An wen hast 'n gebracht, den Brief?" —

Muel zog die Kappe ab, wischte sich den Schweiß von der Stirn und spuckte vor sich hin. „De Kartoffeln wer'n steif, Rösche."

„Wohin hast 'n gebracht, den Brief?"

„Du brauchst mer nit immer so auszufragen, ich bin kein klein Kind mehr."

„Nu, wenn das nit kind'sch is, daß De mer kein Antwort giebst." . . .

„Also, ich hab 'n hingetragen zu 'n . . . zu 'n Herrn Gans, hab ich 'n hingetragen."

„Zu 'n Herrn Gans, den Vorsteher?"

„Da, bringt den Brief hin," hat de Frau Dukter gesagt, er is zu euer eignen Besten."

„Zu wem sein Besten, zu Dein oder zu unser?"

„Nu 's wird schon für uns beide sein." —

Röschen erhob sich kopfschüttelnd und ging, fest auf den Schirm gestützt, nach dem kleinen, engbrüstigen Häuschen hinüber, das wie vergessen zwischen den massiven Häusern des Kanalufers stand. Muel folgte mit dem Korb, langsam und behutsam als ob er die Suppe vor dem Umschütten bewahren müsse, die doch längst schon verschüttet war.

— — — — — — — — — — — —

Frau Dr. Stern saß am Schreibtisch und übertrug einen englischen Roman ins Deutsche. Diese Uebersetzungen lagen ihr nicht sehr am Herzen; sie waren ihr nur eine Brodquelle, ein „Bäckerladen" wie sie, die sehr künstlerisch veranlagt war, sie scherzhaft nannte. Sie war eine jener feinen, tiefen Naturen, die der naiveren Umgebung so einfach vorkommen, so durchsichtig, weil sie sich natürlich geben, weil oft ein glücklicher Humor die wunden Stellen, die bittern Kümmernisse ihrer Seele verschleiert.

Ihr Mann, ein begabter Mediziner, war früh gestorben und hatte sie mit drei Kindern ohne große Geldmittel zurückgelassen. Da hatte die zarte Frau ihren

Schönheitssinn, ihr künstlerisches Empfinden und die Scheu vor den Häßlichkeiten des Lebens als Luxusgefühle zurückgedrängt und sich und den Kindern eine Existenz geschaffen. Der etwas derbe Ton, die ein wenig burschikosen Manieren, mit denen sie ein allzu zartes Empfinden übertönen wollte, waren bald nicht mehr Maske. Grade sie erschlossen ihr oft den Zugang zu den verborgensten Leiden ihrer Mitmenschen. Denn, wie sie sich selbst ein Schicksal geformt, so suchte sie auch anderen zu nützen, die dem Leben hilflos gegenüberstanden. Die Gemeinde hätte keine bessere Armenpflegerin finden können als Frau Alice Stern. Was sie an Geld nicht geben konnte, ersetzte sie durch Güte und Intelligenz in reichstem Maße. Herr Gans, ihr Partner in der Armenpflege, sagte oft: „Ein Korb Kartoffeln und ein Lächeln von der Frau Doktor trägt mehr Zinsen als 100 Mark von der Gemeinde.“ —

Also Frau Alice Stern saß am Schreibtisch und übersetzte ihren Roman, der, wie fast alle die ihr zum übersetzen aufgetragenen Romane, in einer Londoner Verbrecherkneipe spielte. Sie hatte eben voller Genugtuung die Vokabel Luder aus dem Lexikon vorgeholt, als Anna, das Hausmädchen hereinkam.

„Frau Doktor. . . .“

„Zehn Messer Dir ins Herz. . . .“

„Frau Doktor, die Frau . . .“

„Luder! . . .“ — Sie hielt den Finger auf die Vokabel im Lexikon.

Anna, die neu eingetreten war und noch keinen Uebersetzungstag erlebt hatte, fing an zu zittern. Sie wagte ein leises: „Soll ich vielleicht zum Doktor . . .“

„Ach so.“ Frau Dr. Stern fing an zu lachen: „Ich bin nicht verrückt geworden, Anna, Sie können sich beruhigen. Sehen Sie, ich übersetze hier eine englische Geschichte, in der die Leute so mit einander sprechen.“

Anna atmete auf.

„Na, dann ist es man gut, ich dachte schon . . .“

„Was wollen Sie denn?“

„Draußen ist 'ne Frau, die gestern auch schon hier war un gleich ins Zimmer wollte . . .“

„Die Frau, die gestern auch hier war und die morgen höchstwahrscheinlich noch mal kommt und übermorgen gleichfalls, heißt Frau Blaustein und ist immer gleich vorzulassen, verstehen Sie, Anna? —“

Anna verschwand und Frau Blaustein erschien.

Frau Blaustein betrieb einen kleinen Oelhandel, während Herr Blaustein das Amt eines Gemeindedieners versah, ausgenommen an Sonnabenden und Feiertagen, sowie an den Tagen, an denen er das Oel, das seine Frau verkauft hatte, in Branntwein umsetzte, und diese häuften sich mehr und mehr. Aber Frau Blaustein beklagte sich nicht über ihn; denn Herr Blaustein hatte einmal in seiner klaren Zeit ein Gedicht auf sie gemacht, das anfing: „Mit den Augen einer Lilie schaust Du mich so lieblich an.“ Und diese lieblichen, wenn auch unwahrscheinlichen Lilienaugen trösteten sie über manche Fährlichkeit ihres Lebens hinweg, denn Frau Blaustein war eine Idealistin. —

„Guten Tag, Frau Doktor.“

„ . . . und wenn Du dein Maul noch einmal aufmachst, hau ich Dir eins in die Fresse.“ — „Einen Moment, . . . ich kann auch „Schnauze“ sagen . . .“

„Guten Morgen, Frau Blaustein, setzen Sie sich.“

„Dank schön, Frau Dokter, ich sitz schon.“

„Darauf gab er ihm . . . nein, darauf schlug er ihm mit der Faust in's Gesicht, daß ihm sogleich das Blut aus der Nase sprang.“ — Also Frau Blaustein was gibts denn wieder?“ — — Frau Doktor Stern löschte das Geschriebene ab und wandte sich der Gemeindedienersfrau zu.

„Gott, Frau Dokter, sind Sie noch immer nicht fertig mit Ihrer schrecklichen Geschichte? 's kann einem ja angst und bang werden, wenn man's so anhört.“

„Ja was denken Sie denn? Wenn Sie zu jeder Stunde mit Ihren Gemeindesachen dazwischen kommen . .“

„Gott, Frau Dokter tun Se nich so hartherzig, es glaubt Ihnen ja doch kein Mensch.“

„Also fix, fix, was gibts denn heute? Hat Frau Fischmann das Kinderzeug bekommen?“

„Ja, und sie läßt sagen, der liebe Gott wird's Frau Dokter schon mit Gleichem vergelten.“

„Machen Sie bitte keine schlechten Witze, Frau Blaustein, was soll ich wohl mit Klein-Kinderzeug?“

„Eigentlich is's wahr, Frau Dokter, aber sie hat's gesagt, un ich muß's bestellen. — Weshalb ich heute komm das sind die Herz . . .“

„Richtig, das konnte ich mir denken. Es ist wirklich, als ob ich extra auf die Welt gekommen wäre, um die beiden alten Herz's wieder zu versöhnen, wenn sie sich gezankt haben. Wissen Sie was meine Kinder sagen: „Mama's Herz-Krankheit.“

„Gott, Frau Dokter, Ihre Kinder aber auch . . . “

„Lassen Sie meine Kinder beiseite, die machen mir die wenigste Sorge.“

„Unberufen.“

„Also was ist's denn wieder mit den Herz? . . .“

„Der Muel hat behauptet, der Nathan Pfeilheim wär ein Vetterssohn von Rösche gewesen und sie sagt er war'n Schwagersbruder. Darüber haben sie sich so gestritten, daß sie kein Wort mehr zu einander reden. Das Rösche sagt, ihr Mann wär kindisch geworden und er sagt, seine Frau wär . . . nein den Ausdruck nehm ich nich in den Mund, Frau Dokter, aber in Ihrer Geschichte da kommt er sicher vor.“

„Und um solcher Dummheiten willen soll ich nun meine schöne Zeit vergeuden?“

„Frau Dokter, tun Sie nich so hartherzig, ich sag's nochmal, 's glaubt Ihnen keiner. Gehen Sie hin und reden Sie ihnen den Nathan Pfeilheim aus; es soll so wie so 'n großer Chammer gewesen sein.“

— — — — — — — — — — — —

Röschen Herz hustete. —

„Nur for Aerger, Frau Dukter, Se können mer's glauben, ich krieg den Husten immer, wenn ich mer ärger.“

„Ich begreife Euch garnicht, wie können sich ein

paar alte Leute wie Ihr, nur immer so zanken, Ihr müßtet Euch doch nun schon kennen."

„Grad deshalb."

„Was heißt das?"

„Nu weil ich weiß, er sagt's bloß, weil ich mer drüber kränk und nich, weil er denkt, der Nathan wär wirklich mei Vetterssohn gewesen. — Un ich will Ihn nur sagen, er schimpft auch immer übers Essen. Er sagt, was die Löwenthals sind, die nemmen Oel, un was die Silbermanns sind, die haben jedesmal Rotkohl, un der liegt 'm schwer in 'n Magen, sagt er, un warum? Weil er 'n nit mag. Nur das Essen von de Frau Dukter, an das hat er nix auszusetzen, da sagt er, es is „mit Liebe" gekocht."

„Das ist ja sehr schmeichelhaft für meine Köchin."

„Das hab ich 'm auch gesagt, ich hab ihm gesagt: Denkste, Du Schlehmil, was de Frau Dukter is, die stellt sich selbst in ihre Küch un kocht, ausgerechent for Dir „mit Liebe"? hab ich 'm gesagt. Un so gut is's Essen von de Frau Dukter auch nich, hab ich 'm gesagt. Ich will Ihn' nich beleidigen, Frau Dukter, aber das letzte mal war mer zu viel Muskat am Gemüs." —

Frau Dr. Stern lächelte vor sich hin. Sie hatten ja ganz recht diese alten Leute, warum sollten Almosenempfänger nicht auch Kritik üben dürfen? Warum sollten sie abstumpfen gegen gut und besser? Sie selbst hatte sich auch genug gewehrt gegen das Abgestumpftwerden gegenüber den Feinheiten des Lebens. — Aber ihr Lächeln ging ein wie eine Blüte unter der Kälte. Nein, hier lag die Sache anders; hier war es Bosheit, Beschränktheit, hier regte sich einer der scharfen Dornen, die stechen wollen, um zu stechen. Sie verlor sich in Gedanken. —

„Aber 's Kumpott war gut," sagte jetzt Röschen, der das lange Schweigen unbehaglich wurde, beschwichtigend.

Frau Doktor Stern blickte auf und sie fand sich gleich wieder in der kleinen Stube zurecht, die sie eben im Geiste verlassen hatte, um zurückzuwandern in vergangene Jahrhunderte, um hinein zu spähen in die engen Gassen der Ghetti, wo sich vielleicht die Wurzel fand des

Dornstrauchs, der seine Dornen einem Volk gegeben, das Waffen brauchte und keine andern besaß. —

„Ihr werdet Euch also wieder vertragen, Röschen? Seien Sie die Vernünftige und geben Sie ihm zuerst ein gutes Wort.“

„Nich mehr sehn kann ich 'm.“

„Na, dann hab ich hier ja nichts mehr zu tun; ich möchte nur wissen, warum Ihr mich rufen laßt.“

„Frau Dukter, — es klang so etwas wie Rührung durch die Stimme der alten Frau, — ich bin schon bei Jahren, was kann ich noch groß vom Leben haben, aber ein'n Wunsch, den hätt' ich noch . . .“

Frau Dr. Stern setzte sich wieder hin, nahm eine der abgezehrten Hände und streichelte sie. „Na vertraut Euch nur mir an, Röschen, Ihr wißt ja“ . . .

„Frau Dukter, schafft mir den Mann vom Hals.“

— — — — — — — — — — — —

Frau Dr. Stern hatte sich sehr bemüht, der alten Frau Herz einen Freiplatz im jüdischen Altersheim der benachbarten Provinzialhauptstadt zu erwirken. Nun schrieb man, daß wohl ein Platz für einen Mann, aber nicht für eine Frau frei wäre.

„Was machen wir da?“ wandte sie sich an Frau Blaustein, die, wieder mit sämtlichen Klagen der anspruchsvollen Gemeindearmen belastet, vor ihr saß.

„Könn'n wir nich den Muel schicken statt dem Röschen?“

„Wir können doch nicht den kräftigen Mann hinschicken. Die Frau braucht Pflege.“

„Gott, Frau Dokter, wenn die beiden nur auseinander sind, das is schon Pflege genug.“

„Aber ich habe doch geschrieben, daß die Frau so schwach ist und gute Pflege braucht. Denken Sie, das Altersheim nimmt so ohne Weiteres jeden auf, der sich gern verpflegen lassen möchte, ohne krank oder gebrechlich zu sein?“

„S' Alter ist auch 'ne Krankheit.“

„Na, ich will mal sehen“ . . . — Frau Dr. Stern biß auf ihren Federhalter und dachte ein wenig nach — „vielleicht läßt es sich machen.“

„Frau Dokter wird's schon machen. Die Frau Dokter macht aus 'ne Frau 'n Mann, wenn 's sein muß. — Adieu Frau Dokter.“ —

Frau Dr. Stern wandte sich wieder ihren englischen Hallunken zu. Sie schrieb ihr Kapitel zu Ende. Dann machte sie sich daran, dem Vorstand des Altersheims den Umtausch einer alten Frau in einen alten Mann vorzuschlagen.

— — — — — — — — — — — —

Der Vorstand des Altersheims wunderte sich doch ein wenig, als der von der Frau Dr. Stern so warm empfohlene alte Mann eintraf. —

„Sie sind doch noch ganz kräftig und gesund und noch sehr rüstig für Ihr Alter,“ meinte Herr Freund, der Vorsteher des Asyls.

„Die Zähn' hab ich noch, unberufen, un 'n Brill brauch ich auch noch nit, unberufen, un was mein Magen is, unberufen ... nur eins, Herr Vorsteher, Rotkohl der bekommt mer nicht.“

„Nun, ich denke die Kost wird Ihnen bei uns schon zusagen, eine bestimmte Krankheit haben Sie ja nicht, also ...“

„Unberufen nein, Herr Vorstand, 'ne Krankheit hab ich nich, ich hab nur 'ne Frau unberufen.“

„Was meinen Sie damit?“

„Ich will mer nit beklagen, aber se hat unberufen fufzig Jahr mit mir geschimpft ...“

„Ja, ich hörte Sie haben im vergangenen Jahr die goldne Hochzeit gefeiert, und ich muß Ihnen sagen, es wundert mich eigentlich, daß sie sich auf Ihre alten Tage noch von Ihrer Frau trennen wollen. Die Frau Dr. Stern schrieb mir aber, es sei Ihr Herzenswunsch, in unser Heim aufgenommen zu werden.“

„Gott, Herr Vorsteher, Sie wissen garnich, was mer sich in so e langer Zeit zuwidder wird.“

Herr Freund lächelte vor sich hin. Es war ein wunderliches Stückchen Erdenland, das er mit bebauen

half, dieser Abendgarten, der Armen, Müden, lichtlos Erblühten ein bischen Sonne schenken wollte.

— — — — — — — — — — — —

Die Kastanien zeigten schon ein paar gelbe Finger an ihren breiten Blatthänden. Die Kähne waren mit Obst beladen. Der Wind blies leicht, so daß das Wasser des Kanals sich kräuselte, und zitternde Sonnenreflexe hin und her glitten. — Unter den Kastanienbäumen ging Frau Dr. Stern langsam am Ufer entlang. Sie nahm mit allen Sinnen die Stimmung des schönen Spätsommertages in sich auf.

. . . Nun, da die Bäume Früchte tragen,
Der Sommer letzte Gnaden schenkt,
Und uns mit seinen goldenen Tagen . . .

„Ach was.“ — Sie machte eine Handbewegung, als ob sie etwas von sich schieben wolle. Immer wieder tauchten diese lyrischen Klänge, manchmal auch nur als wortlose Rhythmen ihr empor, wie kleine Wellen sich erheben, um kraftlos zurückzusinken und im großen Meer zu verschäumen. Das war Tändelei, halbe Künstlerschaft, verdrängte die klaren Gedanken und lenkte von den Dingen des Tages ab. Sie konnte sie auf ihrem ernsten Lebensweg nicht gebrauchen. Aber wie sie sich auch wehrte, sie tauchten immer wieder empor: wenn sie durch eine schöne Landschaft ging oder gute Musik hörte, ja, selbst im Tempel zuweilen, wenn alles in Andacht versunken war. Und sie trugen sie aus den Gleisen des Alltags fort in unbetretene Länder, wo alles Klang war und Harmonie, Duft und Stille. —

Ein zaghaftes „Nu, kenn' Se mer nich mehr, Frau Dukter?“ ließ sie aus ihrer Träumerei auffahren. Röschen Herz saß, in ein dickes Wolltuch gewickelt, einen Wärmkrug zwischen den Fingern, auf ihrer Bank. Sie saß ganz in sich zusammengesunken, grau und trostlos da, und wirkte wie ein trüber Fleck auf einem schönen, leuchtenden Bilde.

„Ich war so in Gedanken, ich hab Euch wirklich nicht gesehen. Ein herrlicher Tag heute,“ entschuldigte sich Frau Dr. Stern.

„Ein Tag ist wie der andere, schlecht sind se all mit 'nander."

„Na, Röschen, wer so wie Ihr mitten in der schönen Sonne sitzt, der sollte sich nicht beklagen."

„Was hab ich von der Sonn? Sie ist da oben, un ich bin hier unten und krieg wenig genug Wärm davon ab."

„Ihr seid nun mal ein bischen frostig, habt zu wenig Blut, aber 's wird schon noch reichen, Röschen. Sonst gehts Euch doch jetzt gut?"

„Was heißt gut?"

„Na, Ihr habt Eure Ruh und Euren Frieden, und der Samuel ist gut aufgehoben im Asyl."

„Wie mer's nemmt."

„Was soll das heißen, hat er nicht alles, was er braucht?"

„Er hat."

„Ja, das ging nun mal nicht anders. Sie konnten Euch nicht nehmen, weil sie nur Platz für einen Mann hatten. Die Hauptsache war aber doch, daß Ihr auseinander kamt. — Aber wartet mal . . . da fällt mir ein . . . ich hab so was gehört, als ob im Altfrauenhaus . ."

„Geben Se sich kein' Müh, Frau Dukter, ich will in kein Asyl un will in kein Altfrauenhaus, ich will in mei Stub bleiben."

„Was beklagt Ihr Euch denn?"

„Aber in mei Stub — ich weiß nich — es is mer so leer da."

„So leer?"

„Ja, es fehlt mer was."

„Das habt Ihr neulich dem Herrn Gans schon gesagt, und wir haben Euch doch gleich den schönen Lehnstuhl besorgt."

„Das is schon lang her, da war der Muel noch da."

„Also, was fehlt Euch denn jetzt noch? Wollt Ihr vielleicht 'ne Fußbank haben oder ein Kissen? . . ."

„Ich brauch kein Kissen un brauch kein' Fußbank."

„Ja, dann weiß ich wirklich nicht." . . .

„Ich weiß selber nit, aber . . . 's is mer so leer."

„Ich komm morgen mal vor und seh mich bei Euch um, jetzt habe ich keine Zeit mehr. Adieu Röschen.“ — — „Da, sie drückte der alten Frau ein Markstück in die Hand — macht Euch mal 'n kleines Extravergnügen, es ist heut so schön.“ Sie achtete gar nicht darauf, daß die alte Frau sich nicht bedankte, sondern nur mißmutig mit dem Kopf schüttelte .... Sie sah mit ihren hellen Kinderaugen in den Glanz des Sommers und ein beglückendes Gefühl starken, reichen Lebens durchströmte sie. —

Das alte Röschen sah auf das Markstück herab, das, wie ein toter Silberfisch auf einer braunen Erdscholle, in ihrer Hand lag

„'n Extravergnügen?“ brummelte sie vor sich hin. „Für mich giebts nix Extras mehr un kein Vergnügen. Aber jetzt hab ich so viel zusamm'n, daß ich mer die schwarze Schürz kaufen kann, wo's Schanettche an zu kaufen is, da ärgert se sich, das neid'sche Stück.“

— — — — — — — — — — — —

„Frau Doktor, ob das recht wär, läßt der Briefträger fragen.“ — Anna steckte einen feuchten, roten Arm durch die Türspalte und balancierte in den beiden, am wenigsten seifigen Fingern einen großen, etwas angeschmutzten Brief.

„Zeigen Sie mal.“ — „An die Frau Dukter Stern Wohlgeboren Nummer 12 oder 21“ — und dann der Name der Stadt stand in unbeholfenen, großen Buchstaben auf dem streifigen Kuvert.

„Das soll wohl stimmen, Anna“ —

Frau Dr. Stern kannte sich aus in Armenbriefen. Sie öffnete und las:

„Geehrte Frau Dukter Wohlgeboren.

Nämlich nit, weil es nit gutes Essen wär oder die Stub zu klein. Nit mal weil der Jakob Eberescher immer von mein stats von sein Tabak nemmt. Auch ist der Forstand sehr aunständig un immer frische Wäsch. Aber es fehlt mir was un is dises woll das Ich gewehnt bin das mer Einer Ausschimpft. Wenigstens jedden Tag einmal. Mechten nu un si Könnten Es machen geerte frau

Dukter Wohlgeboren das se Mer tun widder zurück un bei Meine frau Rösche was is 'n Sotan Unberufen. Aber was der Mensch is gewehnt, das is 'r gewehnt.

Ihr geerter Samuel Herz."

Heiß stieg die Zornröte ihr in die Wangen. Da hatte sie nun alles getan um diesen beiden querköpfigen Alten einen ruhigen Lebensabend zu verschaffen und nun? . . . „'s is so leer in mei Stub" und „Was der Mensch gewöhnt is, das is 'r gewöhnt." Da drängte der gleiche Wunsch hindurch: Nur wieder zusammen sein. Sprach das Herz so, die Seele? Oder war es nur diese starke Macht, die den Alltag regierte, war es nur die Gewohnheit, die die beiden Alten wieder zusammenzwang? — Sie fühlte ihren Zorn vergehen. Es gab auf Erden keine seligen Gefilde, und es gab keine Cherubim. Damit mußte man sich abfinden. — Sie las in Ruhe den Brief noch einmal durch. Ja, diese beiden Alten das waren die ganz Armen des Lebens. Die waren immer nur durch die graue Ebene gegangen. Niemand hatte sie aus ihrem dumpfen Fürbaßwandern erlöst, keine deutende Hand ihre Blicke auf die Schönheiten gelenkt, die Natur und Kunst auch den Aermsten schenken. Ihr Menschentum war schon im Keim erschlagen worden von den Klagen des Vaters, den Seufzern der Mutter. Das Leid des Lebens begrüßte sie bei ihren Eintritt in die Welt, und das Leid des Lebens ging ihnen zur Seite durch alle Stunden ihres Daseins, und sorgte gut dafür, daß die Lebensfreude ihnen fern blieb. Und jetzt war es zu spät für die deutende Hand, die ihnen die Wunder des Lebens weisen wollte, jetzt brauchten sie nur eine milde Hand, die ihnen ihr bischen Dasein noch lebenswert zu machen verstand. — Und die Frau mit den verträumten Augen und dem tapferen Herzen griff nach einem Bogen, den sie mit der Adresse des Asyl-Vorstandes versah, und nach reiflicher Ueberlegung und unter vielem Stirnrunzeln schrieb sie: „Es ist mir sehr peinlich, aber . . . " und brachte ihre Bitte vor.

— — — — — — — — — — — —

Und so sollte denn Samuel Herz wieder zurückkehren. — — —

Frau Blaustein kam und entriß Frau Dr. Stern der „Brutstätte der Sünde“. So hieß die Ueberschrift des dritten Kapitels im neuen Roman, der wieder in den gewohnten Kreisen spielte. —

„Bitte, Frau Blaustein, machen Sie 's heute kurz. Meine Irene muß unbedingt einen neuen Winterpaletot haben und der kostet vier Kapitel. Sehen Sie mal“ — dabei wies sie auf eine Anzahl Seiten in ihrem Buche — „das muß ich heute noch alles übersetzen.“

„Gott, Frau Dokter, ich sag' ja, so 'n Chein, wie Sie“ . . .

„Fassen Sie sich kurz, Frau Blaustein. Kommen Sie vielleicht wegen der Kohlen für Neubergers? Die sind bereits bestellt.“

„Nein, Frau Dokter, ich komm . . . Sie wissen doch, der Samuel soll doch übermorgen zurückkommen . . . “ Na und da hat er geschrieben, er will lieber dableiben, was?“

„Ein für allemal, Frau Blaustein, die Herzangelegenheit ist nun erledigt, kein Schritt mehr, kein Wort mehr.“

„Frau Dokter, wenn man nicht wüßt' was Sie alles getan haben für die beiden, man könnt wirklich meinen, Sie hätten 'n hartes Herz, aber man weiß“ — „Frau Blaustein“ — Frau Dr. Stern sah auf die Uhr — „ich gebe Ihnen noch zwei Minuten Zeit . . . “

„Frau Dokter, ich bin schon in 'ner halben Minute fertig. Also, ich komm' eben von der Herz. Sie ist gewiß kein guter Charakter, un wenn 's nich um den Muel wär, für ihr würd ich auch kein Schritt mehr machen . . . “

„Frau Blaustein, eine Minute ist schon vorüber.“

„Ich wollt bloß sagen, Frau Dokter, es ist mir wirklich nah gegangen. Geweint hat die Frau, als ich ihr gesagt hab', daß der Muel nun bestimmt übermorgen zurückkommt. Und gleich hat sie 's schiefe Schanettche rübergerufen, mit der sie doch wieder spinnefeind ist.

Und sie hat gesagt, die Frau Dokter muß ihr die Ehre geben und übermorgen ein Täßchen Kaffee mit ihr trinken, das wär auch bestimmt der letzte Wunsch, den sie an die Frau Dokter hätt. Und sie hat gleich vom Monatsgeld genommen, das ich ihr gebracht hab' und ist zu Siebert rüber, um Kaffee zu holen, von der besten Sorte."

— — — — — — — — — — — —

Die Stube der alten Herz war festlich geschmückt. Eine Guirlande von Tannengrün mit roten Papierrosen umgab die Tür. Hoch oben saß ein Schild mit der Aufschrift: Willkommen tapferer Krieger! — Es paßte nicht so recht auf den vorliegenden Fall, aber es machte doch einen sehr feierlichen Eindruck. Der Kaufmann hatte es auf die Papierrosen „zugegeben", er konnte es so wie so nicht mehr verwenden, da es ein altes „Dessin" war. — Zwei rote und zwei blaue Tassen standen auf einem weißen „Tafeltuch", wie Röschen sich ausdrückte, und es gab sogar Kaffeelöffel. Der Kaffee stand fertig auf dem kleinen Ofen und nur der Kuchen fehlte noch, den brachte der Ehrengast erst mit. — Das schiefe Schanettchen stand vor der Tür und wartete auf Frau Dr. Stern. Aber nicht Sehnsucht hatte sie auf diesen Wachtposten gestellt. O nein, sie hatte andere Gründe. Wenn ihr der Kaffee schmecken sollte, mußte sie erst ihre Seele durch die Mitteilung einiger Dinge entlasten, von denen sie drinnen nicht gut sprechen konnte. Der Ehrengast mußte erfahren, was für eine Seele von Mensch, sie, das Schanettchen war, da sie sich trotz der bitteren Feindschaft wegen der schwarzen Schürze herabließ, dieses Fest der Wiederkehr mitzufeiern.

„Ich tu mer ja Zwang an", sagte sie, und sie bildete sich sogar wirklich ein, es zu tun. — Dann mußte man darauf aufmerksam machen, daß das Tafeltuch früher einmal auf nicht ganz reelle Weise ins Haus gekommen. „Das weiß die ganze Stadt, aber wer wird über so was sprechen?" — Als ihr das Warten zu langweilig wurde, entschloß sie sich, der Frau Doktor entgegen zu gehen. „Merkwürdig von die feinen Leut, daß sie nie

können pünktlich sein", sagte sie ärgerlich vor sich hin, denn sie hatte Kaffeedurst.

Der Heimgekehrte saß indessen drinnen auf dem Sofa, ein Platz, der ihm sonst versagt war, da er die „Sprungfedern" zu sehr beschwerte. Er rauchte seine Pfeife, aber sie wollte ihm nicht recht schmecken, immer hatte er was darin herumzustochern. Schwere Falten bedeckten seine sonst so klare Stirn. Röschen hockte im Lehnstuhl am Fenster und sah Muels Sachen nach. „Alles verdreckt und verlumpt" behauptete sie, aber sie fand nur, daß zwei Knöpfe abgerissen waren. Jede Minute klopfte sie ans Fenster und rief dem Schanettchen zu: „Kommt se noch immer nit?". — Es lag eine frostige Stimmung über dem kleinen Raum. —

„Weißte Rösche, ein Täßche könnten mer eigentlich schon trinken", meinte Muel vom Sofa her.

„Was Dir einfallt! Eh daß sie da is, könn' wir nit trinken. Wem verdankste, daß Du widder hier bist?"

„Nun was schad' ich ihr damit, wenn ich ein Täßchen Kaffee trink', bevor se kommt?" —

Es hatte sich den ganzen Tag über schon wieder viel Groll bei Röschen angesammelt, aber sie hatte sich zusammengenommen, jetzt konnte sie ihn nicht länger zurückhalten.

„Nix geändert im Asyl! Derselbe Gierschlund biste geblieben, der Du warst."

„Was soll ich mer auch noch ändern, 'n Mann von achtundsiebzig Jahr."

„Siebenundsiebzig? Du machst Dir wieder 'n Jahr älter."

„Ich bin achtundsiebzig, ich muß 's doch wissen, sie habens doch genau aufgeschrieben im Asyl."

„Du willst Dir bloß groß tun mit Dein hohes Alter. Als ob das schon was wär: 78. Mein Großvater selig ist geworden 97."

„Im Heim is einer gewesen, der war 98."

„Immer mußte doch 's letzte Wort haben."

„Nee Rösche, 's letzte Wort das gehört Dir, schon unberufen seit fufzig Jahr."

„Was mir? Hast Du mir überhaupt nur einmal zu Wort kommen lassen? — Was hab ich schon von Dir gehabt in mein ganzes Leben? Nur Aerger. Was haste mer denn gemacht in Dein ganzes Leben? Nur Sorg. Heißt das 'n Ehemann, was De for mir gewesen bist? Un ich, was hab ich getan for Dir? Ich hab Dir in Stand gehalten un hab mir geplagt for Dir bei Tag un bei Nacht. — Da, näh Der Dein Knöpp selber an. Was soll ich mer noch plagen for 'n Mann, der kein Dankbarkeit nit kennt?" Damit warf sie ihm die Jacke zu, an der sie soeben die Knöpfe festgenäht hatte.

„Wer ärgert 'n andern mehr," sagte Muel ruhig, „Du mir oder ich Dir? Das is de Frag."

„Auf Rätselraten laß ich mer nit ein, dazu bin ich zu alt."

„Das is doch kein Rätsel, das is doch 'ne klare Sach', das is doch so klar wie . . . wie . . . " —

Während Muel nach einem Vergleich suchte, erhob sich Röschen schwerfällig aus ihrem Sessel und ging nach dem festlich gedeckten Tisch hinüber. —

„Was stell ich mein' beste Tassen auf mein best Tafeltuch? Wofür? Aber es is noch Zeit, Gott Dank, 's is noch Zeit." Damit räumte sie die Sachen bei Seite. —

„Gott Rösche, nu sei doch vernünftig . . . "

„Was sagste, vernünftig soll ich sein? Du sagst das, 'n Mann wie Du?! Steh auf aus der Sofaeck. Leut wie Du, brauchen auf kein Sofa zu sitzen. — Vernünftig soll ich sein. — Un daß De mer sofort die Pfeif beiseit tust. Leut wie Du brauchen nit zu rauchen. Wenn ich nur könnt de Guirland runter kriegen un 's Schild. — Darum hat mer nu sein alles dran gesetzt, um den Mann widder zurückzubringen aus de Fremde in sein eigenes Heim un bei sein' eigene Frau, daß er mer nu sagt, ich soll vernünftig sein."

Muel erhob sich aus seiner Sofaecke und klopfte seine Pfeise aus, dann setzte er sich ruhig in seinen

Winkel, faltete die Hände und sah schmunzelnd vor sich hin.

„Was lachste?“ fuhr Röschen ihn an, die eben das „Tafeltuch“ zusammen zu legen versuchte, wobei ihr das eine Ende immer wieder entglitt.

„Ich lach doch garnit.“

„Aber Du hast 'n Gesicht gemacht, als ob Du lachst.“

„Ich freu mer.“

„Was haste Dir zu freuen?“

„Weil ich mir jetzt zu Haus fühl.“

„Jetzt, was heißt jetzt? Biste nit zu Haus seit heut morgen in der Früh?

„Ich bin zu Haus seit heut morgen in der Früh, aber zu Haus fühlen tu ich mir jetzt erst widder.“

„Ich hab Dir schon mal gesagt, ich bin zu alt for Rätsel raten.“

„Na, dann will ich Der's erklären: Den ganzen Tag sind wir um 'nander rumgegangen, un es war alles so . . . ich weiß nit . . . mer hat sich scheniert. Aber nu wo Du widder schimpfst . . . “

„Was? . . . Ich? Ich schimpf?“

Röschen sah ihren Mann entgeistert an und war wirklich für einen Augenblick sprachlos. Dann aber faßte sie sich, und es klang eine tiefe Ueberzeugung aus den Worten, als sie nun sprach: „Nicht wert biste, daß Dir die Sonn' bescheint.“ — Die beiden Alten hatten das Klopfen an der Tür überhört. Jetzt trat Frau Dr. Stern, eine große Tüte mit Kuchen in der Hand, ein. Hinter ihr drückte sich das Schanettchen her, die Ohren gespitzt, die Augen funkelnd in Erwartung einer großen Sensation. Sie hatten die letzten Worte mit angehört. —

„Guten Tag“ sagte Frau Dr. Stern, „ich komme, um mit Euch die Rückkehr vom Samuel zu feiern, mir scheint aber, daß es hier nichts zu feiern gibt.“

„Was heißt nichts zu feiern, is er vielleicht nit wieder gekommen, der Schlemil, is er nit wieder da, der schlechte Mensch?"

Frau Dr. Stern sah Röschen an und dann sah sie nach dem alten Mann hinüber, der über das ganze Gesicht schmunzelte. —

„Nu willste nit Guten Tag sagen zu der Frau Dukter? Du ... Du ... willste Dir nit bedanken?" —

Samuel Herz wischte sich die Hand an der Rückseite seiner Jacke ab und kam dann auf seine Gönnerin zu. Treuherzig sah er sie an, als er ihr die Hand gab.

„Ich dank' auch schön für all' die Müh, Frau Dukter, un der liebe Gott wird's Ihn' heimzahlen, was Se an mir hab'n getan."

„Freut Ihr Euch denn, daß Ihr wieder zu Hause seid, Samuel?"

„Ja, Frau Dukter, ich freu mer. Wissen Se, es war ja ganz schön im Heim, un ich will mer nit beklagen ... es gab ja zwar manchmal Rotkohl, un dann, wissen Se, die Brüh war immer so lang, aber sonst .... alles was wahr is, de alten Leut sind gut aufgehoben da, was so de richtigen alten Leut sind, aber ich ... nu ich hab ja auch mein 78 Jahr auf'm Buckel ... aber ich, ich muß mehr Leben um mer rum haben. Das bische Zank, was me da hatt', das war nit der Red wert, da wurd man nich warm dabei. Es muß schon so sein wie bei mein Rösche, wenn's mer gefallen soll. Gott, sie hat ja auch ihre Fehler, alle haben wir unsere Fehler, aber — alles was wahr is — so 'n Maulwerk, wie mein Rösche seins, das find't man nit leicht!" — Und voller Stolz blickte der alte Mann zu der alten Frau hinüber, die ein sehr verwundertes Gesicht machte und nicht wußte, wie sie sich diesem Lob gegenüber verhalten sollte.

„Und Ihr, Röschen," wandte sich Frau Dr. Stern jetzt an sie, „seid Ihr denn nun auch zufrieden?"

„Nun?" sagte Röschen, und dieses eine verstümmelte Wort drückte besser als die wortreichste Rede ihrer Ge-

fühle aus. — Das schiefe Schanettchen hatte sich inzwischen — zum ersten Mal in ihrem Leben — nützlich gemacht: sie hatte das „Tafeltuch" wieder aufgelegt, ohne sich erst lange viel verwundert zu haben, warum es abgenommen gewesen. Und sie hatte die zwei blauen und die zwei roten Tassen wieder hinaufgestellt, die Kaffeelöffel hinzugelegt und den Kaffee vom Ofen hinübergetragen. Das sie beim Auspacken der Kuchendüte zwei große Stücke in die Tasche steckte, wer hätte ihr das verdenken wollen? — —

„Nu trinken wir aber," frohlockte Muel, und damit hatte er sich auch schon seine Tasse vollgegossen.

„So," sagte Frau Dr. Stern, indem sie die beiden Alten lächelnd ansah," nun trinken wir mal auf eine weitere glückliche Ehe!"

„Unberufen!" sagte Muel.

Die gute Partie.

Von

Heinrich York-Steiner.

Bei Generaldirektor Conty war „Jour“. Die Salons erglänzten in hellen Lichtern: es fiel von der Decke aus kristallenen Gläsern, in zartem Farbenspiel gebrochen, drängte in den Ecken aus Blumenkelchen und flammte sorgfältig verteilt in zartem Rot aus hohen Stehlampen.

Die Möbel gediegen, hier und da mit Schnitzwerk verziert, echte Stücke mit Nachahmungen alter Stile vermengt. Manch gutes Bild lockte verwöhnte Augen, auch feine Bronzen belebten die Flächen. Dies alles ohne Aufdringlichkeit, ruhig und vornehm zusammengestimmt.

Die Dame des Hauses in einem einfachen lang hinfließenden Teagown, wendete sich von einem Gaste zum anderen, jedem ein freundliches Wort gönnend, kehrte jedoch immer wieder zu einer Gruppe von fünf älteren Damen zurück, die sehr eifrig auf sie einredeten. Sie zuckte verlegen mit den Schultern, schob den kleinen Kopf mit seiner bescheidenen grauen Frisur vor, während ein heimliches Lächeln über ihr rundliches Gesicht zog.

Und wenn sie auch manchmal die Mienen ernst ordnete, es lugte doch der Schelm aus ihren klugen Augen.

Frau Direktor Feilchenblau sprach sehr erregt auf sie ein, immer jedoch darauf bedacht, daß die gepreßte Stimme nicht weit hörbar sei.

„Mein Gott, was ist denn dabei? Jeder junge Mann ist heutzutage froh, wenn er eine passende Gelegenheit findet; die Liebe entschuldigt alles.“ Die anderen Damen — die in alles eingeweiht schienen, nickten lebhaft mit den Köpfen, und benützten die nun folgende Pause, um einen Schluck Tee zu nehmen.

Frau Dr. Cornitzer, eine sehr würdige Dame mit Augengläsern in einem äußerst nachdenklichem Gesichte, benützte diese günstige Gelegenheit, um ihr bekanntes Sprüchlein herzusagen.

Sie erklärte immer wieder, daß alle Uebel sozialer Natur von den positiven Religionen stammen, weshalb sie jederzeit die Konfessionslosigkeit predigte. Kaum hatte sie jedoch ihr Sprüchlein beendet, da warf ihre Nachbarin, die kleine Frau Fraenkel, ein: „Ja, und billig ist die Konfessionslosigkeit, sehr billig.“ Man erzählte sich nämlich, daß Dr. Cornitzer, ein vielbeschäftigter Arzt, nur deshalb aus dem Judentum ausgetreten sei, weil ihm die sogenannte Kultussteuer erhöht wurde.

Nun war die kleine Fraenkel das enfant terrible der Gesellschaft, der man vieles nachsah — hauptsächlich weil ihr Mann einer der reichsten Grundbesitzer der Stadt war; aber diese Reminiszenz hatte doch sehr verstimmt.

Die Hausfrau unterbrach mit ihrer milden Stimme die peinliche Stille, indem sie das stets interessante Thema der Sommerwohnung anschnitt. Aber auch damit kam sie nicht weit. Kaum hatte sie gefragt, wo die Damen den künftigen Sommer zu verbringen gedenken, da war ihr Frau Fraenkel mit folgenden Worten in die Parade gefahren: „Ich bitt', vor Sylvester darf man nur von der verflossenen Sommerwohnung sprechen — nach Neujahr erst kommt die künftige an die Reih'. Na ja, es geht einem ja sonst die ganze Einteilung verloren.“

Nun war die Verstimmung überwunden, die Damen lachten über die kleine zappelige Frau, die mit fünfzig genau so lebhaft und unbedacht daherredete, wie einst vor 25 Jahren — und verziehen ihr die Unart.

Frau Dr. Cornitzer versuchte nun eine kleine Revanche. „Ach bitte, Frau v. Fraenkel, suchen Sie noch immer Ihre Sommerwohnung mit einem großen Kreuz auf der Brust?“

Die Fraenkel wurde nicht verlegen.

„O nein“, entgegnete sie parodistisch, „das hab' ich nicht mehr notwendig, jetzt kennt man uns schon in den gesamten Alpenländern als christliche Familie“. Boshaft flüsterte die Cornitzer ihrer Nachbarin zu: „Dabei sieht sie immer jüdischer aus, je älter sie wird.“

Frau Direktor Feilchenblau liebte es nicht, wenn man über Religionsfragen witzelte; darum fügte sie rasch hinzu: „Man mag sagen was man will, aber das Christentum hat tiefe ethische Werte — und auch gesellschaftliche Vorteile. Mein Ottokar verkehrt nur in vornehmen christlichen Kreisen, mit den Schrattenthals, den Grunners, v. Norweg.“

„O ja“, — warf die Fraenkel scheinbar sehr ernst ein — „und meine Buben sind schon die reinen Antisemiten“. „Sie können doch nie ernst sein,“ schmollte Frau Bachsteg, eine stattliche Dame, die für ihr Alter überaus fesch gekleidet war.

„Ernst, ernst“, lachte die kleine Dame, „haben Sie vielleicht wieder ein neues Kleid zum anschauen, heraus damit, Wien oder Paris?“ Nun wurde die Bachsteg böse, denn sie war in der Tat einmal eine rechte Kleidernärrin gewesen und nichts schmerzt die Menschen mehr, als wenn man sie mit ihren wirklichen Schwächen neckt. Frau Stastny, die bedächtigste der Damen, brachte das Gespräch wieder aus dem verfahrenen Geleise in gebahnte Wege. „Sie wissen ja, meine Damen, wovon die Rede ist“. Die Damen steckten die Köpfe so dicht zusammen, als sollte kein Wort aus dem intimen Kreise herausdringen. „Sie verzeihen, wenn ich vielleicht etwas undelikat scheine, aber wir wissen es doch alle. Der Herr Alfred, der Sohn unserer lieben Frau Generaldirektor, liebt die Edith Feilchenblau“. „Aber Frau v. Stastny“, wehrte Frau Conty ab. „Nun ja“, hetzte

die Fraenkel, „und die Edith ist in den Alfred verschossen, das weiß doch ganz Wien“.

„Frau Fraenkel, ich muß bitten“, wehrte sich jetzt Frau Feilchenblau.

Nun wurde die kleine Dame ungeduldig — „aber gehn's, machen's doch nicht immer solche Faxen. Das ist doch ein großes Glück, wenn zwei liebe, junge g'sunde Menschen sich von jung auf gern haben“.

Frau Conty war aufgestanden, um sich den anderen Gästen zu widmen. Das paßte der Fraenkel, die nun ihr Thema weiterspinnen konnte. Alle Damen sprachen auf Frau Feilchenblau ein, die immer nur die eine Einwendung wußte, die Verschiedenheit der Religion.

„Gehn's, sein's nit fad“, schmollte die Fraenkel, „die Edith wird halt wieder, was wir alle einmal gewesen sind“.

„Aber ich bitte um Gottes willen“, erwiderte die Feilchenblau pathetisch, „meine Edith ist sehr fromm, wir sind überhaupt alle überzeugte Christen“.

„Gehn's, erzähl'ns das Ihrem Herrn Pastor“, unterbrach die Fraenkel ungeduldig, „die Edith, die ist ein ganz gescheidtes Mädel, die wird dem Alfred zu Lieb gern wieder Jüdin“.

„Meine Edith“, replizierte die Feilchenblau fast zornig, „die ist ein ganz besonderer Liebling unseres Herrn Superintendenten von Norweg. Wenn Sie nur sehen würden, mit welcher inneren Weihe sie jeden Sonntag zur Kirche geht“.

Dieses Bekenntnis erzeugte eine kleine Pause, die endlich von der Stastny unterbrochen wurde. „Ja sehen Sie, mit Mädeln ist das immer sehr riskant. Mein Mann hat sich das gut überlegt. Die Buben, hat er gesagt, die lass' ich alle katholisch werden, aber die Mädeln, die sollen transito liegen bleiben“.

Die Damen lächelten sehr gezwungen. „Nun ja“, fuhr die Stastny unbefangen fort, „man weiß doch wirklich nicht, wen so ein Mädel einmal heiratet“. Inzwischen hatte sich Herr Dr. Cornitzer von einer Männergruppe losgelöst und sich den Damen zugesellt. Da er

als großer Spötter bekannt war und sich infolge seiner Konfessionslosigkeit über alle Religionen glaubte lustig machen zu dürfen — verstummte das Gespräch plötzlich. Dr. Cornitzer war ein Mann, dessen Gesicht das Typische des Judentumes sehr deutlich aufwies; besonders die Nase war derb und stark gebogen.

Seine Frau wisperte ihm leise zu, daß Alfred Conty und Edith Feilchenblau wegen Verschiedenheit der Konfessionen auf Heiratsschwierigkeiten stoßen. Da frug der Doktor recht laut, voll scheinbarer Naivität: „Zu welcher Konfession gehört denn der Herr Conty? bei uns Juden weiß man doch das nie genau"! fügte er wie entschuldigend hinzu.

„Alfred Conty ist mosaisch"!

„So, mosaisch", er lächelte malitiös. „Na ja, so reiche Leute können sich das erlauben. Uebrigens, in der Bank-Carrière schadet das garnichts".

Die Hausfrau kam gerade an das Tischchen zurück, als diese Worte fielen, sie lächelte still in sich hinein. Da sie alle anschauten, mußte sie sprechen. Es war etwas Ernstes, Verhaltenes in ihren Worten, und ihre Rede hob sich stark ab von dem, was sonst bei Jours gesprochen wird. „Unser Alfred ist nicht blos mosaischer Konfession, er ist Jude. Wir haben ihn so erzogen, daß er mit Liebe an dem überlieferten Judentum hängt und seine Herkunft aus diesem alten Stamme in Ehren hält. Das ist jedoch eine Frage der persönlichen Ueberzeugung", fügte sie rasch hinzu — sie wollte ihren Gästen nicht wehe tun.

Wer in der Wiener jüdischen Gesellschaft verkehren will, muß tolerant sein. Man trifft fast in jedem Kreise konfessionelle Unterschiede durch Uebertritte hervorgerufen. Jahrzehnte hindurch hatte Frau Isolde es zu vermeiden gewußt, mit ihren vier besten Freundinnen über Religion zu sprechen — nun schien ein Konflikt aus konfessionellen Gründen unausweichlich. Sie fühlte sich jedoch die zwiefach Stärkere. Sie hatte für sich die Stetigkeit der Ueberzeugung und dann wußte sie, daß ihr Sohn eine der glänzendsten Partien von ganz Wien

sei. Das glauben zwar die Mütter heiratsfähiger Söhne immer, aber in diesem Falle war der Glaube tief begründet.

Und das war es, was die Fraenkel der Frau Feilchenblau klar zu machen suchte, als die Conty sich wieder anderen Gästen widmete.

„Der Alfred ist die beste Partie von ganz Wien: reich, unabhängig, jung, gesund, fesch, geistig und körperlich fein ausgebildet, dabei unverbraucht solid. Und wie der mit seinen Eltern zusammenhängt — ordentlich altmodisch das Verhältnis. Gute Kinder werden immer gute Eheleute".

Das alles machte tiefen Eindruck auf Frau Dr. Feilchenblau, deren Gesicht vor innerer Erregung sich rot färbte; sie hatte nur eine Ausflucht, sie fürchte lächerlich zu werden, wenn Edith zum Judentum zurückkehre.

„Lächerlich"? rief die Fraenkel mit einem kleinen Wutanfall, „lächerlich waren wir bei unserem Uebertritt. Was hat's uns genützt?

Für die Christen sind wir genau dieselben Juden wie früher. Unsere Kinder haben alle zusammen keine bessere Carrière gemacht als unsere jüdischen Bekannten, und was die Hauptsache ist, wir haben genau denselben Verkehr in der Familie wie vor 25 Jahren".

„Ich gebe zu, daß unsere Situation schwierig ist", bestätigte Frau Bachsteg, „besonders beim Verheiraten der Mädel. Richtige Arier melden sich nicht, oder sie sind auch darnach, sie würden auch schwer passen. Juden will man nicht und kann man nicht heiraten wegen der Verschiedenheit der Religion. Ja, was soll man eigentlich anfangen"?

Das war nur das richtige Stichwort für Dr. Cornitzer. „Wissen Sie was, meine Damen, annoncieren Sie in der Presse: Christliche junge Männer aus guten jüdischen Häusern behufs Ehe gesucht."

Frau Bachsteg meinte, das sei ein alter Witz. Frau Stastny bestätigte jedoch das Unbehagen der anderen, es gebe wirklich wenig vornehme Juden, die sich taufen

lassen. Ihr Mann meine, die Gesellschaft werde immer schlechter.

Da sprang die Fraenkel in ihrer temperamentvollen Weise auf. „So, und jetzt will ich Ihnen erzählen, wahrheitsgemäß erzählen, warum ich kein Kreuz mehr auf der Brust trag'. Auch im Sommer nicht, wenn wir im Gebirge sind.

Vor zwei Jahren in Tirol, war mit uns im selben Dorfe eine dicke, taube Jüdin zur Sommerfrische. Die war auch katholisch und trug auch ein Kreuz auf der Brust.

In der ganzen Familie konnte kein Mensch ordentlich deutsch reden — und da man wegen der tauben Tante laut sprechen mußte — da können Sie sich das übrige denken. Eines Tages hörte ich im Vorbeigehen, wie eine Nichte die Alte anschreit: „Muhme, ham se schon gehört? Schaul Klapperstangs sennen auch schon Gojim geworn".

Da legte ich das Kreuz ab und schämte mich meines Christentums. Denn — so sagte ich mir — irgendwo wirst du irgendwem genau so lächerlich erscheinen, wie diese Frau Dir".

Frau Stastny und Frau Bachsteg seufzten tief auf — sie trugen schon lange schwer an der schlechten jüdischen Gesellschaft, die sich in die verschiedenen christlichen Konfessionen drängte — aber nun gab es keinen Ausweg für sie.

Herr Dr. Cornitzer fand durch diese Wendung des Gespräches wieder einmal Gelegenheit, sein Sprüchlein anzubringen. „Es ist eine Uebergangszeit, und jeder Uebergang ist kritisch, darum muß die allgemeine Verschmelzung vorsichtig angepackt werden. Es ist ganz falsch, eine fremde Konfession anzunehmen und sich den anderen aufzudrängen; wichtig ist, daß man öffentlich erklärt: „ich will mit dem Ghetto und mit all seinen Auswüchsen nichts mehr zu tun haben", und das wird erreicht, indem man aus dem Judentum austritt und sich konfessionslos erklärt". Da wurde die kleine Fraenkel wieder ungeduldig. „Sie, Herr Doktor, Sie haben doch

schon von der Negerfrage in Amerika gehört. Sie wissen, daß die Afrikaner dort verhaßt und verachtet sind. Und wenn einer im vierten Geschlecht von Negern stammt, so daß äußerlich nichts, aber auch garnichts von seinem Negertum zu merken ist — er gilt nicht für gesellschaftsfähig. Da ist ein sehr reicher Mulatte auf eine köstliche Idee gekommen: Er hat folgendes Zirkular ausgeschickt. Ich beehre mich Ihnen anzuzeigen, daß ich mit heutigem Tage aus der schwarzen Rasse ausgetreten bin".

Die Gesellschaft warf giftige Blicke auf die Fraenkel, aber jeder Einzelne mußte unwillkürlich lachen. Inzwischen hatten sich die Salons immer mehr geleert, im Nebenzimmer blieben noch drei junge Leute zurück: zwei Mädchen und ein junger Herr.

Die eine junge Dame warf schmollend ihr zartes Persönchen zwischen einen Berg bizarrer Pölster.

Das schmale Gesicht war von blonden Strähnen, die bis an die Wange reichten, fast verdeckt.

Die dunklen Augen von kräftigen Brauen umschattet, wollten nicht recht in das Pfirsichgesicht passen. Es war keine Einheit in diesem Gesichtchen, dessen feines Näschen sich ein wenig in die Höh' stülpte und doch an der Wurzel eine Biegung ins altvölkische aufwies.

Auch das Empfinden des Fräuleins schien aus dem Gleichgewicht. Es flog wie ein Wetterleuchten über die feinen Züge, besonders wenn sie zu dem schlanken jungen Manne aufschaute, der sich ihr genähert hatte.

Er beugte sich zu ihr hinab, sprach neckend und doch ernst auf sie ein, die sich schmollend abwendete.

Das andere Fräulein hatte sich an einem Lesetisch zu schaffen gemacht.

„Edith", lockte der dunkelhaarige Jüngling das blonde Kind, „sei vernünftig". — Edith biß die rosigen Lippen zusammen, schien jedoch gar keine Lust zu haben, vernünftig zu werden.

Plötzlich stieß sie die Worte heraus: „Nein, nein, nie verlasse ich meine Religion, eher —" „Eher!" rief drohend der junge Mann. Edith zögerte eine Weile, die Tränen stiegen ihr in die Augen, als sie den Satz be-

endete — „eher bleibe ich immer und ewig ledig“. Zu diesem Schmerzensausbruch kam ihre Mama, die Frau Feilchenblau, gerade zurecht.

Nun haben es die Mütter im allgemeinen nicht sehr gerne, wenn ihre Töchter vom Ledigbleiben reden — man läßt nicht gerne den Teufel an die Wand malen, besonders peinlich muß dieser Ausspruch eine Mama berühren, wenn ein junger Mann zugegen ist, der zu den glänzendsten Partien Wiens zählt.

Dieser Augenblick war für Frau Feilchenblau entscheidend, ihr besorgtes Mutterherz trug den Sieg davon über alle religiösen Bedenken: sie opferte dem Glücke ihres Kindes die eigene Ueberzeugung.

Alfred Conty, denn das war unser junger Mann, beugte sich tief hinab zu dem kleinen Fräulein. „Edith, sei nicht eigensinnig, verlange nichts Unmögliches. Ich würde meine Eltern tief kränken und schwer verletzen“. — „Und ich die meinen“, stieß Edith zwischen ihren kleinen Zähnen hervor.

Auf dieses Stichwort hin machte die Mama sich durch ein leises Hüsteln bemerkbar. Kaum sah Edith ihre Mutter, da stürzte sie ihr weinend in die Arme.

„Denk Dir, Alfred will — nein, ich kann es gar nicht sagen“.

Die Mama half ihr weiter. „Er will, daß Du seinen Glauben annimmst“.

„Das wirst Du doch nie zugeben, Mama“?

Die Mama faßte sich bald. „Je nun, das heißt eigentlich soll die Frau dem Mann in all und jedem folgen. Denn Du weißt doch, es ist zwar schon sehr lange her — aber einmal waren wir alle selbst Israeliten, ja“.

„Aber Mama, wir sind doch so gläubige Christen“.

„Hm, ja gerade deswegen. Du weißt doch, wie unser Herr Superintendent immer gesagt hat, die helvetische Konfession ist nichts anderes als ein fortgeschrittenes Judentum. Da kann man doch auch umgekehrt sagen, das Judentum ist nichts anderes als ein konservatives Christentum“?

Inzwischen war Frau Fraenkel herangekommen, sie sprach in ihrer eigenen Unbekümmertheit ganz familiär, als ob es sich um ihr eigenes Kind handeln würde; sie hatte Edith und Alfred heranwachsen gesehen und das Entstehen der Neigung miterlebt, nun wollte sie helfen die Wirrnis zu lösen.

„Liebste Mama", jammerte Edith, „immer habt Ihr alles, was häßlich war an unseren Bekannten jüdisch genannt — habt Euch über die alten Gebräuche lustig gemacht".

„Aber Edith, wir? O nein"!

„Ja und Du weißt, wie ich an der Kirche hänge, jedes Fest ist mir ans Herz gewachsen, wie freue ich mich, wenn Weihnachten herannaht".

„Aber Edith", tröstete die Fraenkel, „Du kannst als Jüdin alle christlichen Feste feiern; in den besseren Judenhäusern hat man sogar die schönsten Christbäume. Dann gibts im Jüdischen auch schöne poetische Feste".

Da stimmte Mama Feilchenblau rasch zu: „Ja sehr schöne altehrwürdige Feste, z. B. das mit den ungesäuerten Broden. Dann der Lange Tag im Musikvereinssaal, wo die Herren den Damen die schönen Blumen kaufen. Wie heißt doch das merkwürdige Lied, das am Vorabend gesungen wird — Mash Bruch hat's dann komponiert, für Cello glaub ich"?

„Ach bitte, Frau Fraenkel, wie heißt diese Melodie"? „Ja, ich weiß es nicht", wehrte diese ab, „Sie waren doch viel länger Juden als wir".

Edith war durch dieses Lied, dessen Namen niemand kannte, durchaus nicht überzeugt, im Gegenteil, sie schluchzte laut auf. Es schien sich hier zum Entsetzen aller, im fremden Hause eine Szene vorzubereiten.

Da kam Edith's Freundin vor und bat, sie mit dem weinenden Mädchen allein zu lassen.

Gertrud war ein etwas hageres Fräulein von eleganter Gestalt. — Im Aussehen noch immer mädchenhaft, nur die klugen, grauen Augen in ihrem auffallend kleinen Gesicht blickten etwas müde drein, Kleidung und Frisur waren von absichtlicher Einfachheit. Ihr ganzes

Wesen atmete jene weibliche Ueberlegenheit, die sonst nur verheirateten Frauen eigen ist, denen das Leben alle Rätsel gelöst hat.

Sie streichelte die jüngere Freundin, ließ ihr Zeit sich zu beruhigen und hörte geduldig ihre Klagen an. Denn Edith war fest überzeugt, daß alle Welt sich gegen sie verschworen habe und ihr gegenüber im Unrecht sei.

Gertrud ließ sie ruhig gewähren; sie ließ sich von ihr die Schönheit der christlichen Religion erklären, die Beruhigung des Glaubens an den Erlöser, den Heiland, der für alle Menschen gestorben ist. Dann, als die Kleine sich ausgeweint hatte, fing sie an zu sprechen. „Weißt Du, daß ich schon einmal verlobt war"? Edith hatte davon gehört. Gertrud sei die Braut eines hohen Beamten gewesen, mit dem sie in schwerem Zwist auseinandergegangen war. Seither hatte sich kein anderer Bewerber gefunden, so hieß es. „Du meinst, wenn ich Alfred abweise, kriege ich auch nie wieder einen"?

Gertrud hätte fast gelächelt — aber sie begann zu erzählen, und da wurde es ernst in ihr, fast traurig.

Sie rückte nahe zu Edith, die sich wie ein müde geweintes Kind an sie schmiegte, nahm ihre zarte Rechte zwischen ihre schmalen langen Hände und erzählte, erst leise wie aus fernher auftauchender Erinnerung, dann immer lebendiger und lebhafter.

„Das Schicksal des jüdischen Mädchens aus gutem Hause kann sich zweifach gestalten —, entweder sie heiratet, kaum daß sie lange Röcke trägt — ihres Wesens unbewußt, als halbes Kind aus ihrem Bekanntenkreise heraus und da ist es gleich, ob es vorher berechnet war oder sich zufällig fügt. Die Verhältnisse müssen jedenfalls gestimmt haben, d. h. sie besaß genau die Mitgift, die er glaubte beanspruchen zu dürfen, und sie wird soviel brauchen können, wie ihre Eltern zu ihrem Glück für unbedingt notwendig erachten.

Dann kommt der zweite Fall, das Mädchen geht in die Zwanzig und man sucht eine Partie für sie. Das meiste von diesem Schacher, der sich nun entwickelt, bleibt ihr verborgen. Man beginnt in Bekanntenkreisen

zu wispern, wieviel sie mitbekommt; ein Kreis von Erkundigungern schleicht ums Haus, jedes Bürschchen, das Geld genug hat, sich ein Modegilet zu kaufen und durch einen Zufall mit ihr bekannt wird, geht zum Recherchеur, um sich zu erkundigen, ob er sich zur Liebe rüsten darf; man wird aus- und angeboten ohne Willen und Wissen und ohne jede Spur von Zustimmung. Keiner von diesen Jünglingen frägt, ob das Mädchen eine Persönlichkeit ist, wie ihr Herz beschaffen sein mag, ob sie so etwas wie ein Seelenleben besitzt, wenn sie links tanzt oder sich besonders fesch kleidet, hebt sie das ein wenig über die Summe der Mitgift hinaus.

Ich war mit zweiundzwanzig unverlobt, eine Folge meiner Hellhörigkeit. Ich kannte genau den Preis eines jeden Jünglings in meinen Kreisen; ich wußte aber auch, daß ich einige hunderttausend Kronen mitbekommen würde. Mir ekelte vor all dem, ich sah in jedem jungen Mann einen Mitgiftjäger, was zur logischen Folge hatte, daß ich fest überzeugt war, die christlichen jungen Leute seien idealer.

Denn schließlich irgendwo mußten sich die Liebesszenen ereignen, von denen man ein ganzes Leben lang liest. Später habe ich es begriffen, daß die Bourgeoisie jeder Nation sich auf Geldheiraten aufbaut. Die Gründe anzuführen ist hier nicht der Platz. Kurz, eines Tages tauchte ein adeliger Beamter in unserem Hause auf; ein stattlicher Mann, der uns allen sehr imponierte, schon weil er ein Arier und adelig war.

Wir wurden viel allein gelassen — er gefiel mir, erklärte sich und wurde mir verlobt.

Auf meine Konfession hatte ich kein Gewicht gelegt; man sprach in unseren Kreisen nicht davon; sie hatte uns weder gestört noch erfreut.

Man hätte auch weiter nicht davon gesprochen, wenn ich einen Israeliten geheiratet hätte — aber da es ein Katholik war, mußte man darüber reden. Denn es war selbstverständlich, daß ich übertreten sollte. Ich kannte die christliche Religion ziemlich genau — wie alle gebildeten Judenmädchen sie kennen — das verklärte

Christentum mit allem, was es den Künsten und der Literatur an herrlichen Vorwürfen geboten hat.

Ich wäre ebenso Christin geworden, wie man Mitglied eines Vereins, eines Klubs wird, ohne viel Bedenken, wenn einem sonst die Gesellschaft paßt.

Ein hervorragender Würdenträger der Kirche war mein Lehrer; ich hatte ihn wiederholt besucht und bereitete mich bei ihm zu meinem Übertritt vor. Um jene Zeit kamen aus Rußland die ersten Berichte von entsetzlichen Judenverfolgungen. Die Presse brachte sie ausführlich mit vielen schauerlichen Einzelheiten, die mich in ziemliche Aufregung versetzten.

Ich besprach alles, was mich nur irgend bewegte, mit meinem Bräutigam, also auch diese Nachrichten. Ihn ließen sie ziemlich kühl. Vorerst glaubte er nicht an die vollständige Wahrheit dieser Berichte — dann, als sie amtlich bestätigt wurden, fand er für die Mörder eine Entschuldigung darin, daß die Juden in Rußland Empörer, gefährliche Revolutionäre seien, die ihrerseits den heimtückischen Mord predigen und üben.

Das gab einen Zwiespalt, der sich, mir kaum bewußt, langsam entwickelte. Ich untersuchte gar nicht, ob er Recht habe oder nicht; der kühle, sachliche Ton, in dem er sprach, dieser Ton allein genügte, um mich zu irritieren. Denn so wenig wir uns als Juden fühlten, beim Lesen dieser Nachrichten wurden meine Eltern und ich von tiefer Erregung ergriffen. Es war nicht bloßes Mitgefühl, das uns packte; nein, ich sage es offen, es war auch Angst, die blanke Angst, die über unsere Nerven kroch. Wenn es noch immer geschieht, daß, wie einst im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, Juden um ihres Glaubens willen oder ihrer Stammeszugehörigkeit wegen gemordet werden, kein Gesetz und keine Macht sie schützen kann, wer sagt uns, daß nicht hier bei uns ein Haufe fanatisierter Menschen uns überfällt, vernichtet, tötet — ehe die gesetzliche Macht Zeit gewinnt, uns zu schützen. Da beging meine Mutter eine Unklugheit: sie freute sich meines Übertrittes, weil ich durch diesen Schritt für die Zukunft allen Verfolgungen entgehe. Dieser Ausspruch gab meinem

beabsichtigten Religionswechsel erst seine wirkliche Bedeutung. Ich begann darüber zu denken, zu sinnen und nachzuspüren.

Die Verfolgungen wurden mir zum lebendigen Geschehnis — ich hörte und sah all' das Scheußliche, Unsagbare, was im fernen Rußland geschehen war und hier geschehen konnte. Und wenn ich daran vergessen wollte, dann hörte ich eine Stimme in mir: „Russischer Jud', russischer Jud', russischer Jud'!" Ich ging ins Orchester-Konzert, eine Beethoven-Symphonie zu hören; die Musik hatte mich von jeher zerstreut und abgelenkt. Diesmal störte sie mich noch mehr auf. Jeder Paukenschlag war mir ein Schuß, jeder Trompetenton ein Schrei, das englische Horn weinte gleich einem gemarterten Säugling, die Klarinette gab den Klagelaut gepeinigter Mädchen. „Russischer Jud', russischer Jud'!" pochte es in mir, „russischer Jud', russischer Jud'!" schrie es in mir. Ich eilte heim, meinen Bräutigam verdutzt zurücklassend. Daheim warf ich mich in meine Kissen und stand wieder auf; ich begoß meine brennende Schläfe mit Eau de Cologne, dann nahm ich ein Andachtsbuch zur Hand, das mein geistlicher Lehrer mir gegeben hatte. Das Titelbild: ein leidender Heiland am Kreuz. Kaum hatte ich das Bild gesehen, schrie es in mir: „Russischer Jud', russischer Jud'!" Das Bild wurde lebendig, es wechselte die Gestalt und vor meinen Augen tanzten verstörte Juden mit langen Bärten einen gräßlichen Totentanz. Es war eine fürchterliche Nacht, die diesem Tage folgte. Alle Greuel, die in den Zeitungen beschrieben waren, wurden lebendig in mir und all' die gemordeten, gemarterten und geschändeten Menschen hielten meine Kleider, packten meine Hände und schrieen verzweiflungsvoll: „Bleib' bei uns, geh' nicht weg, verlaß' uns nicht, hilf uns, rette uns!"

Als am nächsten Tage mein Bräutigam kam, nach meinem Befinden zu fragen, da lag ich matt und verstört auf einem Divan. Ich erzählte ihm, daß der geplante Übertritt mich zu stören beginne, daß mich Gewissensbisse peinigten. Er sagte jedoch ganz kühl: „Du weißt ja Gertrud, daß es sein muß." Da fuhr ich auf. „Muß!"

Ich war verwöhnt und hatte nie müssen. „Gewiß", antwortete er, „sonst können wir nicht heiraten." Nun wurde ich mit Absicht aggressiv, ohne wenn auch mir viel dabei zu denken.

„Du könntest doch ebenso gut Jude werden", warf ich ein. Da wurde er grob, verletzend, roh Er tat, als ob ich verrückt geworden wäre. Wut, Haß, Verachtung — sie prägten sich so klar in seinem Gesichte aus, daß ich in meinem Innersten erschrak.

Wenn ihm bei dem bloßen Gedanken, zu uns zu gehören, ein solcher Ekel ergreift, wie ist es möglich, daß er dich lieben kann oder doch nur in redlicher Gemeinschaft mit dir zu leben vermag? Sollte meine Taufe, kann eine religiöse Zeremonie sein Empfinden so völlig wandeln?" Das tauchte blitzschnell in mir auf und machte mich halsstarrig. „Je nun, ich werde nicht übertreten", sagte ich nach langem Geplänkel, in welchem manch' herbes Wort fiel, so fest und sicher, daß er es glauben mußte.

Er blieb einige Tage weg, frug nochmals brieflich an — dann war alles vorbei!

Als es vorüber war, erfuhr ich einige Einzelheiten aus der Vorgeschichte meiner Verlobung. Mein Bräutigam hatte Schulden und ließ sich deshalb in reichen jüdischen Kreisen als adeliger Schwiegersohn anbieten".

Edith hatte bisher zaghaft wie ein verregnetes Vöglein zugehört. Nun wagte sie das erste Wort: „Arme Gertrud!" Gertrud schwieg eine Weile, wie um sich zu erinnern. „Ja, warum ich dir das alles erzähle? Warte nur, ja doch, je nun, um dir zu sagen, daß du glücklich, namenlos glücklich bist, einen Mann zu wissen, der dich um deinetwillen liebt, der dich begehrt, nur dich und nicht das Geld deiner Eltern. Für einen liebenden Mann darf man alles opfern, alles".

Edith wagte kaum zu widersprechen. Sie stammelte nur einige Worte. Da unterbrach sie die ältere Freundin: „Warte, ich habe noch etwas zu sagen.

Als alles in mir zu Ende war, schien es mir, als sollte ich doch noch zu jenem geistlichen Herrn gehen, der mich zum Übertritt vorbereitet hatte.

Es ist dies ein vornehmer kirchlicher Würdenträger, zugleich weltkundig und gesellig; ich wäre ihm doch irgendwo in der Gesellschaft begegnet; er sollte von mir erfahren, was mich bewogen hatte, Jüdin zu bleiben".

„Hab' schon gehört", unterbrach er mich etwas unwirsch, „weil der christliche Bräutigam Ihnen davongelaufen ist, wollen Sie unserm Herrgott untreu werden".

„So also wurde die Geschichte herumerzählt. Nun sagte ich ihm, wie es gewesen ist und er hörte aufmerksam zu. Zum Schluß stellte ich ihn direkt vor die Frage: „Sie kennen die Leiden meines Volkes, Sie wissen, daß alles Gute, Edle und Menschliche in den Massen des Ostens nach und nach ertötet wird, daß sie elend sind und immer elender werden. Nun frage ich Sie, einen hohen Würdenträger der Kirche: Was ist edler, besser und gottgefälliger, daß ich übertrete und meine Volksgenossen verlasse, oder daß ich bei ihnen ausharre und mit meiner Bildung, meinem Vermögen und meinen Verbindungen an ihrer Wiedererweckung, an ihrer Erlösung arbeite? Er überlegte eine Weile und sagte dann mit ruhigen, festen Worten: „Sie handeln recht, mein Kind. Ich verliere Sie ungern. Aber das ist so meine Erfahrung: jene, die gute Christen wären, bleiben zumeist gute Juden".

„Du fragst, ob ich viel für die armen Juden des Ostens geleistet habe, liebe Edith? Wenig genug. Ich habe Geld für die russischen Brüder gesammelt, die Waisen, die hier durchzogen, die Opfer des Progroms betreut und bewirtet; nun schließe ich mich unseren Humanitätsvereinen an, die aufzublühen beginnen.

Sie pflegen und bewirten verwahrloste Kinder, sammeln abends die Erwachsenen um sich, belehren und erfreuen sie mit künstlerischen Gaben, sie bieten den armen Frauen im Osten gut lohnende Heimarbeit — und was die Hauptsache ist, ich bin da, ich fülle meinen Platz aus. Wenn uns alle geblieben wären, die uns verlassen haben, welch' eine herrliche Gemeinschaft wären

wir heute! Und dann — ich habe Dich zurückgewonnen! Nicht wahr, ich habe?

Du wirst nicht mit Unbehagen kommen; ich denke du wirst wirklich zu deinem Stamme zurückkehren. Es gilt bei uns ein schwergeprüftes Volk zu erlösen, das gequält, gepeinigt, seiner Menschenwürde entkleidet wird, das flüchtig von einem Lande zum anderen zieht, das man täglich auf's neue an's Kreuz nagelt, und das stündlich eines jammervollen Todes stirbt. Hilf es erlösen, auf das du erlöset und selig werdest".

Edith klammerte sich an Gertrud und küßte sie innig. Alfred hatte immer wieder vorsichtig hereingelugt, das merkte das ältere Mädchen, sie erhob sich, um die beiden allein zu lassen.

Sie kehrte in den großen Salon zur Gesellschaft zurück, die inzwischen durch den Hausherrn vergrößert worden war.

Generaldirektor Conty war noch immer ein stattlicher Mann, mit vollem grauen Haar auf dem kräftigen Haupte. In seinem energischen Gesicht fiel besonders der dichte graue Schnurrbart auf, der ihm mehr das Aussehen eines alten Militärs als eines Finanzmannes verlieh.

Frau Feilchenblau war eben daran, ihm zu erzählen, wie peinlich es doch sei, daß Edith „übertreten" müsse, besonders all' ihren christlichen Bekannten gegenüber wäre es unangenehm. Schließlich bat sie um eine stille Hochzeit.

Die Stastny meinte, es sei überhaupt nicht mehr Mode, öffentlich zu heiraten, die ganz noblen jüdischen Trauungen fänden alle im eigenen Heim statt. „Ja, aber bei unserer lieben Frau Direktor Feilchenblau geht das ja nicht", meinte die Fraenkel, ganz glückselig ihre Freundin recht derb necken zu können. „Die Trauungen finden im Hause der Brauteltern statt, bei Ihnen ist das jedoch unmöglich, der Herr Rabbiner kann doch in einem christlichen Hause keine jüdische Trauung vornehmen?"

Darauf verlegene Stille.

„Wissen Sie was", jauchzte sie in wonnigem Uebermut laut auf. „Treten Sie auch wieder in's Judentum ein. Das ist doch die schönste Gelegenheit".

Der Spaß wurde aber sehr ernst genommen und das für und wieder sehr eifrig diskutiert.

Frau Feilchenblau erklärte, nicht das geringste gegen das Judentum zu wissen — aber sie hätte sich in den vielen Jahren von allen diesen alten Gebräuchen entwöhnt, sie könnte sich zum Beispiel an gar keine jüdische Zeremonie erinnern und hätte gar keine Fühlung mehr mit eigentlichen Juden; nur das Grab der Eltern auf dem jüdischen Friedhof besuchte sie alle Jahre einmal.

„Aber bitte", sagte die Bachsteg. „Sie haben ja noch die Gruft auf der israelitischen Abteilung; ich habe doch vor kurzem erst dort die Aufschrift gelesen: Ruhestätte der Familie Feilchenblau".

„Je nun", erwiderte sie etwas verlegen, „wir haben uns bald nach unserem Uebertritte auf dem christlichen Friedhofe eine andere Grabstätte gekauft". „Na und die jüdische"? „Die haben wir den Eltern meines Mannes zum Christkindel geschenkt".

Die Fraenkel hätte am liebsten vor Wonne geheult, aber der Hausherr wollte auch zu Worte kommen. Er war dafür, daß die Trauung im großen Tempel in der Seitenstettengasse stattfinde, er meinte, den Trauungen im Hause fehle die rechte Weihe — dann hätten sie auch so etwas Heimliches an sich, als wolle man sein letztes Stückchen Judentum verstecken.

„Recht haben Sie", stimmte die Fraenkel zu, „ich freue mich ganz närrisch auf eine echte und rechte jüdische Hochzeit So eine jüdische Trauung ist doch wunderschön: erst das Vorspiel auf dem Harmonium, man rauscht in den Tempel hinein, Paar um Paar stellt sich in Reihen — extra die Damen und die Herren. Dann stimmen die Sänger einen schönen Chor an, und wenn endlich der Sulzer mit seiner herrlichen Stimme singt".

„Aber der Sulzer ist doch längst gestorben", entgegnete die Feilchenblau. Die Fraenkel ließ sich jedoch nicht irre machen „Haben wir nicht alle im großen

Tempel geheiratet und war's nicht wunderschön"? Und es schien wirklich wunderschön gewesen zu sein, denn alle Damen wurden tief nachdenklich, einige seufzten sogar. „Ja, ja, man kann gegen die Juden und ihre Zermonien sagen was man will, aber das Heiraten verstehen sie. Wenn ich für mein Annerl ein so feschen Mann find' wie der Herr Alfred, meiner Seel, wir lassen uns alle jüdisch taufen".

Während dieses Gespräches war das junge Paar in den Salon gekommen, wo sich nun rasch eine improvisierte Gratulationscour entwickelte.

Die Fraenkel wisperte eine Weile mit Dr. Cornitzer, der trotz seiner Konfessionslosigkeit im Rufe stand, ein guter Hebräer zu sein. Und während die anderen gerührt nach Worten suchten, um ihren Gefühlen Ausdruck zu geben, stellte sie sich auf einen Sessel, warf eine Teetasse zu Boden, daß die Scherben aufflogen und rief mit heller Stimme: „Masel tow", wie man bei uns Juden sagt, „Masel tow".

Für einen Augenblick waren sie alle etwas betreten dann aber schien es, als fielen für einen Augenblick vielfache Hüllen von diesen verworrenen Gemütern und alle riefen sie wie von einem Taumel ergriffen immer wieder: „Masel tow, Masel tow!"

Nur Dr. Cornitzer behielt sein Gleichgewicht und seine gewöhnliche spöttische Miene. Zu seiner Frau aber sagte er halblaut: „Und das alles, weil Alfred Conty eine gute Partie ist!"

Des Schames Tochter.

Eine Volks-Legende.

Von **S. Frug.***)

Dem Jüdischen nachgebildet von **Josef Lin.**

I.

Ringsum herrschet tiefes Schweigen
In dem düstern, engen Stübchen,
Wo der greise Schames**) ruhet
Nach vollbrachtem frommen Tagwerk.

Still und ruhig schläft der Schames;
Und im Schlafe hört er plötzlich
Ein Geräusch, als ob ein Lahmer
Wandelte umher auf Krücken.

Tief erschrocken und verwundert
Springt der Schames auf vom Bette,
Zündet an das alte Lämpchen —
Und was sieht er? — Gott, Du lieber!

Von der einen Wand zur andern
Geht umher sein Stock alleine . . .
Oh, das ist ein böses Zeichen —
Jemand wird im Sterben liegen? . . .

---

*) Unter den neueren ostjüdischen Dichtern nimmt Frug, der manche Anklänge an Heine hat, einen hervorragenden Platz ein. Seine hier wiedergegebene Dichtung zählt zu den Perlen der ostjüdischen Poesie. J. L.

**) Schames — Synagogendiener.

In demselben Augenblicke
Hört er seine Tochter schreien:
„Eile, Vater, weck' die Kille!
In Gefahr ist unser Rabbi!“ . . .

II.

In der Nacht, von Haus zu Hause
Geht und klopft der alte Schames . . .
Aber was ist mit Deborah,
Mit des alten Schames Tochter?

Trübe sitzet sie am Tische,
Ihre Augen sind voll Tränen
Heftig schluchzt sie, weint und flüstert:
„In Gefahr ist unser Rabbi!“ . . .

„Heil ihn, hilf ihm, Gott, Du lieber!“ . . .
Wie 'ne Tochter hat Deborah
Stets geliebt den alten Rabbi,
Und ihn in ihr Herz geschlossen.

Weil der alte Seelenhirte
Sie auch liebte wie sein Kind
Und zusammen mit dem Schames
Stets sie zu sich eingeladen.

Jeden Schabbes Broche*) machen,
Lehrte er sie, auch das Beten
Und das Schreiben wie das Lesen;
Zärtlich sprach dabei er zu ihr:

„Lern, Deborah, lerne Tochter,
Und Du wirst mit Gottes Hilfe
Einstens groß und weise werden
Wie Deborah die Prophetin“ . . .

*) Segensspruch beim Genießen von Trank und Speise.

Und sie sitzt am Tisch, und Tränen
Rinnen von den Augen nieder;
Heftig schluchzt sie, weint und betet:
„Heil ihn, hilf ihm, Gott, Du lieber!“ . . .

III.

In dem Bethaus steht die Kille,
Groß und Klein, sie kamen Alle,
Beten Psalmen, weinen, flehen
Zu dem Schöpfer . . . doch — vergebens.

Schon hat man ein Licht gegossen
In der Größe des Schwerkranken,
Schon hat man es in Tachrichim*)
Eingehüllet und begraben.

Wie es bei uns Juden Sitte
Hat das Licht man auf dem Friedhof
So bestattet wie den Toten . . .
Alles war jedoch vergeblich —

Nur ein Mittel ist geblieben:
Daß ein Jeder von der Kille
Für den kranken Rabbi opf're
Einen Teil des eig'nen Lebens.

Männer, Frauen, Greise, Kinder,
Jeder sagt, wieviel er schenket;
Das notiert man auf 'ner Liste,
Die man legt ins Oraun Kaudesch**).

IV.

Als man mit der List' gekommen
In des alten Schames Häuschen,
Wandte sich die junge Tochter
Fest entschlossen an die Gabbais***).

---

*) Leichen-Kleider.
**) Heilige Thora-Lade.
***) Synagogen-Vorsteher.

Sagte ihnen: „Schreibt, ich bitt' Euch".
„Was, Deborah, schenkst Du, wieviel?"
„Bitte, schreibet, daß ich schenke
Ihm mein ganzes, ganzes Leben! . . .

Gerne schenk ich ihm mein Leben!" —
Die Gabbaim tief erschrocken,
Fingen an ihr abzuraten,
Warnten sie mit klaren Worten.

Aber alles Reden half nicht;
Auch des alten Vaters Bitten,
All sein Flehen, seine Tränen
Haben nichts bewirken können.

Und so haben sie geschrieben,
Wie Deborah es gefordert,
Selber hat sie 's unterzeichnet,
Daß sie schenkt ihr ganzes Leben.

Als der Bote mit dem Zettel
In das Bethaus war gekommen
Und ihn einschloß in die Lade, —
Da geschah ein großes Wunder:

Plötzlich ward gesund der Rabbi,
Fühlt' sich wieder frisch und munter.
Doch es wurde krank Deborah,
Jenes engelreine Mädchen,

Sie verschied . . . Bestattet wurde
Sie noch an demselben Tage,
Tief betrauert von dem Vater,
Der ihr nachgesagt den Kaddisch.

Feierlich war die Levajeh *),
Anteil nahm die ganze Kille,
Und ein Jeder wünscht' der Toten
Einen Platz im Paradiese. —

*) Leichenzug

V.

Still und ruhig fließt der Zeitstrom
In dem trauten, kleinen Städtchen;
Und zur Welt gelangen Kinder,
Die zu jungen Leuten wachsen;

Andre werden alt und sterben.
Auf dem alten Friedhof giebt es
Viele frische, neue Gräber; —
Doch es lebt — der alte Rabbi.

Lange Jahre lebt der Fromme,
Lernt die Thora, übt sein Amt aus,
Und er denkt des guten Mädchens,
Denket immer an Deborah.

Wenn dann nahet ihre Jahrzeit,
Zündet 's Licht er, sagt den Kaddisch, —
Und so schwinden immer weiter
Tag um Tag und Jahr um Jahr hin . . .

VI.

Tag um Tag und Jahr um Jahr
Schwinden hin — er wird nicht älter;
Doch nicht selten huscht die Trauer
Über sein gefurchtes Antlitz.

Niemand weiß es, was er fühlet;
Niemand hat 's von ihm erfahren,
Daß zur späten Mittnachts-Stunde,
Wenn er sitzt beim Thora-Studium,

Eine Stimme ihm erklinget —
Süße Lieder, traute Weisen
Hört er aus der Ferne tönen . . .
Und er schließt die müden Augen —

Da erscheint vor seinem Geiste
Ein gar holdes, liebes Antlitz —
Seine Schülerin Deborah
Glaubt er deutlich zu erkennen . . .

„O, verzeih' mir, liebe Tochter,
Daß Du meinetwegen gingest
Von der Welt — denn wenn Du lebtest,
Würdest jetzt Du eine Braut sein".

VII.

Tag um Tag und Jahr um Jahr
Schwinden hin — da hört er deutlich
Schweres Stöhnen einer Wöchner'n . . .
Und er weinet heiße Tränen.

„O, verzeih' mir, liebe Tochter",
Fleht der Rabbi tiefergriffen,
Wärest heut' Du noch am Leben,
Würdest Mutter Du jetzt werden".

Nacht für Nacht so hört der Rabbi
Aus der Ferne ihre Stimme —
Süße, traute Wiegenlieder
Singt bei Nacht die tote Mutter . . .

VIII.

Dreizehn Jahre sind verflossen . . .
Ihren Knaben, der Bar-Mizvah,
Hört er eine Rede halten . . .
„Ein Gelehrter wär' ihr Söhnchen!"

„Wieviel Freude" — denkt der Rabbi —
Würd' die Mutter an ihm haben!"
Später hört er Musikanten,
Flöten, Harfen und die Geigen

Spielen, Klingen aus der Ferne ...
„Ihre Tochter feiert Hochzeit —
Und zu ihrer frohen Trauung
Führt sie jetzt die tote Mutter ...“

IX.

Alle Tage, alle Nächte
Hört und sieht der alte Rabbi,
Wie ihr Leben sich entwickelt,
Und er weinet heiße Tränen.

Und er flehet an den Schöpfer:
„Laß mich, Gott, doch einmal hören
Ihre Seufzer und ihr Weinen,
Ihre Tränen laß mich sehen —

Gieb den Trost mir, lieber Vater,
Daß in ihrem Leben wären
Unglück auch und bitt're Leiden,
Schwere Stunden, große Schmerzen, —

Daß Deborah einmal fluchte
Ihrem bittern, schweren Leben
Und sich sehnte nach dem Tode ...
Laß mich ihre Tränen sehen!“

X.

Doch sein Flehen war vergeblich.
Süße Lieder, traute Weisen
Hört er tönen in der Ferne —
Glücklich war ihr ganzes Leben ...

Jenes stille Frauenleben,
Welches nicht glänzt wie die Sonne,
Sondern gleicht dem Morgensterne,
Ohne Wind und ohne Wolken —

Und des Rabbis Tränen fließen
Viele Tage, viele Jahre.
„Lieber Vater!“ — fleht der Rabbi —
Zeig' mir Deine große Gnade.

Laß die alte, wunde Seele
Frei sein von den schweren Leiden —
Hilf mir, großer Gott im Himmel,
Daß ich endlich könnte sterben!“ —

IX.

Tag um Tag und Jahr um Jahr
Schwanden hin ... und aus dem Städtchen
Ist schon längst 'ne Stadt geworden,
Eine große, reiche Stadt.

Viele Greise, die der Rabbi
Noch als Kinder hat gekannt,
Ruhen längst schon auf dem Friedhof, —
Aber er ist noch am Leben.

Neue Zeiten, neue Menschen,
Neues Leben, neue Sitten
Sind gekommen, — fremd sich fühlet
Als ein müder Greis der Rabbi.

Seine Augen blicken trübe,
Welk geworden ist der Körper;
Und er flehet an den Himmel,
Endlich ihm den Tod zu senden ...

X.

Ein Gedank' und ein Verlangen
Sind dem Rabbi nur geblieben:
Sterben! Sterben! ... Und am Ende
Hat sich seiner Gott erbarmet.

Finster ist die Nacht gewesen,
Und ein wilder Sturmwind brauste,
Als ob losgelassen wären
Alle bösen finstern Mächte.

Längst entrücket allem Jrd'schen,
Ohne Freuden — ohne Schmerzen,
Sitzt der Rabbi in dem Bethaus . . .
Plötzlich hört er da von ferne

Lautes Jammern, Kinder weinen,
Leichenklänge dumpf erschallen
Und man singt „El mole rach'mim“ . . .
— „Aus dem Leben schied Deborah“ —

Und der Rabbi rief mit Freude:
„Jetzt ist auch mein Schmerz zu Ende!
Liebe Tochter, nimm mich endlich
Jn die wahre Welt hinüber!“ . . .

* * *

Still und ruhig hat gelöst sich
Von dem Körper seine Seele . . .
Und am nächsten Tag beweinte
Die Gemeinde ihren Rabbi — —

Mitteilungen

aus dem

Verband der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland.

Herausgegeben vom Geschäftsführenden Ausschuß.

No. 15.	Berlin, im Dezember.	1907.

Zur Geschichte des Verbandes.

Die Wirksamkeit des Verbandes hat auch im verflossenen Jahre keine wesentliche Veränderung erfahren. Der Verband ist nach wie vor bestrebt, die Gründung neuer Vereine in die Wege zu leiten, die an ihn um Auskunft über wissenschaftliches Material sich wendenden Vereine nach Möglichkeit zu befriedigen, die kleinen, unbemittelten Vereine durch Ueberweisung von Subventionen aus dem Wanderrednerfonds, soweit die verfügbaren Mittel reichen, zu unterstützen, und durch die pünktliche Herausgabe und Zusendung der Rednerliste sämtliche Vereine in den Stand zu setzen, über die Auswahl der Redner und Themate rechtzeitig und selbständig entscheiden zu können. Wie stark die Rednerliste von den Vereinen benutzt wird, beweist der Bericht über deren literarische Tätigkeit, der wahrlich nicht von einem Niedergang der Bewegung innerhalb der Vereine zeugt. Dabei ist dieser Bericht nicht einmal vollständig, da von vielen

Vereinen trotz wiederholter und dringender Aufforderung seitens des Sekretariats das erforderliche Material nicht zu erlangen war.

Die Publikation des Verbandes, das Jahrbuch, erscheint jetzt zum zweiten Male in einer Auflage von 7000 Exemplaren, was ebenfalls nicht für ein Erlöschen des Interesses für unsere Bestrebungen spricht. Freilich ist der Preis des Jahrbuchs für die Vereine sehr niedrig bemessen; allein man nenne uns eine andere Publikation jüdischen Inhaltes, die alljährlich in einer solch hohen Auflage erscheint und Abnehmer findet. Das ist eben der Segen des Zusammenwirkens, und der Verband hätte noch ganz andere Erfolge aufzuweisen, wenn das Gefühl der Zusammengehörigkeit innerhalb der Vereine lebendiger wäre, und wenn sämtliche Vereine es für eine Ehrenpflicht hielten, durch die Abführung eines regelmäßigen Jahresbeitrages den Verband in seiner der Gesamtheit dienenden Tätigkeit zu unterstützen.

Indessen wird der Verband nicht ermüden, in seiner Wirksamkeit fortzufahren. So können wir schon jetzt die Herausgabe einer jüdischen Volksbücherei ankündigen, die einen großen Teil des jüdischen Schrifttums umfassen und zu einem sehr billigen Preis in Einzelheften von 5 bis 8 Bogen allmonatlich erscheinen wird. Wir haben zu diesem Zweck eine aus Fachmännern bestehende Komission eingesetzt, die demnächst mit einem sorgfältig ausgearbeiteten Plan an die Vereine herantreten wird.

Erfreulich ist es zu verzeichnen, daß die meisten Vereine die Gründung eigener Bibliotheken vorgenommen und daß mehrere Vereine auch öffentliche Lesehallen eingerichtet haben. Im Interesse dieser Vereine wäre es nur zu wünschen, wenn sie bei etwaigen Neuanschaffungen von Büchern sich mit ihren diesbezüglichen Wünschen vorher an das Sekretariat wenden wollten. Dieses ist hierüber zu jeder Auskunft bereit. Wir haben auch in diesem Jahre zahlreichen Vereinen größere Bücherspenden zugehen lassen und beabsichtigen dies im nächsten Jahre in noch ausgiebigerer Weise zu tun.

Als einen erfreulichen Fortschritt vermerken wir ferner die von einigen Vereinen nach dem Muster des Berliner

Vereins eingeführten Fortbildungskurse, die entschieden einen größeren Wert haben als die einzelnen Vorträge, die eigentlich doch nur zur Erbauung und Belehrung der von der Mühe des Tages absorbierten Massen bestimmt sind. Doch auch hier heißt es: Das eine tun, das andere nicht lassen. Bildet die Jugend, für die wir Fortbildungskurse und systematische Belehrung fordern, unsere Zukunft, so repräsentieren die Erwachsenen, die im Kampfe des Lebens stehen, unsere Gegenwart, und wie segensreich umgestaltend die Literaturvereine mit ihren öffentlichen Vorträgen auf die Gegenwart gewirkt haben, das dürften auch diejenigen nicht in Abrede stellen, die an den Vereinen und ihrer Wirksamkeit nur Mängel und Schattenseiten wahrnehmen. Auch wir wissen, daß die Literaturvereine nach mancher Richtung hin reformbedürftig sind, daß nicht immer die geeigneten Männer an der Spitze der Vereine stehen, daß innerhalb derselben viel Personenkultus getrieben wird, und daß nicht alle, die sich zu Vorträgen melden, auch immer die geeigneten Redner sind. Indessen sind das Mängel, die sich leicht beseitigen lassen, und ganz besonders der letzte Punkt wird einen Gegenstand der Erörterung des nächsten Verbandstages bilden, auf dem sämtliche Vereine, ob sie dem Verbande angehören oder nicht, sowie alle, die gleich uns in den Literaturvereinen den Stolz des Judentums in der Gegenwart erblicken, ihre Wünsche und Vorschläge zu deren Hebung und gedeihlichen Fortentwickelung werden geltend machen können. Ist auch an manchen Vereinen, wie einzelne wohlmeinende Kritiker behaupten, eine gewisse Ermüdung wahrzunehmen, so sind sie doch in ihrer Gesamtheit ein Stück frisch pulsierendes Leben, auch in den Kreisen, wo der religiöse Indifferentismus alle Lebenssymptome erdrückt hat. Wir glauben fest daran, daß die Vereine für jüdische Geschichte und Literatur eine hohe und heilige Mission zu erfüllen haben, und daß ihr Wirken und Schaffen nicht bloß der Wissenschaft und den Vereinsmitgliedern, sondern der Religionsgemeinschaft, dem Judentum selbst, zu gute kommen wird.

Verzeichnis

sämtlicher Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland, deren Mitgliederzahl und Vorstände.

1. **Aachen.** 160 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Jaulus, Ehrenvorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Oscar Francken, Vorsitzender; Kaufmann Louis Mayer, stellvertretender Vorsitzender; Kaufmann Sal. Rosenfeld, Schriftführer; Fabrikant Robert Marx, Kassierer; Rentner Hermann Gottfeld, Oberingenieur S. Oestreicher, Rentner Phil. Neckarsulmer, Beisitzer.

2. **Allenstein.** 60 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Olitzki, Vorsitzender; Gymnasialoberlehrer Levy, stellvertretender Vorsitzender; Rechtsanwalt Cohn, Schriftführer; Kantor Karo, Kassierer; Kaufmann Boreczinski und Apotheker Eisen, Beisitzer.

3. **Altona.** Vorstand: Salomon Feinberg, Felix Bachmann, Dr. Moses Lewy, Jacob Schehtenstetter, Salomon Buttenwieser, N. Hebe, M. Auerbach.

4. **Alzey.** 75 Mitglieder. Vorstand: Großherzogl. Rabbiner Dr. Lewit, 1. Vorsitzender; Emil Liebmann, 2. Vorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Paul Wolf, Schriftführer; Lehrer A. Stern, Bibliothekar; Ludwig Koch II, Kassierer; Moses Kahn und Simon Hirsch, Beisitzer.

5. **Annaberg** (Erzgebirge), 27 Mitglieder. Vorstand: Fabrikant M. Türk, Vorsitzender; Julius Neumark, Kassierer und Stellvertreter; Rektor F. Saphra, Schriftführer; S. Leiser und H. Lamm, Ausschuß.

6. **Ansbach.** 27 Mitglieder. Vorsitzender: Dr. P. Kohn, Distrikts-Rabbiner.

7. **Aschaffenburg.** 80 Mitglieder. Vorstand: Distriktsrabbiner Dr. Wachenheimer, Leopold Sternheimer, Rechtsanwalt Schottenfels, Simon Vogel, Wilhelm Hamburger, Benno Hamburger, Moses Rothschild.

8. **Augsburg.** 60 Mitglieder. Ehrenvorstand: Rabbiner Dr. Groß; Vorstand: Justizrat Dr. Bauer, 1. Vorsitzender; Bankier Emil Gutmann, 2. Vorsitzender und Kassierer; Rentier Gustav Flesch, Schriftführer; Kommerzienrat Heinr. Landauer und Rechtsanwalt Dr. Emil Eppstein, Beisitzer.

9. **Bamberg.** 150 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. A. Eckstein, Kantor Klestadt, Rechtsanwalt Höflein, Emil Wassermann, Justizrat Dr. Werner.

10. **Bebra.** 25 Mitglieder. Vorstand: B. Apfel, Vorsitzender; L. Oppenheim, Kassierer; S. Katz, Schriftführer.

11. **Bernstadt i. Schl.** 30 Mitglieder. Vorstand: Th. Brinnitzer, Hugo Bloch, Julius Vertun, Albert Wolfgang.

12. **Beuel.** 38 Mitglieder. Vorstand: Herm. Hirschhorn Vorsitzender; Kaufmann Simon, stellvertr. Vorsitzender; Lehrer Adolf Nußbaum, Schriftführer; Sommer Seligmann, stellvertretender Schriftführer; Samuel Levy, Kassenwart; Andreas Horn, David Kaufmann, Salomon Behr, Moses Herz, Beisitzende.

13. **Berlin.** 1320 Mitglieder. Vorstand: Dr. Gustav Karpeles, 1. Vorsitzender; Dr. Hirsch Hildesheimer, 2. Vorsitzender; Prediger Dr. M. Levin, Schriftsteller Albert Katz, Schriftführer; Julius Fränkel, Schatzmeister; Schriftsteller Dr. S. Bernfeld, Rabbiner Dr. Eschelbacher, Heinrich Fraenkel, Benas Levy, Professor Dr. M. Philippson, Professor Dr. Rosin, Beisitzer.

14. **Bernburg.** 41 Mitglieder. Vorstand: Moritz Schwab, 1. Vorsitzender; Ludw. Gumpel, 2. Vorsitzender; Leopold Maschke, Schriftführer; Alfr. Simonsohn, Kassierer; Jos. Sarne, Louis Calm, Beisitzer.

15. **Beuthen** (O./S.) 100 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Eisenberg, Vorsitzender; Rabbiner Dr. Galliner, stellvertretender Vorsitzender; Kaufmann Hugo Lesser, Schriftführer; Kaufmann Benno Steinfeld, Rendant; Dr. med. Pick, Oberkantor de Beer; Kaufmann Isidor Herzfeld, Lehrer Rosenthal.

16. **Bingen a. Rh.** 106 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Grünfeld, Rabb. Dr. Neuwirth, Bankier Julius Landau, Dr. med. Rudolf Ebertsheim, Moses Groß, Rechtsanwalt Strauß, Ferdinand Seligmann II.

17. **Bocholt.** 30 Mitglieder. Vorstand: G. Gomperz.

18. **Bochum.** 110 Mitglieder. Vorstand: Kaufmann M. Hähnlein, 1. Vorsitzender; Dr. med. Mosbacher, 2. Vorsitzender; Rabbiner Dr. David, Schriftführer; H. Buxbaum, Kassenwart; Lehrer M. Ostermann, Bibliothekar.

19. **Bonn.** 94 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Kalischer, Ehrenvorsitzender; Dr. Edelstein, Vorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Cohn, stellvertretender Vorsitzender; Dr. Hermanns, Rechtsanwalt; Bankier L. David, Rendant; Max Herschel, Leopold Feldmann, Kantor Baum, Schriftführer.

20. **Brakel** (Kreis Höxter). 21 Mitglieder. Vorstand: Julius Flechtheim, Vorsitzender; August Sommer stellvertretender Vorsitzender; Bernhard Heineberg, Beisitzer; Lehrer Jacobi, Schriftführer und Bibliothekar.

21. **Brandenburg a. H.** 43 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Ackermann, 1. Vorsitzender; Dr. med. Sittner, 2. Vorsitzender; Paul Epstein, Kassierer; Alb. Nathanson, 1. Schriftführer; Max Oppenheim, 2. Schriftführer.

22. **Braunschweig.** 77 Mitglieder. Vorstand: Landesrabbiner Dr. Rülf, Vorsitzender; F. Spanjer-Herford, Bibliothekar; M. Regensburger, Kassierer; S. Hamburger, Schriftführer.

23. **Bremen.** 69 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. L. Rosenak, Ehrenvorsitzender; J. Aschendorff, 1. Vorsitzender; Dr. J. Pinette, 2. Vorsitzender, B. Zacharias, Protokollführer; Dr. Gorodiski, Schatzmeister; Julius Abraham, N. Abraham, H. Steinberg, Beisitzer.

24. **Breslau.** 325 Mitglieder. Vorstand: Wollstein, Landgerichtsrat, Vorsitzender; Dr. M. Braun, Dozent, stellvertretender Vorsitzender; Hirschberg, R.-A., Schriftführer; Prof. Dr. L. Cohn, Kgl. Oberbibliothekar, stellvertretender Schriftführer; Max Marcus, Verlagsbuchhändler, Schatzmeister; Burgfeld, Rabb. Dr. Guttmann, Hugo Jacobsohn, Joël, R.-A., Louis Loewenthal, Rabb. Dr. Rosenthal, Beisitzer.

25. **Briesen,** Westpr. 60 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Eppenstein, 1. Vorsitzender; Fabrikbesitzer Friedmann Moses, 2. Vorsitzender; Dr. med. Wolff, Bibliothekar; Kaufmann S. Pottlitzer, Kassierer; Kaufmann Ad. Jäger, Schriftführer.

26. **Bromberg.** 140 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Walter, Vorsitzender; Justizrat Baerwald, Kassierer; Lehrer Herzberg, Schriftführer; Kaufmann Fuß, Beisitzer.

27. **Bruchsal.** 105 Mitglieder. Vorstand: Fabr. Wilh. Schrag, Vorsitzender; Jakob Oppenheimer, stellvertr. Vorsitzender; Sig. Sulzberger, Schriftführer; Bernh. Hilb, Kassierer; Moritz Nathan, Bibliothekar; Rabb. Dr. Eschelbacher, Rechtsanwalt Strauß, Stadtrat Marx, Dr. Fuchs.

28. **Bütow.** 28 Mitglieder. Vorstand: L. Hirchfeld, G. Scheidemann, M. Croner, Lehrer S. Frank.

29. **Cassel.** 146 Mitglieder. Vorstand: Bankier Gustav Sichel, Vorsitzender; Fabrikant M. Lieberg, Schriftführer; Kaufmann J. Schartenberg, Kassierer; Dr. med. F. Blumenfeld, H. Blumenthal, Landrabbiner Dr. Doctor, Th. Eisenberg, J. Hornthal, Kommerzienrat G. Plaut, Kommerzienrat G. Rosenzweig, J. Spangenthal.

30. **Coburg.** 50 Mitglieder. Vorstand: Simon Oppenheim, Vorsitzender; Jakob Altmann, Schriftführer; Abraham Friedmann, Kassierer, Siegfried Stern, Samuel Gutmann, Beisitzer.

31. **Coethen** (Anhalt). 53 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Seligkowitz, G. Burghardt.

32. **Cottbus.** 48 Mitglieder. Vorstand: Oscar Stern, 1. Vorsitzender; Waldemar Reyersbach, 2. Vorsitzender; Rabbiner Dr. Posner, Bibliothekar; Ad. Oppenheim, Kassierer; Bernh. Klein, Schriftführer.

33. **Crefeld.** 126 Mitglieder. Vorstand: Oberrabb. Dr. Levi, Vorsitzender; Justizrat Dr. Simon, stellvertr. Vorsitzender; M. Reis, Redner, Lehrer Alexander, Schriftführer; Hauptlehrer Andorn, Jacob Gompertz, Rechtsanwalt Dr. H. Kaufmann, Dr. med. Wedel, Beisitzer.

34. **Culm i. W.** 48 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Guttmann, Vorsitzender; Rechtsanwalt Blumenthal, stellvertr. Vorsitzender; J. P. Benjamin, Kassierer; Magnus Bukofzer, Bibliothekar; H. Saenger, Beisitzer.

35. **Culmsee.** 28 Mitglieder. Vorstand: J. Sternberg, Springer, Wittenberg.

36. **Cüstrin.** 72 Mitglieder. Vorstand: J. D. Müller, Prediger K. Haase, Sigismund Hartwich, Adolf Herzog, Sigfr. Schwarz.

37. **Czarnikau.** 60 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Weyl, Vorsitzender; Peiser, Stellvertreter; Hirschberg und Schleimer, Beisitzer; Kochmann, Schriftführer; Caspari, stellvertretender Schriftführer; Lemchen, Kassenführer.

38. **Danzig.** 230 Mitglieder. Vorstand: Vorsitzender (z. Zt. nicht vorhanden), Justizrat Steinhardt, stellvertr. Vorsitzender; Moritz Cohn, Schatzmeister; Max Jacoby, Schriftführer; Julius Levy, Dr. med. Julius Lewy, Sanitätsrat Dr. Wallenberg.

39. **Dessau.** 125 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Dr. Ascher, Landrabbiner Dr. Walter.

40. **Detmold.** 45 Mitglieder. Vorstand: A. Plaut, Jul. Weinberg, Adolf Steinberg.

41. **Diedenhofen.** Vorstand: Rabbiner Dr. Netter.

42. **Dinslaken.** 35 Mitglieder. Vorstand: Direktor Wormser, Lehrer Strauß, Simon Jacobs.

43. **Dirschau.** 30 Mitglieder Vorstand: Hermann Kallmann. Vorsitzender; Eugen Lippfeld, Stellvertreter; Leopold Lesser, Kassierer; Siegfried Kadisch, Schriftführer; Lehrer Jaffé, Bibliothekar.

44. **Dortmund.** 125 Mitglieder. Vorstand: S. Freund, Vorsitzender; D. Leeser, stellvertr. Vorsitzender; E. Goldschmidt, Schriftführer; Louis Jonas, Kassierer; Rabbiner Dr. Jacob, Dr. Kempenich, J. N. Wolff.

45. **Dresden.** 94 Mitglieder. Vorstand, Max Elb, Vorsitzender; Dr. med. Zimmermann, stellvertr. Vorsitzender; Rabbiner Dr. Stein, Schriftführer; Carl Meyer, Kassierer; M. Auerbach, Beisitzer.

46. **Duisburg.** ca. 140 Mitglieder. Vorstand: Justizrat S. Goldbaum, Vorsitzender; H. Julius Philipps (Ruhrort), stellvertr. Vorsitzender; Max Levy, Schriftführer; Max Loewe, Rabb. Dr. M. Neumark, Lehrer Nußbaum.

47. **Düsseldorf.** 150 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Dr. H. Levison, stellvertr. Vorsitzender; Dr. med. Otto Jonas, 1. Schriftführer; J. Michalowski, 2. Schriftführer; C. W. Simons, Schatzmeister; M. Fuchs, M. S. Spiro, A. Hendrix, Beisitzer.

48. **Eberswalde.** 60 Mitglieder. Vorstand: Prediger Hamburger, Vorsitzender; Albert Jacob, stellv. Vorsitzender; E. Liepmann, Schriftführer; J. Lagro, Kassierer; J. Zippert, Beisitzer.

49. **Eisenach.** 62 Mitglieder. Vorstand: Prediger Ernst Meyer, Vorsitzender; Heinrich Grünstein, stellvertr. Vorsitzender; Max Klebe, Kassierer; Isidor Cohn, Dr. Ebstein, Beisitzende, B. Großmann, Bibliothekar; David Mandelbaum, Schriftführer.

50. **Elberfeld.** 135 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Auerbach, Ehren-Vorsitzender; Hermann Strauß, 1. Vorsitzender; M. Wetzstein, 2. Vorsitzender; L. Fleischhacker, Schriftführer; J. Kann, Bibliothekar; B. Weingarten, Kassierer.

51. **Elbing.** 45 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Silberstein, Vorsitzender; Dr. Simon, stellv. Vorsitzender; Th. Lesser, Kassierer; W. Lewin, Schriftführer; J. Bloch, A. Blum, E. Flatow, Beisitzer.

52. **Erfurt.** 76 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Salzberger, Leopold Heilbrunn, M. Heß, G. Neukamp, Arthur Ziegler.

53. **Essen** (Ruhr). 180 ordentliche und 15 außerordentliche Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. S. Samuel, 1. Vorsitzender; Rechtsanwalt Max Abel, 2. Vorsitzender; Kaufmann August Kohn, 1. Schriftführer; Lehrer J. Kaufmann, 2. Schriftführer; Kanzleirat Jos. Hirsch, Kassenführer; Kommerzienrat J. Hirschland, Dr. med. Ernst Levy, Beisitzer.

54. **Filehne.** 56 Mitglieder. Vorstand: Ziegeleibesitzer Albert Maaß, Vorsitzender; Kaufmann Gustav Loesser, stellvertr. Vorsitzender; Kaufmann C. Levy, Schriftführer; S. Herzberg, S. Neumann, Beisitzer. Rabbiner Nobel, Ehrenmitglied.

55. **Forst** (Lausitz). 31 Mitglieder. Fabrikbesitzer Martin Jacob, Prediger M. Pulvermann, Kaufmann Georg Leibert.

56. **Frankfurt a. M.** 280 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Jak. Horovitz, Vorsitzender; Dr. Isak Heinemann, stellv. Vorsitzender; Dr. med. Raph. Kauffmann, Schriftführer; Hugo Fränkel, Kassierer; Raphael Ettlinger, Dr. med. Hanauer und Julius Landsberg.

57. **Frankfurt a. O.** 70 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Bergmann, Vorsitzender; Dr. Löwenstein, Schriftführer; Dr. Kahnemann, Rendant; Lehrer Dobrowolsky, Bibliothekar; L. Broh, Beisitzer.

58. **Freiburg i. B.** 90 Mitglieder. Vorstand: A. Lay, Präsident; Fritz Springer, Schriftführer; Rosenstock, Kassierer; Dr. E. Meyer, L. Grötzinger, J. Sommer und Piquart, Beisitzer.

59. **Friedberg i. H.** 30 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Stahl, Bad Nauheim; G. Hanau und Lehrer H. Ehrmann.

60. **Geestemünde-Lehe.** 60 Mitglieder. Vorstand: B. Adler-Bremerhaven, M. Magnus-Geestemünde, S. Bachenheimer-Geestemünde, Lehrer, Ed. Boas-Bremerhaven, Synagogenvorst., H. Kayser-Bremerhaven, Max Neuhaus-Bremerhaven, A. Liebenthal-Lehe und M. Feldbrand-Geestemünde.

61. **Gelnhausen.** 30 Mitglieder. Vorstand: Lehrer M. Strauß, Max Stern, Arthur Meyer, M. Lorsch, A. Goldschmidt.

62. **Gelsenkirchen-Wattenscheid.** 100 Mitglieder. Dr. Wallerstein, 1. Vorsitzender; San.-Rat Dr. Bonnin, 2. Vorsitzender; Lehrer Kaufmann, 1. Schriftführer; Lehrer Oppenheim, 2. Schriftführer; Klestadt, Kassierer; Lehrer Katz, 1. Bücherwart; Samuelsdorf, 2. Bücherwart.

63. **Gießen.** 126 Mitglieder. Vorstand: Provinzialrabbiner Dr. Sander, Vorsitzender; J. Rothschild, stellv. Vorsitzender; Z. Kann, Rechner; Lehrer Levy, Bibliothekar; J. Pfeffer.

64. **Glogau.** 110 Mitglieder. Vorstand: Justizrat Fränkel, Rabbiner Dr. Lucas, Rentier Leopold Sachs, Rentier Mosing Cohn, Buchhändler Georg Ostertag.

65. **Gnesen.** 135 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Jacobson, Vorsitzender; S. Chraplevski, L. Fink, Schriftführer; J. Krzywinos, Schatzmeister; H. Cohn, Bibliothekar.

66. **Göttingen.** 95 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Sonderling, Rechtsanwalt Rosenberg, Bankier H. Müller, Bernhard Bachmann, Hermann Jakob, Kurt Lewkonja.

67. **Gollub W.-Pr.** 30 Mitglieder. Vorstand: 1. Vorsitzender: Lehrer A. Kadisch; stellv. Vorsitzender: Apothekenbes. A. Riesenfeld; Schriftführer: J. Tuchler; Kassierer: A. Silberstein.

68. **Mur.-Goslin.** 20 Mitglieder. Vorstand: H. Giballe, 1. Vorsitzender; Max Chaim, 2. Vorsitzender; Lehrer Witt, Schriftführer und Bibliothekar; A. Labinsky, Kassierer.

69. **Gostyn.** 20 Mitglieder. Vorstand: A. Wachtel, Vorsitzender; Julius Kantorowitz, Rendant.

70. **Gotha.** 50 Mitglieder. Vorstand: Gustav Ledermann, D. Katzenstein, Lehrer Röthler.

71. **Grätz** (Posen). 26 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Friedmann, Vorsitzender; Cantor Freudenberg, Schriftführer; N. Krüger, Kassierer, S. Jablonski, Bibliothekar.

72. **Graudenz.** 62 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Loevy, 1. Vorsitzender; Geh. Sanitätsrat Dr. Wolff, 2. Vorsitzender; Lehrer Mannheim, 1. Schriftführer und Bibliothekar; Kantor J. Bernstein, 2. Schriftführer; Kaufmann S. Loeffler, Kassenführer.

73. **Groß-Blittersdorf** i. Lothr. 20 Mitglieder. Vorstand: Jacob Simon, 1. Vorsitzender; Albert Franck, 2. Vorsitzender; Emil Franck, Schriftführer und Jac. Bloch, Kassenführer.

74. **Gr. Strehlitz, Ob.-Schl.** 48 Mitglieder. Vorstand: Kaufmann Simon Graetzer, Rechtsanwalt Kurt Naumann, Prediger Felix Steiner, Kaufmann Samuel Nothmann.

75. **Grünberg i. Schl.** 32 Mitglieder. Vorstand: Bankier und Rittergutsbesitzer L. Laskau, 1. Vorsitzender; Fabrikbesitzer Emil Kosterlitz, Stellvertreter; Lehrer Adolf Heymann, Schriftführer; Kaufmann Adolf Selowsky, Kassenwart; Kaufmann Alfred Bäck, Bibliothekar.

76. **Gunzenhausen.** Vorstand: Dr. P. Kohn, Kfm. Neuburger, Lehrer Marx.

77. **Hagen i. W.** 73 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Wolff, Vorsitzender; Lehrer W. Abt, Schriftführer; Frau Selma Spier, Kassiererin.

78. **Hamburg I.** 170 Mitglieder. Vorstand: H. Gumpertz, 1. Vorsitzender; Alfred Levy, 2. Vorsitzender, Dr. Fink, Schriftführer; M. Heimann, Kassierer; Alfred Cohn, J. Gotthelf, G. Tuch, Iwan Mathiason, Sams. Goldschmidt, Sal. Goldschmidt, Dr. jur. Frank, Beisitzer.

79. **Hamburg II.** 150 Mitglieder. Vorstand: Emil Magnus, Dr. D. Leimdörfer, Ad. Kimmelstiel, Dr. H. E. Plaut, Dr. B. Teutler, Dr. M. Wassermann, Dr. S. Meyer, A. Lewandowsky, Dr. J. Lipmann, Joseph Lipmann, L. Curjel, A. Senior Deitelzweig, Max Jocobsen, M. Jolenkiewicz, H. Schwarz.

80. **Hameln.** 32 Mitglieder. Vorstand: Lehrer S. Bachrach, M. Frankenstein, L. Adler, S. Maybaum, Carl Friedheim, Frau S. Bernstein, Frl. Frida Sander.

81. **Hamm i. W.** 35 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Dr. Michaelis, Vorsitzender; J. Bamberger, stellvertr. Vorsitzender; S. Elsberg, Kassierer; M. Weiler, Schriftführer.

82. **Hannover.** 135 Mitglieder. Vorstand: Kommerzienrat Emil L. Meyer, Vorsitzender; Seminar-Direktor Dr. Knoller, Justizrat Dr. Siegmund Meyer, Julius Frensdorff, Dr. med. L. Katzenstein.

83. **Hattingen a. R.** 25 Mitglieder. Vorstand: Jakob Urias, 1. Vorsitzender; Zahnarzt J. Markes, 2. Vorsitzender; Lehrer M. Andorn, 1. Schriftführer und Bibliothekar; Mos. Röttgen-Linden, 2. Schriftführer; Siegm. Fian, Kassierer.

84. **Hechingen** (Hohenzollern). 48 Mitglieder. Vorstand: Fabrikant Emil Weil, 1. Vorsitzender; Kaufmann Eugen Wolf, Schriftführer und Kassierer; Lehrer und Rabbinatsverweser Leo Adler, Beisitzer.

85. **Heilbronn a. N.** 55 Mitglieder. Vorstand: Hermann Wollenberger, Vorsitzender.

86. **Hildesheim.** 40 Mitglieder. Vorstand: Landrabbiner Dr. Lewinsky, E. Freudenthal, Rechtsanwalt A. Oppenheimer, T. Hornthal.

87. **Hirschberg i. Schl.** 40 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Biram, Justizrat Ledermann, Dr. med. S. Moses-Warmbrunn.

88. **Hochfelden.** 27 Mitglieder. Vorstand: Raphael Levy, Präsident; Emil Levy, Vizepräsident; Isaac Metzger, Schriftführer; August Bicard, Kassenwart; Armand Roos, Bibliothekar.

89. **Hohensalza.** 114 Mitglieder. Vorstand: Louis Sandler, Vorsitzender; Sanitätsrat Dr. Warschauer, stellv. Vorsitzender; Justizrat Latte, Beirat; Librowicz, Rendant; Zahnarzt Schwersenz, Schriftführer.

90. **Hoppstädten a. N.** 30 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Baron; H. Michel; A. Kronenberger, Schriftführer; F. Eppstein, Bibliothekar; D. Weil, Kassierer; A. Stern, Beisitzer.

91. **Hörde.** 32 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Stern, Jacob Gans, L. Strauß, Max Rosenthal.

92. **Höxter.** 15 Mitglieder. Vorstand: E. Michaelis, 1. Vorsitzender; Ph. Rethheim, stellvertretender Vorsitzender; Lehrer Weinberg, Bibliothekar; M. Benjamin, Schriftführer und Rendant.

93. **Ingweiler.** 32 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Em. Wahl, 1. Vorsitzender; L. Bloch, 2. Vorsitzender, P. Loeb, 1. Schriftführer; M. Fränckel, 2. Schriftführer; A. Meyer, Kassierer; L. Bloch und A. Bloch, Beisitzer.

94. **Insterburg.** 60 Mitglieder. Vorstand: Ehrenvorsitzender, Kreisrabbiner Dr. Beermann; Amtsgerichtsrat Blumenfeld, Vorsitzender; Dr. Rosenkrantz, Stellvertreter; Dr. Eliascheff, Kassierer; Stadtrat Eichelbaum, H. Eloesser, Beisitzer.

95. **Iserlohn.** 50 Mitglieder. Vorstand: Prediger Dr. Salomon, Vorsitzender; Bankier Sieghard Elsberg, stellvertretender Vorsitzender; Kreistierarzt Goldstein, Schriftführer; Kaufmann J. Reifenberg, Kassierer; Kaufmann Julius Wertheim, Bibliothekar.

96. **Jever.** 50 Mitglieder. Vorstand: M. Schwabe, Vorsitzender; Siegmund Levy, Schriftführer und Kassierer; A. Joseph Beisitzer.

97. **Kaiserslautern.** 40 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Landsberg, Dr. Dreyfuß, P. Hirschfeld, Nakler.

98. **Karlsruhe** (Baden). 250 Mitglieder. Vorstand: Dr. Max Rosenberg, Vorsitzender; Dr. Th. Homburger, stellvertr. Vorsitzender; Abraham Ettlinger, Dr. Ludwig Haas, Prof. Dr. Gerson Hanauer, Dr. Nathan Stein, Dr. Paul Homburger.

199. **Kattowitz** (O.-S.). 135 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Glogauer, Vorsitzender; Rabb.Ass.Dr.Braunschweiger, Stellvertreter; Josef Brauer, Schriftführer; Julius Rothmann, Kassenführer; Lehrer Willner, Bibliothekar; Rabbiner Dr. Cohn, Professor Dr. Goldschmidt, Beisitzer.

100. **Kempen i. P.** 75 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Lewin, Moritz Lubliner, H. Fischer; J. Caro, Kassierer, Lehrer F. Goldberg.

101. **Kiel.** 55 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Jacob, Vorsitzender; Lehrer L. Katz, Schriftführer und Bibliothekar; Kaufmann C. Schumm, Kassenführer; J. Tannenwald und M. Jonas, Beisitzer.

102. **Kitzingen a. M.** 60 Mitglieder. Vorstand: Adolf Stiebel' 1. Vorsitzender; Louis Frank, 2. Vorsitzender; Leopold Flamm' Kassierer und Schriftführer.

103. **Koblenz.** 60 Mitglieder. Vorstand: Prediger Hahn.

104. **Kolmar i. P.** 35 Mitglieder. Vorstand: Bernhard Lewin, 1. Vorsitzender; Hermann Holländer. 2. Vorsitzender; Hermann Rummelsburg, Schriftführer; Jacob Ruben, Kassierer; Leopold Wolff, Julius Schier, Isaac Kasper, Beisitzer und Vergnügungskomitee.

105. **Köln a. Rh.** 360 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Ludwig Rosenthal, 1. Vorsitzender; Moritz Levy jr., 2. Vorsitzender; Max Goldreich, Schriftführer; Rektor Bernhard Coblenz, Kassierer; Dr. Arnold Aron, Bibliothekar; David Cohen, Noah Kaufmann, Beisitzer.

106. **Konitz.** 60 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Weyl, Vorsitzender; J. Fleischer, M. Neumann, A. Rehfeld, H. Herrmann.

107. **Konstanz.** 90 Mitglieder. Vorstand: Dr. Ludwig Hannes, Stadtrabbiner, Moritz Bloch, Rechtsanwalt, Alexander Geismar, Religionslehrer, Leopold Jung, Rechtsanwalt, Dr. med. Moses Rothschild, Arzt, Sigmund Schwarz, Kaufmann, Hermann Thanhauser, Kaufmann.

108. **Königsberg i. Pr.** 195 Mitglieder. Vorstand: Prof. Dr. Saalschütz, 1. Vorsitzender; Rabb. Dr. Vogelstein, stellvertr. Vorsitzender; Rabb. Dr. Perles, Schriftführer; Rechtsanwalt Dr. Jacobi II, stellv. Schriftführer; Max Arendt, Kassierer; Konsul Min-

kowski, stellv. Kassierer; Oberkantor Birnbaum, Bibliothekar; Kaufmann Max Towbin, stellv. Bibliothekar; Rentier Jakob Kirschner, Beisitzer.

109. **Königshütte.** 110 Mitglieder. Vorstand: Dr. Fränkel, Vorsitzender; Hubert Markiewitz, Schriftführer; Heinrich Friedlaender, Schatzmeister; Lehrer Plaut, Bibliothekar; Theodor Tichauer, Referendar Hamburger, Beisitzer.

110. **Kosel.** 30 Mitglieder. Vorstand: Hermann Capauner, Adolf Apt, Kantor Krolik, Carl Wolff und Max Koslowsky.

111. **Krotoschin.** 62 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Heinrich Berger, 1. Vorsitzender; Stadtrat Otto Hepner, stellvertr. Vorsitzender; Stadtrat Julius Neumark, Schriftführer; Kaufmann Joseph Mugdan, Schatzmeister; Lehrer Alexander Margolius, Bibliothekar. Revisoren: Hermann Daniel und Georg Grünspach.

112. **Labischin.** 16 Mitglieder. Vorstand: Kaufmann M. Lippmann, 1. Vorsitzender; Kaufmann J. Wrzeszinski, 2. Vorsitzender. Lehrer Spier, Schriftführer und Kassierer; Rabbiner Dr. Ansbacher, Ehrenmitglied des Vorstandes.

113. **Lage-Lippe** (Lippescher Landesverein). 50 Mitglieder. Vorstand: H. Vogelstein, Vorsitzender; M. L. Kabackre, Stellvertreter; Lehrer Levy, Schriftführer; M. Löwenthal, Rendant.

114. **Landsberg a. W.** 50 Mitglieder. Vorstand: A. Nathan, Dr. B. Elsaß, Georg Levinson, Albert David, Lehrer Stern.

115. **Lauenburg i. P.** 36 Mitglieder. Rabbiner Dr. Neuhaus, 1. Vorsitzender; Kaufmann Bernhard Kinsky, 2. Vorsitzender und Kassierer.

116. **Lautenburg** (Wstpr.). 41 Mitglieder. Vorstand: Lewin, Max Salomon I, Treumann, Jacobowitz.

117. **Lessen.** 35 Mitglieder. Vorstand: Max Momtheim, Emil Löwenstein, Max Nachemstein, Sieg. Seelig, M. J. Moses.

118. **Leipzig.** 184 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Porges, Vorsitzender; Jakob Blumenfeld, stellvertretender Vorsitzender; Rabbiner Dr. Nobel, Schriftführer; Hermann Wittner, Schatzmeister; O. Blümlein, Beisitzer.

119. **Lippstadt.** 33 Mitglieder. Vorstand: B. Stern, Vorsitzender; S. Meyerbach, S. Sostheim, Lehrer Levisohn.

120. **Lissa i. P.** 94 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Bäck, Justizrat und Notar Nürnberg, Dr. med. Scherbel, Kaufmann S. Goldschmidt, Hauptlehrer a. D. Herbst.

121. **Locbau i. Westpr.** 33 Mitglieder. Vorstand: Josef Marcus, Vorsitzender; Jacob Jacobsohn, Stellvertreter; Heinrich Cohn, Kassenwart; Kantor Rawitscher, Bibliothekar; Lehrer Tobias, Schriftwart.

122. **Lubliniß.** 20 Mitglieder. Synagogen-Gemeinde. Vorstand: Rabbiner Dr. Friedmann.

123. **Lübeck.** 33 Mitglieder. Vorstand: E. Wiener, Lehrer B. Goldschmidt, Julius Mecklenburg, Simson Carlebach, Dr. Landau.

124. **Ludwigshafen a. Rh.** 74 Mitglieder. Vorstand: Moritz Wolff, 1. Vorsitzender; Gustav Thalheimer, 2. Vorsitzender; Kantor Wetzler, 1. Schriftführer; Dr. jur. Strauß, 2. Schriftführer; Rudolf Rubel, 1. Rechner; Max Emanuel, 2. Rechner; Jakob Wolff, Moritz Gimbel, Max Katz, Beisitzer.

125. **Magdeburg.** 130 Mitglieder. Vorstand: Justizrat Choyke, Vorsitzender; Rabbiner Dr. Wilde, stellv. Vorsitzender und Schriftführer; Max Singer, Rendant; Dr. med. Simon, Bibliothekar. Dr. med. Wiesenthal.

126. **Mainz.** 170 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. S. Salfeld, Vorsitzender; B. Nußbaum, Schriftführer; Bankier Ludw. Kronenberger, Kassierer; Martin Mayer-Ganz, Max Kahn, Siegm. Lazarus, Dr. med. Levi, Dr. jur. Loeb, Dr. med. Metzger, Beisitzer.

127. **M.-Gladbach.** 70 Mitglieder. Vorstand: F. Cohen, J. Aschaffenburg, Rechtsanwalt Dr. David, Hauptlehrer L. Fröhlich, Gustav Jonas.

128. **Mannheim.** 174 Mitglieder. Vorstand: Eduard Bauer, Vorsitzender; Julius Simon, Schriftführer; Bankdirektor S. Rosenbaum, Kassierer; Rechtsanwalt Dr. H. Bernheim, Max Kauffmann Beisitzer.

129. **Marburg a. Lahn.** 90 Mitglieder. Der augenblickliche Vorstand besteht aus den Herren: Kand. phil. Max Bär, 1. Vorsitzender; Kand. med. dent. Julius Schwarzschild, 2. Vorsitzender; Stud. med. J. Rosenbusch, Schriftführer. — Der Vorstand wechselt jedes Semester.

130. **Memel.** 66 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Isaac Stein, Vorsitzender; Leon Scheinhaus, stellvertretender Vorsitzender; Lehrer J. Kahn, Bibliothekar, Kaufmann Siegfr. Rudeitzky, Schriftführer; Kaufmann J. Werblowsky, stellvertr. Schriftführer; Kaufmann G. Millner, Kassierer; Kaufmann M. Ellbaum, stellvertr. Kassierer.

131. **Merzig a. Saar.** 33 Mitglieder. Vorstand: Julius Blum, Präsident; A. Sulzbacher, Vizepräsident; Leo Weil, Schriftführer; David Felsenthal, Kassierer; Kantor J. Tanneberg, Festordner.

132. **Metz.** 159 Mitglieder. Vorstand: Oberrabbiner Dr. Netter, Ehrenvorsitzender; Dr. Dannenberg, 1. Vorsitzender; Oberlehrer Simon Cahen, 2. Vors.; Samuel Bloch, Kassierer; Ludwig Klein und Apotheker Leonce Levy, Schriftführer; S. Levy Dr. und Jules Meyer, Beisitzer.

133. **Militsch** (Bez. Breslau). 11 Mitgl. Vorstand: Schene, Hauptmann, J. Hirschel.

134. **Mühlheim a. d. R.** 70 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Kahn, Vorsitzender; Zahnarzt S. Elkan, stellvertr. Vorsitzender, Lehrer D. Kaiser, Schriftführer und Kassierer; Gust. Kaufmann, Stellvertr.; Moritz Steinwasser, Bibliothekar.

135. **Mülhausen** (Elsaß). 120 Mitglieder. Vorstand: Armand Bernheim, Henri Wallach, Dr. Elias, Raphael Blum, Bloch-Dreyfuß.

136. **München.** ca. 460 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Werner, 1. Vorsitzender; Justizrat Gotthelf, 2. Vorsitzender; Isidor Popper, Schriftführer; Albert Schulmann, Kassierer; Justizrat Boskowitz, Dr. Ehrentreu, Rechtsanwalt Dr. Fränkel, Charles Haas, Justizrat Harburger, Adolf Koenigsberger, Oberlandesgerichtsrat Silbermann.

137. **Myslowitz** (Oberschl.). 50 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Winter, Vorsitzender; Dr. med. Blumenfeld, stellvertr. Vorsitzender; Lehrer emer. J. Bach, Bibliothekar; Kochmann und Wechsler.

138. **Nakel.** 57 Mitglieder. Vorstand: Dr. Perlitz, Vorsitzender; Lesser Bärwald, Stellvertreter; David Itzig, Kassierer; J. D. Behr, Schriftführer; Siegmund Bärwald, Bibliothekar; David Herrmann, J. Peczkowski, Beisitzer.

. **Neiße i. Schl.** 40 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Max Lewinsky, Vorsitzender und Schriftführer; Rabbiner Max Ellguther, stellvertr. Vorsitzender und Bibliothekar; Jacob Rechnitz, Rendant; Zahnarzt Eugen Berger, Baumeister Louis Fraenkel, Beisitzer.

140. **Neuß a. Rh.** 45 Mitglieder. Vorstand: Adolf Cahen, Vorsitzender; Siegm. Frankenberg, stellvertretender Vorsitzender; Kantor B. Nußbaum, Schriftführer; Isidor Stein, Kassierer.

141. **Neustadt** (Westpr.). 19 Mitglieder. Vorstand: Lehrer M. Hofmann, 1. Vorsitzender; Kaufmann F. Schoeps, Rendant; Kaufmann M. Riese, Schriftführer; Kaufmann H. Gottschalk, Beisitzer.

142. **Neustettin.** 35 Mitglieder. Vorstand: Mühlenbesitzer M. Wolffberg, 1. Vorsitzender; H. Freund, 2. Vorsitzender; Rabb. Dr. Lewy, Schriftführer; Leo Freundlich, Rendant; Emil Kaminer, Beisitzer.

143. **Neuwied.** 84 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Lichtenstein, Vorsitzender; J. Rausenberg, stellvertr. Vorsitzender; Adam Cremer, Schriftführer; Carl Daniel, Kassenführer.

144. **Nicolai** (Oberschl.). 40 Mitglieder. Vorstand: Dampfziegeleibesitzer H. Jacobowitz, Kaufmann Louis Berger.

145. **Nienburg,** Weser. 30 Mitglieder. Vorstand: Sally Katz, Vorsitzender; Selly Abraham, stellvertretender Vorsitzender; Moritz Friedheim, Schriftführer; Bernh. Goldschmidt, 2. Schriftführer; Jac. Steinberg, Schatzmeister.

146. **Nordhausen.** 70 Mitglieder. Emil Hirsch, Vorsitzender; Joseph Warburg, K. Heilbrunn, E. Neufeld, J. Frohnhausen Sanitätsrat Dr. Stern, Rentier L. Ballin.

147. **Nürnberg.** 500 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Freudenthal, Vorsitzender; Bankier Wilhelm Ottensooser, Schriftführer; Rentier S. Bloch, Kassierer; Kommerzienrat Ludwig Metzger, Kontrolleur.

148. **Oberhausen.** 40 Mitglieder. Vorstand: Lehrer S. Block.

149. **Obersitzko.** 40 Mitglieder. Vorstand: Kaufmann Hermann Cohn, 1. Vorsitzender; Kaufmann Jul. Schlimmer, 2. Vorsitzender; Rabbiner Hermann Casper, 3. Vorsitzender; Kaufmann Siegmund Loewinsohn, Schatzmeister; Lehrer Rynarzewski, Schriftführer und Bibliothekar.

150. **Oberstein** a. d. Nahe. 45 Mitglieder. Vorstand: E. A. Neuhäuser, 1. Vorsitzender; Oscar Stern, Louis Liefmann, S. Weingarten, Julius Wolff, Max Aronheim, Idar.

151. **Obornik,** b. P. 18 Mitglieder. Vorstand: L. Friedmann, Vorsitzender; M. Mannheim, Schriftführer; Jacob Zwirn, Rendant.

152. **Offenbach a. M.** 150 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Dr. Guggenheim, Vorsitzender; Lehrer Emil Gabriel, stellvertr. Vorsitzender; Fabrikant Ludwig Rothschild, Schriftführer; Bankier Wilhelm Merzbach, Schatzmeister; Frau Netti Stein, A. Devris, Alfred Strauß, Beisitzer.

153. **Offenburg** i. Baden. 44 Mitglieder. Vorstand: Jacob Hauser, Vorsitzender; Louis Weil, Schriftführer; E. Schnurmann, Kassierer; Herm. Dreyfuß, Wilh. Haberer, Jac. Adler, Sieg. Hofmann, Beisitzer.

154. **Oppeln.** 98 Mitglieder. Vorstand: Sanitätsrat Dr. Schlesinger, Justizrat Cohn, Max Friedländer, Adolf Goldfeld, Hermann Proskauer.

155. **Osnabrück.** 60 Mitglieder. Andreas Jonas, 1. Vorsitzender; Emil Frank, stellvertr. Vorsitzender; Max Markus, Kassierer; N. Meyer, Schriftführer; Stern, stellvertr. Schriftführer.

156. **Osterode.** (Ostpr.) 25 Mitglieder. Vorstand: Prediger J. Sturmann, Vorsitzender; A. Schwarz, Stellvertreter; Dr. Ritterband, Bibliothekar; L. Wittenberg, Schriftführer; M. Friedländer, Rendant.

157. **Ostrowo,** Reg.-Bez. Posen. 52 Mitglieder. Vorstand: Oekonomierat D. Goldstein, 2. Vorsitzender; Kaufmann Benno Weiß, Kaufmann Max Friedländer, prakt. Arzt Max Peiser, Kaufmann Jacob Fabisch, Kaufmann Max Stillschweig.

158. **Paderborn.** 20 Mitglieder. Vorstand: L. Heilbrun, L. Löwenberg, R. Rosenbaum.

159. **Pinne.** 32 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Grünthal, Salomon Abraham, Siegfried Salomonski.

160. **Pirmasens.** 105 Mitglieder. Vorstand: Jakob Kahn, 1. Vorsitzender; Nathan Kahn, 2. Vorsitzender; H. Kiwi, Schriftführer; Siegmund Frank, Kassierer; August Kahn und A. Blum, beratende Mitglieder.

161. **Pleschen** (Pr. Posen). 90 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Koenigsberger, 1. Vorsitzender; J. Schybilsky, 2. Vorsitzender; Bureauvorsteher D. Schmul, Schriftführer; Isidor Brandt, Kassierer; Lehrer Happ, Bibliothekar.

162. **Pleß, Ob.-Schl.** 38 Mitglieder. Vorstand: Timendorfer, Bielschowsky, Steiner, Rabbiner Dr. Rau, Dr. Zivier.

163. **Potsdam.** 85 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt J. Josephsohn, Rabbiner Dr. Kaelter, Fabrikbesitzer Wilhelm Lehmann.

164. **Prenzlau.** 48 Mitglieder. Vorstand: Dr. Oskar Bähr, Vorsitzender; David Meyer, stellvertretender Vorsitzender; Louis Marcuse, Rendant, Phil. Kirstein, Schriftführer; Max Hermann, Bibliothekar.

165. **Pr. Friedland.** 30 Mitglieder. Vorstand: Hugo Rau, Vorsitzender; Max Josef, Stellvertreter; S. Wetzlar, Bibliothekar; A. Weck, Beisitzer; Bertwold Lewy, Kassierer; B. Neumann, Schriftführer.

166. **Ratibor.** 89 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Dienemann, Vorsitzender; Fabrikbesitzer Carl Steinfeld, stellvertr. Vorsitzender; Rechtsanwalt Steiner, Schriftführer; Lehrer Biberfeld, Bibliothekar; Fabrikbesitzer Arthur Grunwald, Kassenrendant; L. Pinczower, M. Tichauer, Beisitzer.

167. **Rawitsch.** 36 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Cohn, Vorsitzender; S. Töplitz, Stellvertreter; Georg Cohn, Kassenführer; Georg Hermann Loewy, Bibliothekar; Zahnarzt Cohn, Schriftführer.

168. **Ritschenwalde.** 24 Mitglieder. Vorstand: J. Breslauer, Vorsitzender; Z. Rummelsburg, stellvertr. Vorsitzender; Hermann Köhn, Schriftführer und Kassenwart.

169. **Recklinghausen.** 70 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Marx, Vorsitzender; M. Gans-Herne, stellvertr. Vorsitzender; Lehrer Tannenbaum, Schriftführer; Otto Cosmann, Kassierer.

170. **Rixdorf-Berlin.** 110 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. H. Rosenthal, Rabbiner Kamerase, Heinrich Roß, Alfred Rosenberg, Max Sonnenfeld, Siegmund Kurz, H. Bernhard.

171. **Rogasen.** 55 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. L. Dünner, Ehrenvorsitzender; S. Ruschin, Vorsitzender; J. Rummelsburg, stellvertr. Vorsitzender; Lehrer J. Brock, Schriftführer; J. Lissner, Kassenführer; J. Rosenthal, Bibliothekar.

172. **Rödelheim.** 33 Mitglieder. Vorstand: Jakob Spanier, 1. Vorsitzender; Julian Zinkes, Kassierer; Jos. Strauß, Schriftführer, Raoul Hauser, Archivar.

173. **Saargemünd i. Lothr.** ca. 60 Mitglieder. Vorstand: Ehrenpräsident Herr Rabbiner Dr. Dreifus; Albert A. Neher, Präsident; Max Coblentz, Vizepräsident; M. Lilienfeld, Schriftführer Silvayn M. Levi, Kassierer; Oberkantor Albert Kahn, Bibliothekar; Adrien Samuel, Jonas Fohlen, Sigmund Blum, Ausschuß.

174. **Saarwellingen.** 35 Mitglieder. Vorstand: Lehrer J. Heß, M. Lewy.

175. **Samter.** 53 Mitglieder. Vorstand: Dr. Wreschner, J. Gorzelanczyk, L. Wagner, Lehrer Borchard, L. Holländer, L. Kollenscher.

176. **Schildberg i. P.** 40 Mitglieder. Vorstand: Apotheker B. Salinger, Vorsitzender; Rabbiner Dr. Krauß, Beisitzer, Fabrikbesitzer M. Jakubowski, Kassenwart; Lehrer Singermann, Schriftwart; Kaufmann A. Lichtenstein, Büchereiverwalter.

177. **Schivelbein i. P.** 24 Mitglieder. Vorstand: E. Wolff, Vorsitzender; Martin Borchardt, Stellvertreter; J. Gottschalk, Schatzmeister; Kantor S. Saul, Schriftführer; H. Isaaksohn, Bibliothekar.

178. **Schlawe.** 21 Mitglieder. Vorstand: Zahnarzt Rosen, 1. Vorsitzender; Wilhelm Blumenhain, 2. Vorsitzender; Schlesinger, Schriftführer; Rewald, Rendant; Lehrer Heidenfeld, Bibliothekar.

179. **Schlettstadt i. E.** 30 Mitglieder.

180. **Schlochau.** 55 Mitglieder. Vorstand: H. Blumenthal, Vorsitzender; Max Freundlich, Stellvertreter; Aron Kirsch, Kassierer; Sally Caspary, Schriftführer; Herm. Bausberger, Bibliothekar.

181. **Schneidemühl.** 74 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Lewkowitz, 1. Vorsitzender; Rechtsanwalt Soldin, 2. Vorsitzender; Julius Edel, Rendant; Lehrer Lewin, Schriftführer; Dr. Mislowitzer, Beisitzer; Pleß, Bibliothekar.

182. **Schotten.** 20 Mitglieder. Vorstand: Sally Julius, Vorsitzender; D. Kochmann, Schriftführer; E. Elias, Kassierer; J. Dattel, Bibliothekar.

183. **Schönlanke.** 43 Mitglieder. Vorstand: S. Badt, H. Bochner, Moses Fabian, Lehrer Wolff, S. Eppenstein, Kantor Cohn.

184. **Schrimm.** 72 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Silberberg, Vorsitzender; H. Breslauer, stellvertr. Vorsitzender; A. Jaffe, Schriftführer; Eugen Blick, Kassenführer; Lehrer Speyer, Bibliothekar.

185. **Schroda.** 25 Mitglieder. Vorstand: Buchdruckereibesitzer Jacob Bernstein, Vorsitzender; Kultusbeamter Steinkritzer, Stellvertreter; Hermann Boroschek, Schriftführer; Radziminski, Stellvertreter; Grunard, Rendant.

186. **Schweinfurt.** 80 Mitglieder. Vorstand: R.-A. Dr. Hommel, Rabb. Dr. Stein, Bankier L. Lehmann.

187. **Schwedt a. O.** 25 Mitglieder. Vorstand: Dr. Martin Löwenthal, Vorsitzender; G. A. Meinhardt, Adolf Müllerheim, Hugo Seelig, Jul. Rosner, Max Goldstein. Ehrenmitglied Rabbiner Dr. Holzer.

188. **Schwetz a. W.** 89 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Nordheimer, Vorsitzender; Rechtsanwalt Hirsch, stellvertr. Vorsitzender; Lehrer N. Dahl, Bibliothekar; Kaufmann Alfr. Conitzer, Schatzmeister; P. Brenner, Schriftführer.

189. **Siegburg.** 45 Mitglieder. Vorstand: Lehrer J. Seelig, Vorsitzender; Dr. M. Walter, stellvertr. Vorsitzender; S. Marx und Leo Hirschhahn.

190. **Sobernheim a. N.** 25 Mitglieder. Vorstand: Alfred Marum, Vorsitzender; Lehrer S. Berendt, Schriftführer.

191. **Speyer.** 125 Mitglieder. Vorstand: Isidor Roos, Vors.; Leop. Klein, Kassierer; Jul. Seligmann, Schriftführer.

192. **Stadtlengsfeld.** 20 Mitglieder. Vorstand: Landrabb. Dr. Wiesen und M. Klar.

193. **Steinheim** (Westfalen). 20 Mitglieder. Vorstand Siegfried Hochheimer, 1. Vorsitzender; Dr. Max Becher, 2. Vorsitzender; Lehrer Katzenstein, Schriftführer.

194. **Stettin.** 221 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Vogelstein, Vorsitzender; Dr. Ehrenberg, stellvertr. Vorsitzender; Max Wald, Schatzmeister; Gustav Treuenfels, Schriftführer; Dr. M. Worms, S. Wiener, Beisitzer.

195. **Stolp i. Pomm.** 50 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Max Joseph, 1. Vorsitzender; Fabrikbesitzer Hermann Blau, 2. Vorsitzender; Moritz Aron, Hugo Freundlich, Beisitzer; Simon Michaelis, Schriftführer; Max Gottschalk, Kassierer; Zahnarzt Max Neumann, Bibliothekar.

196. **Strasburg i. Westpr.** 46 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Pick, Vorsitzender; Aron Salomon, Kassierer; Leopold Jablonowski, Schriftführer; Julius Jacobi, stellv. Schriftführer.

197. **Streluo.** 25 Mitglieder. Vorstand: A. Lesser, Vorsitzender; Lehrer Destler, O. Eilenberg, Beisitzer.

198. **Stuttgart.** 180 Mitglieder. Vorstand: Max Hausmeister, stellv. Vorsitzender.

199. **Tarnowitz.** 54 Mitglieder. Vorstand: Apothekenbesitzer Th. Behnisch, Noher, Löwenheim, Brauer, Stern.

200. **Thorn.** 107 Mitglieder. Vorstand: Professor Dr. Horowitz, 1. Vorsitzender; Rabbiner Dr. Rosenberg, 2. Vorsitzender; Rentier Adolph Jacob, Schatzmeister; Kaufmann H. Moskiewicz, Schriftführer; Justizrat Radt, Kaufmann D. Gerson, Bildhauer S. Meyer, Beisitzer.

201. **Tilsit.** 81 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Ehrlich, 1. Vorsitzender; Dr. med. Cahanowitz, 2. Vorsitzender; Bankier J. Sebba, 1. Schriftführer; Kaufmann Paul Sklower, 2. Schriftführer; Kaufmann Moritz Glaß, Schatzmeister.

202. **Tremessen.** 11 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Levin, Vorsitzender und Bibliothekar; Kaufmann Kempe, Schriftführer; Kaufm. Zucker, Rechnungsführer.

203. **Trier-Mosel.** 47 Mitglieder. Vorstand: Isid. Mayer, 1. Vorsitzender; J. Beermann, 2. Vorsitzender; Siegm. Loeb, Schatzmeister; Jacob Juda, Schriftführer.

204. **Tuchel.** 55 Mitglieder. Vorstand: H. Gotthilf, Vorsitzender; Kantor Lewithan, stellvertr. Vorsitzender u. Bibliothekar; Tierarzt Moses, Schatzmeister; Lehrer Jacubowski, Schriftführer.

205. **Ulm a. D.** 176 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Moos I.

206. **Unna i. W.** 25 Mitglieder. Vorstand: Lehrer F. Buchdahl, L. Rosenberg, M. Sternfeld.

207. **Vallendar.** 30 Mitglieder. Vorstand: J. Alexander, Vorsitzender.

208. **Wanfried.** 20 Mitglieder. Vorstand: L. Ehrlich, Lehrer Wallach.

209. **Warburg i. W.** 30 Mitglieder. Vorstand: B. Nassau, 1. Vorsitzender; G. Böhm, 2. Vorsitzender; Lehrer Alexander, Schriftführer und Bibliothekar; J. Hoffmeyer, Rendant.

210. **Wesel.** 28 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Spier, Vorsitzender; Dr. Falkenstein, Arzt; Max Elkan, Kaufmann.

211. **Westhofen** i. Els. 9 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Marx, Vorsitzender; Lehrer Kron, Schriftführer; Kantor Kauffmann, Kassierer.

212. **Wiesbaden.** 150 Mitglieder. Vorstand: Assessor Dr. A. Friedemann, 1. Vorsitzender; Benedict Strauß, 2. Vorsitzender; Dr. M. Hirsch, 1. Schriftführer; S. Feiner, 2. Schriftführer; E. Capell, Kassierer; Josef Baum, A. Bielefeld, J. Josef, B. Kahn.

213. **Witten** (Ruhr). 50 Mitglieder. Vorstand: Lehrer J. Ostwald, 1. Vorsitzender; Dr. med. Marx, 2. Vorsitzender; Lehrer M. Mayer, Schriftführer; Kaufmann M. Blanck, Kassierer; Kaufmann S. Löwenstein, Bibliothekar.

214. **Witzenhausen.** 21 Mitglieder. Vorstand: S. Nußbaum, Vorsitzender; M. Kugelmann, stellvertr. Vorsitzender; Lehrer Katz, Schriftführer; Levi Trepp, Kassierer.

215. **Wongrowitz.** 56 Mitglieder. Vorstand: Rabb.-Verweser Nischkowski, wissenschaftlicher Vorsitzender; Dr. med. Tischler, geschäftsführender Vorsitzender; Lehrer Spiewkowski, L. Mode, Richard Lewin.

216. **Wreschen.** 40 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. M. Lewin; Rechtsanwalt Peyser, Louis Miodowski, Medizinalrat Dr. Michaelsohn, Zucker, Itzig, Mich. Haase.

217. **Wronke.** 58 Mitglieder. Vorstand: J. Lissaar, 1. Vorsitzender; J. Back, 2. Vors.; Louis Lewinsohn, Kassierer; L. Hirsekorn, Leopold Haim und Moritz Kallmann.

218. **Würzburg.** 150 Mitglieder. Vorstand: Dr. Gustav Tachauer, Vorsitzender; Seminarlehrer Jacob Weißbart, Schriftführer; Emanuel Goldschmidt, Kassierer; Dr. Max Bacharach, Dr. M. Braunschweig, Beisitzer.

219. **Zempelburg.** 40 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Levy, Kaufmann Ad. Kroner.

Bericht

über die literarische Tätigkeit der Vereine im Winterhalbjahr 1906/1907.

Aachen.

Vorträge: Privatdozent Dr. Goldstein-Darmstadt: Buddhismus und Judentum als Grundtypen zweier Lebensanschauungen. — Schriftsteller Dr. Poritzky-Berlin: Maxim Gorki und seine Beziehungen zum Judentum. — Rabbiner Dr. Ackermann-Brandenburg: Was lehrt das Judentum über das Verhalten zu Andersgläubigen? — Referendar Dr. Apfel-Cöln: Christliche Förderer der Emanzipation. — Dr. A. Friedemann-Wiesbaden: Palästina, Land und Leute (mit Lichtbildern).

Allenstein.

Vorträge: Dr. Ludw. Cohn-Berlin: Die rechtl. und gesellsch. Stellung der Juden seit dem frühen Mittelalter. — Rabb. Dr. Perles-Königsberg, Pr.: Die Poesie der Juden im Mittelalter. — Frau H. Fürth-Frankfurt a. M.: Die Frau in der jüdisch-sozialen Fürsorgearbeit. — Kaufmann Butofzer-Danzig: Die Kunst zu leben und als Jude zu leben. — Dr. Jul. Moses-Berlin: Jüdische Kunst und jüdische Künstler (mit Lichtbildern).

Diskussions-Abende: Rabbiner Dr. Olitzki: Ueberblick über die wichtigsten Begebenheiten im Judentume während des letzten Jahres. — Dr. Friedlaender-Berlin: Die Alliance Israélite Universelle. — Rabbiner Dr. Olitzki: Die Folgen der Makkabäerkämpfe. — Oberlehrer Levy: Judentum und Griechentum.

Bibliothek mit 310 Bänden. Bibliothekar: Inspektor Friedberger.

Zweigverein: Literarische Vereinigung jüdischer junger Leute. 30 Mitglieder (Schrupski, Vorsitzender). Im Winter finden jeden Montag Vorträge und Referate mit sich daranschließender Diskussion im jüd. Gemeindehause statt.

Alzey.

Vorträge: Lehrer Rothschild-Worms: Ueber Berthold Auerbach. — Rabbiner Dr. Goldschmidt-Offenbach: Ueber Zarathustra, Nietzsche und Moses. — Rabbiner Dr. Tawrogi-Kreuznach: Ueber Mohamedanismus und Judentum.

Diskussions-Abende: Zwei, Rabbiner Dr. Levit.
Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer A. Stern.

Aschaffenburg.

Vorträge: Rabbiner Dr. Wachenheimer: Vom Ghetto zur Freiheit (Centenarbetrachtung zum Synhedrion 1806/07). — Lehrer S. Rothschild-Worms: Ein jüdischer Dichter und Philanthrop (L. A. Frankl). — Provinzialrabbiner Dr. Bamberger-Hanau: Erziehungsweisheit in der Bibel. — Frau B. Leiser-Cöln: Die Kulturaufgaben der jüdischen Frau.
Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Rabbiner Dr. Wachenheimer.

Augsburg.

Vorträge: Rabbiner Dr. Eckstein-Bamberg: Die Gottesidee und Staatsverfassung im Mosaismus. — Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Die Entstehung des Christentums. — Professor Alexander Strakosch-Berlin: Rezitationen. — Rabbiner Dr. Heinrich Groß-Augsburg: Die Satire in der hebräischen Literatur.

Bamberg.

Vorträge: Prof. Geiger-Berlin: Die Juden in der deutschen Literatur. — Dr. Alb. Wassermann-Bamberg: Die Stellung der Frau nach Bibel und Talmud. — Rechtsanwalt Höflein-Bamberg: Don Isaak Abrabanel. — Rabbiner Dr. Chone-Nürnberg: Nachmanides, ein Mystiker. — Alex. Strakosch-Berlin: Rezitationen jüd. Dichtungen.
Bibliothek mit 500 Bänden. Bibliothekar: Dr. A. Eckstein.

Berlin.

Vorträge: Professor Dr. Max Schmid-Aachen: Josef Israels und Max Liebermann. (Mit Lichtbildern.) — Professor Dr. Ludwig Stein-Bern: Der Monotheismus in erkenntnistheoretischer Beleuchtung. — Rabbiner Dr. F. Rosenthal-Breslau: Der talmudische Faust. — Professor Dr. Martin Philippson: Reiseerinnerungen aus dem Orient. — Professor Dr. Wilhelm Bacher-Budapest: Ein jüdisch-persischer Dichter des XIV. Jahrhunderts. — Professor Dr. Hugo Winkler: Die Ausgrabungen im Orient. — Archivrat Professor Dr. Warschauer-Posen: Die mittelalterliche Auswanderung der deutschen Juden nach dem Osten. — Prof. Dr. Geiger: Die Juden und die deutsche Literatur.
Populärwissenschaftliche Unterhaltungsabende: Frau Marie Pospischil-Hamburg: Rezitation des Dramas „Jakob" von Ludwig Klausner-Dawoc. — Redakteur Dr. Landau: Die Quellen des jüd. Humors. Fräulein Josefa Metz: Aus eigenen Dichtungen. Fräulein Marie Holgers: Rezitationen aus der jüdischen Poesie.

Bingen a. Rh.

Vorträge: Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Karl Emil Franzos. — Frl. Josefa Metz-Bielefeld: Rezitation eigener Dichtungen. — Privatdozent Dr. Goldstein-Darmstadt: Die Poesie der Bibel. — Siegmund Bergel-Berlin: Die Zustände der Juden in Rußland. — Dr. Grünfeld-Bingen: Die Stellung der jüdischen Frau im Altertum. — Prof. Dr. Philippson-Berlin: Meine Reise nach Palästina. — Frl. Rosi Kahn u. S. Levi-Berlin: Jüdische Musik.

Bibliothek mit 390 Bänden. Bibliothekar: Otto Groß.

Bonn a. Rh.

Vorträge: Fräulein Martha Bär-Bielefeld: Ostjüdische Wanderungen. — A. Kurzmann-Bonn: Shakespears Kaufmann von Venedig. — Rabbiner Dr. Kalischer-Bonn: Die Kabbala. — Schriftsteller Sokolow-Köln: Die Juden in England. — Rechtsanwalt D. A. Wolff-Karlsruhe: Sage vom ewigen Juden. — Rabbiner Dr. Jakob-Dortmund: Schillers, Moses Sendung. — Dr. Karpeles-Berlin: Heine und das Judentum.

Brakel (Kreis Höxter).

Vorträge: Dr. Poritzky-Berlin: Ludwig Börne — Rabbiner Dr. Rosenthal-Pr. Stargard, jetzt Berlin: Gabriel Rießer.

Nach den Vorträgen fanden Diskussionen statt.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Jacobi.

Brandenburg a. H.

Vorträge: Es wurde vom Vorsitzenden an sechs Abenden das Güdemann'sche Buch „Das Judentum in seinen Grundzügen" vorgelesen; außerdem sprach Lehrer Calvary über „Ostjüdische Ghettodichtung".

Im Februar 1907 beging der Verein das Jubelfest seines zehnjährigen Bestehens mit Theateraufführung und Ball.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Dr. Ackermann.

Braunschweig.

Vorträge: Prof. Dr. Martin Philippson: Die Juden im Orient, Erlebtes und Erlerntes. — Frau Martha Rahmer-Rothmann-Berlin: Rezitation. — Frl. Luise Meyerhof-Hamburg: Börne. — F. Spanjer-Herford-Braunschweig: Bedarf das Judentum einer Verteidigung? Landesrabbiner Dr. Rülf-Braunschweig: Alexander David, der Gründer der jüd. Gemeinde Braunschweig. — Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Heinrich Heine und das Judentum.

Bibliothek mit 380 Bänden. Bibliothekar: F. Spanjer-Herford.

Bremen.

Vorträge: Dr. Leopold Hirschberg-Berlin: Judäas Kriegshelden in der Musik. — Dr. Karpeles-Berlin: Jüdische Troubadoure und Minnesänger. — Landrabbiner Dr. Lewinski-Hildesheim: Ein deutscher Edelmann als Kämpfer für die Emanzipation der Juden. — Landrabbiner Dr. Mannheimer-Oldenburg: Hochzeit und Ehe. — Rabbiner Dr. L. Rosenak: Schilderungen aus Amerika.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Rabbiner Dr. L. Rosenak.

Breslau.

Vorträge: Dr. Leopold Hirschberg-Berlin: Das Alte Testament in der Musik. (Zwei Vorträge.) — Rabbiner Dr Grunwald-Wien: Rembrand und die Juden. — Museumsdirektor Frauberger-Düsseldorf: Jüdische Kunst. — Dr. J. Heinemann-Frankfurt a. M.: Der Goethesche Prolog zum Faust und seine biblische Vorlage. — Rabb. Dr. Jakob Guttmann-Breslau: Salomon Maimon. — Rabb. Dr. Julius Guttmann-Breslau: Die wirtschaftliche und soziale Bedeutung der Juden im Mittelalter.

Den Mitgliedern wurden unentgeltlich geliefert das neueste Jahrbuch des Verbandes der Vereine für jüd. Geschichte und Literatur in Deutschland und ein Sonderabdruck der oben erwähnten sechs Vorträge aus der Monatsschrift für jüdische Geschichte und Wissenschaft.

Briesen (Wpr.)

Vorträge: Dr. Wilensky-Berlin: Die Kultur-, ökonomischen und sozialen Zustände der Juden in Rußland. — Schriftsteller Dr. Poritzky-Berlin: Ludwig Börne. — Rabb. Dr. Eppenstein: Juda Halevi als Dichter und Denker. Aus der Geschichte der deutschen Juden im Mittelalter. — Prof. Dr. Philippson-Berlin: Die Juden im heutigen Deutschland.

Bibliothek mit 100 Bänden. Bibliothekar: Dr. med. Wolff.

Bromberg.

Vorträge: Schriftsteller Dr. Ludwig Cohn: Die rechtliche und gesellschaftliche Stellung der Juden seit dem deutschen Frühmittelalter. — Dr. Wilensky: Unter dem Druck eines 100jährigen Ausnahmezustandes (ein Beitrag zur Gegenwartsgeschichte der Juden in Rußland). — Dr. Lewin: Das Kulturwert der Allianz.

Bibliothek mit 136 Bänden. Bibliothekar: Rabb. Dr. Walter.

Bruchsal.

Vorträge: Rechtsanwalt Rothschild: Heine und das Judentum. — Dr. Eschelbacher: Die moderne jüd. Wissenschaft; Jüdische Proletarier. — Schauspieler Auerbach: Rezitationen. — Dr. Eschelbacher: Der Talmud als Bildungsmittel. — Franz Richard: Rezitation aus der jüd. Literatur.

Bibliothek mit 300 Bänden. Bibliothekar: M. Nathan.

Cassel.

Vorträge: Dr. med. Bernstein-Cassel: Kulturgeschichtliches und Medizinisches über die Beschneidung. — Landrabbiner Dr. Mannheimer-Oldenburg: Kultur und Judentum. — Landrabbiner Dr. Doctor-Cassel: Das Judentum im XIX Jahrhundert. — cand. med. J. Prager-Cassel: Das Wesen des Aberglaubens und sein Auftreten in der jüd. Volksmedicin.

Diskussions-Abende: Bankier H. Blumenthal erstattete drei Wochenberichte.

Coburg.

Vorträge: Dr. Georg Salzberger-Berlin: Die Salomosage in der semitischen Literatur. — Dr. L. Rosenthal-Pr. Stargard: Die drei Rätselbücher der Menschheit (Kohelet, Hamlet und Faust. — Landrabbiner Dr. Lewinsky-Hildesheim: Religionsdisputationen vor 200 Jahren — Rabbiner Dr. Kohn-Ansbach: Glauben und Wissen in der spanischen Blütezeit. — Salomon Lipp-Bamberg: Der Kaufmannstand.

An die Vorträge schloß sich meistens eine lebhafte Diskussion an.
Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Simon Oppenhein.

Coethen, Anhalt.

Vorträge: Rabbiner Dr. B. Seligkowitz: Shylock in dem Drama „Der Kaufmann von Venedig". — Die Physiologie der Vorurteile. — Eine Serie von fortlaufenden Geschichtsvorträgen.

Cottbus.

Vorträge: Waldemar Reyersbach-Cottbus: Rezitationen. — Samuel Fränkel-Görlitz: Jüdische Kunst. — Archivar Dr. Zivier-Pleß: Ueberblick über die Geschichte der Juden in Rußland bis zum Ausgang des XVIII. Jahrhunderts. — Rabbiner Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Die drei Rätselbücher der Menschheit, Kohelet, Hamlet, Faust.

Bibliothek mit 110 Bänden. Bibliothekar: Rabbiner Dr. Posner.

Crefeld.

Vorträge: Privatdozent Dr. Goldstein-Darmstadt: Poesie der Bibel. — Dr. Wilensky-Charlottenburg: Gegenwartsgeschichte der russischen Juden in kultureller, sozialer und ökonomischer Hinsicht. — Hans Eschelbach-Bonn: Rezitation. — Dr. Karpeles: Der Dichter von Halbasien. — Dr. jur. Alfred Apfel: Die großen Förderer der Judenemanzipation.

Culm i. W.

Vorträge: Rechtsanwalt Blumenthal: Die falschen Messiasse, nsbesondere Sabbatai Zwi. — Rabbiner Dr. Walter-Bromberg:

Isak Troki, ein Apologet des Judentums. — Schriftsteller Dr. Kohut-Berlin: Tolstoi und die Grundgedanken des Judentums. — Schriftsteller Dr. Poritzky-Berlin: Heinrich Heine. — Rabbiner Dr. Eppenstein-Briesen: Salomo Gabirol. — Frl. Martha Bukofzer-Königsberg: Jüdische Frauen.

Bibliothek mit 120 Bänden. Bibliothekar: Magnus Bukofzer.

Culmsee.

Vorträge: Dr. Silberstein-Elbing: Herder in seinen Beziehungen zum Judentum. — Dr. Pick-Strasburg i. Westpr.: Die jüdischen Gestalten im Kaufmann von Venedig. — Dr. Guttmann-Culm: Judentum und Toleranz. — Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Psalmen und Weltliteratur.

Danzig.

Vorträge: Oberkanter E. Birnbaum-Königsberg: Ein Kapitel alter Musikgeschichte, mit musikalischer Darbietung. — Rabbiner Dr. Freudenthal-Danzig: König und Kaufmann. — Frau Henriette Fürth-Frankfurt a. Main: Die Frauen in der jüdischen sozialen Hilfsarbeit. — Direktor Heinrich Frauberger-Düsseldorf: Jüdische Kunst (mit Lichtbildern). — Rabbiner Dr. Rosenthal-Stargard: Die drei Rätselbücher der Menschheit. — Julius Levy-Danzig: Jerusalem zur Zeit des Josephus.

Diskussions-Abende: Referent Lehrer Friedländer: Das Hebräische in der Behandlung der modernen Pädagogik. — Justizrat Steinhardt: Bericht über den Verbandstag des Hilfsvereins deutscher Juden.

Bibliothek mit 500 Bänden.

Der seit sieben Jahren amtierende Vorsitzende Rabbiner Dr. Freudenthal wurde nach Nürnberg berufen. Bei seinem Scheiden wurde er zum Ehrenmitglied des Vereins ernannt und ihm eine künstlerisch ausgeführte Adresse durch den Vorstand des Vereins f. j. G. u. L. überreicht.

Dortmund.

Vorträge: Rabbiner Dr. Jacob-Dortmund: Die Sendung Mosis von Schiller. — Rabbiner Dr. L. A. Rosenthal-Pr. Stargard: Psalmen und Weltliteratur. — Rabbiner Dr. Jacob-Dortmund: Bibel-Uebersetzungen. — H. Epstein-Elberfeld: Zur Geschichte der russischen Judengesetze.

Bibliothek mit 150 Bänden. Bibliothekar: Em. Goldschmidt.

Dresden.

Vorträge: Dr. Rieger-Hamburg: Ludwig Jacobowski. — Dr. Stein-Dresden: Kulturbilder aus dem Leben der Juden im Mittelalter. — Dr. Rosenberg-Thorn: Koheleth und Faust. — Dr.

Heinrich Loewe-Berlin: Palästina, Land und Leute. (Mit Lichtbildern.) — Dr. Biram-Berlin: Die Bedeutung der spanisch-arabischen Epoche in der jüd. Geschichte. — Dr. Stein-Dresden: Die Anfänge der Zerstreuung der Juden. — Frau Rahmer-Rothmann aus Breslau: Rezitationsabend.

Diskussions-Abende: J. Bikel: Die kulturelle Bedeutung des Talmuds. — Judentum und Philosophie. — Die kulturelle Bedeutung der hohen Feste. — W. Zwillenberg: Die Bedeutung der Juden für den Handel.

Eisenach.

Vorträge: Martha Baer-Bielefeld: Ostjüdische Kultur. — S. Bergel-Berlin: Die osteuropäischen Juden und der Hilfsverein der deutschen Juden. — Landesrabbiner Dr. Wiesen-Stadtlengsfeld: Der ewige Jude. — Rabbiner Dr. Lewinsky-Hildesheim: Ein christlicher Edelmann als Kämpfer für die Emanzipation der Juden. — Rabbiner Dr. Kälter-Potsdam: Moritz Lazarus. — Maler Julius Rothschild-Eisenach: Eigene Erlebnisse in und über Jerusalem.

Bibliothek mit 220 Bänden. Bibliothekar: Bernh. Großmann.

Eberswalde.

Vorträge: Hamburger-Eberswalde: Der Talmud und die vier Pflanzenarten. — Dr. Marcus-Berlin: Die Alliance Israélite. — Hamburger-Eberswalde: Der Heldenkampf unserer Väter. — M. A. Klausner-Berlin: Sprache und Nationalität. — Hamburger-Eberswalde: Israel und das Purimfest. — Hamburger-Eberswalde: Womit beginnt und womit schließt der Talmud? — Dr. Dragolat-Eberswalde: Judentum und Wissenschaft — Dr. Thielmann-Eberswalde: Judentum und Antisemitismus.

Elberfeld.

Vorträge: H. Eppstein-Elberfeld: Die Rechtslage der Juden in Rußland. — Rabbiner Dr. Samuel-Essen: Shylock, ein Charakterbild unseres Stammes. — Lehrer Steinhardt-Magdeburg: Moses Montefiore. — Dozent Dr. Goldstein-Darmstadt: Judentum und Buddhismus als Grundlagen der Lebensanschauung. — Dr. Karpeles-Berlin: Die Entstehung des Christentums. — Rabbiner Dr. Hochfeld-Düsseldorf: Das innere Wachstum des Judentums im 19. Jahrhundert.

Diskussions-Abende: Rabbiner Dr. Auerbach: Referat über einen Aufsatz: Moses Mendelssohn und Moses Maimonides. — Professor Dr. Cohn und Rabbiner Dr. Auerbach: Referat über Jugendlektüre.

Bibliothek. Bibliothekar: Julius Kann.

Elbing.

Vorträge: Dr. Karpeles-Berlin: Heinrich Heine. — Rabb. Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Psalmen und Weltliteratur. — Rabb. Dr. Loewy-Graudenz: Israel und Babylon (mit Demonstrationen). — Museumsdirektor Frauberger-Düsseldorf: Jüdische Kunst (mit Lichtbildern).

Diskussionsabend: Rabbiner Dr. Silberstein: Bericht über den Verbandstag der deutschen Juden in Frankfurt a. M.

Erfurt.

Vorträge: Rabb. Dr. Sonderling-Göttingen: Das jüdische Haus. — Dr. L. Hirschberg-Berlin: Das Alte Testament in der Musik. 2. Teil. — Dr. M. Friedländer-Berlin: Die Wirksamkeit der Alliance Israélite Universelle. — Dr. Georg Salzberger-Berlin: Die Salomo-Sage in der semitischen Literatur. — Rabb. Dr. Kohn-Ansbach: Ein Seitenstück zu Dantes Höllenfahrt.

Bibliothek mit 200 Bänden. Bibliothekar. Rabbiner Dr. Salzberger.

Essen a. d. Ruhr.

Vorträge: Privatdozent Dr. Julius Goldstein-Darmstadt: Spinoza — ein Dichterleben. — Schriftst. und Töchterschuldirektor Dr. Jakob Löwenberg-Hamburg: Eigene Dichtungen. — Schriftst. Dr. Gust. Karpeles-Berlin: Die Zukunft des Judentums. — Frau Berta Rahmer-Rotmann-Breslau: Vorlesung und Vortrag von Gedichten (Chanukka-Abend). — Rabbiner Dr. B. Jacob-Dortmund: Der Einfluß der jüdischen Wissenschaft auf die Emanzipation des Judentums. — Frau Henriette Fürth-Frankfurt a. M.: Die Frauen in der jüdischen sozialen Hilfsarbeit. — Rechtsanwalt Dr. Karl Wolff-Karlsruhe: Die Wundererzählungen der Evangelien. — Dr. med. F. Mendel-Essen-Ruhr: Judentaufen und getaufte Juden (zugleich Generalversammlung).

Bibliothek mit 600 Bänden. Bibliothekar: Frl. Caecilie Samuel.

Die bisherige Jugendabteilung hat sich als besonderer Jüdischer Jugend-Verein konstituiert. In diesem wurden im Berichtsjahre zahlreiche Vorträge und Referate gehalten; darunter ein Zyklus über die Poesie der Bibel von Rabb. Dr. Samuel.

Filehne.

Vorträge: Dr. Friedländer-Berlin: Ziele der Alliance Israélite Universelle. — Rabbiner Nobel: Bibel und Babel. — Dr. H. Loewe-Berlin: Kulturelle Streifzüge im jüdischen Orient. — Dr. Julius Moses: Jüdische Kunst. — Rabbiner Nobel: Makkabäer.

Bibliothek mit 120 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Gerson.

Forst i. L.

Vorträge: Dr. Biram-Hirschberg: Gabriel Rießer. — Dr. Ludwig Cohn-Berlin: Die Emanzipation der Juden. — Prediger

Pulvermann-Forst: Die jüdische Glanzepoche in Spanien. — Dr. Hochfeld-Düsseldorf: Jüdische Kultur im 19. Jahrhundert.

Diskussionsabende: Alle 14 Tage kleinere Vorträge über verschiedene Themata seitens Vereinsmitglieder.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Prediger Pulvermann.

Frankfurt a. O.

Vorträge: Dr. Kaelter-Potsdam: Moritz Lazarus. — Dr. Paul Nathan-Berlin: Jüdische Wohltätigkeit in der Gegenwart. — Dr. Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik, I. — Dr. Biram-Berlin: Die Juden in Spanien.

Bibliothek mit 500 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Dobrowolsky.

Gelsenkirchen-Wattenscheid.

Vorträge: Dr. Apfel: Die Renaissance im Judentum. — Dr. Goldstein: Buddhismus und Judentum. — Dr. Karpeles: Entstehung des Christentums. — Lehrer Steinhardt: Symbole und Zeichen im Kulturleben der Völker. — Dr. Wolff: Ursprung des Gewissens. — Dr. Rosenthal-Pr.-Stargard: Die drei Rätselbücher der Menschheit.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer S. Katz.

Gollub i. Westpr.

Vorträge: Bukofzer-Danzig: Die Kunst zu leben und als Jude zu leben. — A. Kadisch: Moses, nach Bibel und Midrasch. — A. Kadisch: Die staatsbürgerliche Stellung der Juden in Deutschland.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Jacob Hirsch.

Gostyn.

Bibliothek mit 120 Bänden.

Gotha.

Vorträge: Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Ueber die drei Rätselbücher der Menschheit: Faust, Hamlet und Kohelet. — Dr. Bernhard Kahn-Berlin: Jüdische Wanderung. — Dr. Max Friedländer-Berlin: Die Wirksamkeit der Alliance Israélite in Gegenwart und Zukunft. — Fräulein Dina Saraganskaja-Gotha: Ueber Spinoza und sein System. — Prof. Dr. Pick-Gotha: Ein jüdisches Reich im alten Rußland (Chazaren). — Kunstmaler J. Rothschild-Eisenach: Mein Aufenthalt in Jerusalem.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Dr. Otto Goldschmidt.

Graudenz.

Vorträge: Geheimer Sanitätsrat Dr. Wolff-Graudenz: Naturwissenschaft und Judentum. — Rechtsanwalt Blumenthal-Kulm: Die Juden im Sprichwort. — Auerbach-Abend. 1. Teil:

Geheimrat Dr. Wolff über Berthold Auerbach; 2. Teil: Rezitator B. Loewenthal-Graudenz: Diverse Rezitationen. — Lehrer Mannheim-Graudenz: Das Kind in Bibel und Talmud und die moderne Erziehung der jüdischen Jugend. — Rezitator B. Loewenthal-Graudenz: Rezitationsabend: Ernstes und Heiteres aus der jüd. Literatur. — Lehrer Mannheim-Graudenz: Land und Leute in Palästina. — Geh. Sanitätsrat Dr. Wolff: Die Geschichte der Juden in Polen.

Jeden Sonnabend Abend im Winter Lehrvorträge im Hebräischen Schrifttum (meist Chumesch und Raschi).

Bibliothek mit 501 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Mannheim.

Göttingen.

Vorträge: Dr. Sonderling: Jüdische Kunst. — Landrabbiner Dr. Doktor: Die Juden in Amsterdam zur Zeit Rembrandts. — Prof. S. Graefenberg: Meine Reise nach Spanien. — Rabb. Dr. Jakob: Der christliche Staat.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Louis Wolpert.

Grätz (Posen).

Vorträge: Dr. J. Moses-Berlin: Jüdische Kunst und jüd. Künstler. — Dr. Markus-Berlin: Die Alliance Israélite Universelle und ihre Kulturarbeit. — Regina Reißer-Breslau: Die jüdische Frau im 19. Jahrhundert. — Dr. Levy-Neustettin: Judentum und Christentum.

Bibliothek mit 150 Bänden. Bibliothekar: Saul Jablonski.

Groß-Blittersdorf i. Lothr.

An jedem Sonntag findet ein Diskussionsabend statt.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Emil Franck.

Hagen i. W.

Vorträge: Regisseur de Giorgi-Bonn: Ernste und heitere Dichtungen. — Dr. J. E. Poritzky: Heinrich Heine. — Dr. med. Wolff: Werden und Vergehen des Menschen. — Dr. Coblenz-Bielefeld: Spinozas Stellung zur Bibel und zum Judentum. —

Bibliothek. Bibliothekar: W. Abt.

Hamburg I.

Vorträge: Dr. Mannheimer-Oldenburg: Ueber den Talmud. — Dr. Moses-Berlin: Jüdische Künste und Künstler. — Dr. Birnbaum, Mathias Acher-Wien: Hebbels Judendramen. — Frl. Leonie Meyerhoff-Frankfurt a. M.: Die Juden in der russischen Literatur. — Dr. Loewenthal-Hamburg: Abraham ibn Esras Leben und Werke. — Schriftsteller Albert Katz-Berlin: Christen und Juden als Förderer der hebr. Literatur. — M. A. Klausner-Berlin: Die Alliance Israélite und ihr Wert.

Hamburg II.

Vorträge: Geheimrat Professor H. Cohen-Marburg: Der Stil der Propheten. — Dr. D. Leimdörfer-Hamburg: Wesen, Zweck und Schicksal des Talmuds. — Vortragsmeister E. Stockhausen-Hamburg: Israelitische Dichtungen. — Pastor Clemens Schultz: Die pädagogische Bedeutung der Genesis. — Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Berthold Auerbach. — Dr. M. E. Proßnitz-Eger: Der arabische Weise Saadja Gaon.

Hameln.

Vorträge: Dr. Poritzky: Heinrich Heine. — Dr. M. Friedländer-Charlottenburg: Die neueren Formen jüdischer Wohlfahrtspflege. — Dr. David-Bochum: Jüdische Maler und Bildhauer. — Dr. Mannheimer-Oldenburg: Ueber den Talmud.

Bibliothek. Bibliothekar: M. Frankenstein.

Hamm i. W.

Vorträge: Dr. Poritzky-Berlin: Rahel Varnhagen. — Rabbiner Dr. Rosenthal-Berlin: Gabriel Rießer. — Rabbiner Dr. David-Bochum: Jüdische Maler und Bildhauer (mit Lichtbildern). — Seminarlehrer Keßler-Münster: Der Dichter Löwenberg.

Hannover.

Vorträge: Prediger Dr. Leimdörfer-Hamburg: Wie entstand die Religion und was glauben wir? — Landrabbiner Dr. Lewinsky-Hildesheim: Aus der älteren Geschichte der Juden in Niedersachsen. — Rabbiner Dr. Posner-Kottbus: Immanuel Zifroni, der Freund Dantes. — Rabbiner Dr. Wilde-Magdeburg: Protestantismus und Judentum.

Die Mitglieder des Vereins erhielten wiederum, wie schon seit Jahren das „Jahrbuch“ gratis.

Hattingen (Ruhr).

Vorträge: Lehrer Steinhardt-Magdeburg: Die Juden im alten Germanien. — Oberregisseur des Essener Stadttheaters Karl Krause: Rezitationsabend. — Lehrer M. Andorn: Bibel und Humanität. — Rabbiner Dr. Samuel-Essen: Was ist der Talmud?

An jeden Vortrag schloß sich eine Diskussion an.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer M. Andorn.

Hechingen (Hohenzollern).

Vorträge: Eugen Wolf und Leo Adler, Hechingen: Rezitation aus Werken jüdischer Autoren (Heine, Löwenberg, Morris Rosenfeld, Beer-Hofmann). — Realschuldirektor Dr. A. Feilchenfeld-Fürth: Die Memoiren einer Hamburger Jüdin im Zeitalter des großen

Kurfürsten. — Frau B. Leiser, Schriftstellerin, Köln a. Rh.: Rezitation eigener Dichtungen.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Leo Adler.

Hochfelden.

Vorträge: Rabbiner Arthur Levy-Hochfelden: Aegypten und die Bibel. — Derselbe: Chanukkah im Lichte der Geschichte und des Talmuds.

Diskussionsabende: Allsabbathlich unter Zugrundlegung des Werkes: Was enthält der Talmud von Gossel. Referent: Lehrer Metzger.

Bibliothek mit 120 Bänden. Bibliothekar: Armand Roos.

Es findet alljährlich an Chanukkah eine passende Schulfeier statt.

Hohensalza.

Vorträge: Dr. Moses-Berlin: Die neuesten Werke von Bernstein und der Pojaz von Franzos. — Schriftsteller Eschelbach-Bonn: Der Volksverächter. — Dr. A. Kohut: Schiller, Israel und die Bibel. — Dr. Markus-Berlin: Das Kulturwerk der Alliance.

Bibliothek mit 270 Bänden. Bibliothekar Lehrer S. Lewy.

Hoppstädten a. N.

Vorträge: Lehrer F. Eppstein: Jüdische Trauergebräuche. — Dr. Baron: Lebensbilder aus dem jüdischen Mittelalter. Teil I. — Lehrer Laser-Oberstein: Die Juden in England. — Dr. Baron: Lebensbilder aus dem jüdischen Mittelalter. Teil II.

Es fanden 4 sogenannte Literaturabende statt, an denen aus Graetz, Geschichte der Juden, aus Franzos, Juden von Barnow und Komperts gesammelten Werken, je einmal Vorlesungen veranstaltet wurden.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: David Weil.

Höxter.

Vorträge: Dr. Poritzky-Berlin: Rahel Varnhagen. — Rabbiner Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Das Gleichnis in der jüdischen Literatur.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: J. Weinberg.

Ingweiler i. Els.

Vorträge: Dr. Ury-Schlettstadt: Die Juden in Spanien.

Diskussionsabende. Jeden Sonntag Abend.

Bibliothek mit 175 Bänden. Bibliothekar: L. Bloch.

Insterburg.

Vorträge: Dr. Moses: Jüdische Kunst. — Dr. Blöde: Jüdische Rasse. — Rabbiner Dr. Stein-Dresden: Inneres Leben der deutschen

Juden. — Dr. Hoppe: Die Juden und ihre Krankheiten. — Rabb. Dr. Vogelstein-Königsberg: Gabriel Rießer.

Außerdem hielt Herr Kreisrabbiner Dr. Beermann für eingeschriebene Hörer (30—40) ein fortlaufendes Kolleg: Geschichte der deutschen Juden.

Iserlohn.

Vorträge: Frl. Martha Baer-Bielefeld: Die Lage der Juden in den verschiedenen Staaten der Erde. — Lehrer Steinhard-Magdeburg: Moses Montefiore. — Landrabbiner Dr. Mannheimer-Oldenburg: Hochzeit und Ehe.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Julius Wertheim.

Jever.

Der Verein ist noch ein junger, erst im Entstehen; bis jetzt haben erst zwei Vorträge stattgefunden, und zwar von den Herren Dr. Hirschberg-Berlin, Fritz Richard-Berlin.

Karlsruhe i. B.

Vorträge: Prof. Dr. Ludwig Geiger-Berlin: Die Juden und die deutsche Literatur. — Rabbiner Dr. Zimels-Karlsruhe: Die mystische Richtung in der Entwicklung des Judentums. — Dr. Karl Wolff-Karlsruhe: Die Geschichte vom ewigen Juden. — Dr. Alfred Apfel-Köln: Die christlichen Förderer der Judenemanzipation. — Rabbiner Dr. Kramer-Karlsruhe: Jüdische Grüße und Wünsche.

Kattowitz.

Vorträge: Lehrer Max Willner-Kattowitz: Jüdische Künstler (mit Lichtbildern). — Oberkantor Beer-Beuthen O.-S.: Gesangsvorträge und Deklamationen. — Dr. Frieda Samter-Berlin: Küche und Keller in biblischer Zeit. — Rabbiner Dr. Cohn-Kattowitz: Aus der Geschichte der Juden in Hamburg. — Künstler Abend: Das jüdische Volkslied. (Dr. Zlocisti, Bogumil Zepler, Leo Golanin, Vera Goldberg.) — Dr. Wilensky-Nicolajeff: Ueber die gegenwärtige Lage der Juden in Rußland.

Bibliothek mit 160 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Max Willner.

Kempen i. P.

Vorträge: Rabb. Dr. Cohn-Rawitsch: Salomo ibn Gabirol und seine Dichtungen. — Fräulein Schellenberg: Jargonlieder-Abend. — Rabb. Dr. Weyl-Czarnikau: Humanität im jüdischen Sklavenrecht. — Rabb. Dr. Pick-Berlin: Die Naturwissenschaft im Lichte der Bibel. — Rabb. Dr. Koenigsberger-Pleschen: Mythenbildung in der jüdischen Literatur.

Diskussionsabende: Emil Breslauer-Kempen: Soziales in der biblischen Gesetzgebung. I. Aus den Vorschriften über Unfall-

verhütung und Haftpflicht. — Lehrer Felix Goldberg-Kempen: Pädagogisches in der heiligen Schrift.
Bibliothek mit 180 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Felix Goldberg.

Kiel.

Vorträge: Dr. Löwenthal-Hamburg: Luther und seine Stellung zum Judentum. — Redakteur Klausner-Berlin: Die Kulturarbeit der Alliance Israélite Universelle. — Dr. W. Unna-Altona: Vorlesungen aus Fritz Reuters Werken. — Dr. Daiches-Sunderland (England): Ausgrabungen in Assuan (Aegypten), einer jüdischen Niederlassung, 100 Jahre nach Jeremias. — Dr. Birnbaum-Wien: Dialekte der osteuropäischen Judenheit.
Diskussion jedesmal im Anschluß an die Vorträge.
Kleine Bibliothek. Bibliothekar: L. Katz, Lehrer.

Kitzingen.

Vorträge: Dr. Lewinsky: Wie urteilten die Römer über Juden und Judentum. — Dr. Poritzky: Maxim Gorki und seine Beziehungen zum Judentum. — Dr. Klein-Würzburg: Herodes, der große König von Judäa.
Bibliothek mit 100 Bänden. Bibliothekar: Lehrer N. Bamberger.

Kolmar i. Posen.

Vorträge hielten Rabbiner Dr. Rosenthal-Pr. Stargard, jetzt Berlin und Lehrer Witt-Murawana-Goslin.
Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Arthur Bud.

Köln.

Vorträge: Rabbiner Dr. Frank: Ein Rückblick auf das verflossene Jahr. — Dr. Hannover: Sabbatai Z'wi. — Moritz Levy jr.: Der Charakter des Juden in den Dichtungen des Spätmittelalters. — N. Sokolow: Die kommunalen und kulturellen Einrichtungen der russischen Juden. — Emil Blumenau: Angel Pulidos Bestrebungen für die Rückgewinnung der Sephardim. — Dr. Alfred Apfel: Die christlichen Förderer der Judenemanzipation. — Salomon Kaufmann: Salomon Ibn Gabirol. — Berthold Feiwel: Das jüdische Volkslied.
Seit dem 1. Oktober 1907: Allwöchentlich eine Vorlesung über jüdische Volkskunde von Herrn N. Sokolow.
Allwöchentlich zweimal hebräische Sprachkurse. Leiter Herr Dr. Frankfurter.
Bibliothek mit 650 Bänden. Bibliothekar: Dr. A. Aron.

Konitz.

Vorträge: Dr. Weyl: Das Buch Hiob. — Schauspieler Klein: Rezitationen. — Dr. Weyl: Aus Heines Hebräischen Melodien.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: J. Fleischer.

Konstanz.

Vorträge: Rabbiner Hoffmann-Randegg: Die soziale Gesetzgebung bei den Juden. — Frau Bertha Leiser-Köln a. Rh.: Die Kulturarbeit der jüdischen Frau.

Königsberg i. Pr.

Vorträge: Moritz Smoira: Moses in der jüdischen Sage. — Redakteur Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Karl Emil Franzos. — Rabb. Dr. Leopold Stein-Dresden: Aberglaube und Judentum. — Rabb. Dr. Perles: Tierschutz und Judentum. — Kunstschriftsteller Fritz Stahl-Berlin: Jüdische Künstler (mit Lichtbildern). — Oberkantor Birnbaum: Weintraub als Synagogenkomponist (mit musikalischen Darbietungen). — Frau Henriette Fürth-Frankfurt a. M.: Die jüdische Frau im Erwerbsleben. — Frau Rosalie Perles: Carmen Sylva über Judentum und Juden. — Prof. Dr. Peiser: Altes und Neues zur Geschichte der 10 Stämme. — M. Kowner: Moderne hebräische Literatur. — Stud. phil. Josef Hardt: Rezitation jüdischer Dichtungen. — Direktor Alfred Wohlmuth: Berthold Auerbach (zu seinem 25. Todestage).

Bibliothek. Bibliothekar: Oberkantor Birnbaum.

Königshütte O.-S.

Vorträge: Rabbiner Dr. Braunschweiger: Ziele und Aufgaben eines Vereins für jüdische Geschichte und Literatur. — Rabbiner Dr. Cohn-Kattowitz: Die schwarzen Juden in Indien.

Außerdem findet allwöchentlich ein Lese- und Diskussionsabend statt.

Krotoschin.

Vorträge: Rabbiner Dr. Koenigsberger-Pleschen: Mythendichtung im Judentum. — Dr. Julius Moses-Berlin: Jüdische Kunst. — Rechtsanwalt Dr. Doberzinsky-Beuthen: Die Rechtsverhältnisse der jüdischen Religionsgesellschaft in Preußen. — Rabbiner Dr. Bäck-Lissa: Der Kulturgang des jüdischen Volkes. — Frl. Ida Schellenberg-Lemberg: Jargonliteratur. — Rabbiner Dr. Berger-Krotoschin: Napoleon Bonaparte und die Juden.

Bibliothek mit 340 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Margolius.

Labischin.

Vorträge: Rabbiner Dr. Ansbacher: Die Erhaltung und Förderung der Gesundheit nach dem Talmud.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Spier.

Lage/Lippe.

Vorträge: Dr. Poritzky-Berlin: Eigene Dichtungen. — Derselbe: Herman Heijermans. — Dr. L. Rosenthal-Berlin: Gabriel Rießer. — Rezitator Fritschler-Lage: Deborah.

Landsberg a. W.

Vorträge: Dr. Silberstein-Stargard (Pommern): Die Entstehung der Bibel. — Dr. Kälter-Potsdam: Moritz Lazarus. — Dr. med. Frank: Das Auge in Bibel und Talmud. — Frau Henriette Fürth-Frankfurt a. M.: Die jüdische Frau und die soziale Hilfsarbeit. — Dr. B. Elsaß: Rembrandt und die Bibel, mit Lichtbildern.

Lauenburg i. P.

Vorträge: Rabbiner Dr. Neuhaus: Ernstes und Heiteres aus der modernen jüdischen Dichtung. — Rabbiner Nobel-Filehne: Bibel und Babel. — Chanukkafeier: Aufführung von Dr. Ackermanns Festspiel „Die Schwergeprüften". — Rabbiner Dr. Neuhaus: Die Falaschas. — Rabbiner Dr. Lewy-Neustettin: Heinrich Heine und sein Verhältnis zum Judentum. — Dr. Wilensky-Charlottenburg: Die Juden in Rußland.

Lautenburg (Westpr.).

Vorträge: A. Bukofzer-Danzig: Die Kunst zu leben und als Jude zu leben. — Dr. Cohn-Berlin: Mendelssohn und seine Bedeutung für das Judentum. — Dr. Kohut-Berlin: Friedrich der Große und Joseph II in ihren Beziehungen zu Juden und Judentum. — Loewenthal-Graudenz: Rezitationen aus den Dichtungen von Loewenberg, Rosenfeld und seinen eigenen Dichtungen. — Dr. Moses-Berlin: Jüdischer Witz und Humor. — Dr. Poritzky-Berlin: Eigene Dichtungen.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Treumann.

Lippstadt.

Vorträge: Marta Bauer: Die Juden im wirtschaftlichen Leben der alten und neuen Kulturvölker. — Dr. Poritzky: Eigene Dichtungen. — Rabbiner Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Gabriel Rießer. — Rabbiner Dr. Samuel-Essen: Das Judentum zur Zeit der Entstehung des Christentums.

An die Vorträge knüpften sich lebhafte Diskussionen.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer M. Levisohn.

Lissa i. P.

Vorträge: Dr. Ludwig Cohn-Berlin: Die rechtliche und gesellschaftliche Stellung der Juden seit dem deutschen Frühmittelalter. — Schriftsteller Albert Katz-Berlin: Christen und Juden als Förderer der hebräischen Literatur. — Lehrer Schreiber-D.-Crone: Rabbi Gerschom b. Jehuda. — Rabbiner Dr. Pick-Straßburg W.-Pr.: Nathan der Weise und der Talmud.

Bibliothek mit 500 Bänden. Bibliothekar: Herbst.

Loebau (Westpr.).

Vorträge: Lehrer Tobias: Aufstand des Bar-Kochba. — Dr. Pick: Uriel Acosta.

Bibliothek mit 380 Bänden. Bibliothekar: Kantor Rawitscher.

Ludwigshafen a. Rh.

Vorträge: Bez.-Rabb. Dr. Landsberg-Kaiserslautern: Ein Gang durch die Geschichte des Judentums. — Frau Rahmer-Rothmann, Breslau: Rezitationen. — Lehrer Rothschild-Worms: Ein jüdischer Dichter und Philanthrop der Neuzeit. — Versicherungsmathematiker Koburger-Ludwigshafen: Ueber die Emanzipation der Juden in Bayern. — Bez.-Rabb. Dr. Eschelbacher-Bruchsal: Moderne Wissenschaft des Judentums. — Kantor Wetzler-Ludwigshafen: Die jüdische Frau. (Diskussionsabend.)

Bibliothek mit 138 Bänden. Bibliothekar: Kantor Wetzler.

Lublinitz.

Vorträge: Dr. Friedmann: Das französische Synhedrium vor 100 Jahren und die Mischehe. Ausgewählte Abschnitte aus dem Traktat Chagiga.

Bibliothek mit 250 Bänden. Bibliothekar: Dr. Landau.

Magdeburg.

Vorträge: Dr. Moses-Berlin: Moderne jüdische Dichtung. — Rabbiner Dr. Wilde-Magdeburg: Jesaia. — Lehrer Steinhardt-Magdeburg: Moses Montefiore. — Rabbiner Dr. Wilde-Magdeburg Jeremia. — Lehrer Dr. Spanier-Magdeburg: Angriffe und Abwehr in alter und neuer Zeit. — Rabbiner Dr. David-Bochum: Jüdische Maler und Bildhauer. — Rabbiner Dr. Kälter-Potsdam: Moritz Lazarus.

Bibliothek vorhanden. Bibliothekar: Dr. med. Simon.

Mainz.

Vorträge: Privatdozent Dr. J. Goldstein-Darmstadt: Poesie der Bibel. — Landrabbiner Dr. Lewinsky-Hildesheim: Ein deutscher Edelmann als Vorkämpfer der Emanzipation. — Dr. Poritzky-Berlin: Maxim Gorki und seine Beziehungen zum Judentum. — Prof. Dr. Martin Philippson-Berlin: Die Juden im heutigen Deutschland. — Oberlehrer Dr. Waas-Mainz: Hugo v. Hofmannsthal und seine Dichtungen.

Diskussionsabende fanden zu verschiedenen Malen im Saale des Ratskellers statt. Es wurden aktuelle Themata von verschiedenen Referenten zur Sprache gebracht.

Die Bibliothek der Rhenus-Loge steht den Mitgliedern des Vereins zur Verfügung.

M.-Gladbach.

Vorträge: M. Steinhardt: Moses Montefiore. — Ehepaar J. Bleek: Rezitationen. — Redakteur Neubauer: Ludw. Fulda, mit Rezitationen. — Privatdozent Dr. Goldstein: Die Poesie der Bibel. — M. Steinhardt: Symbole und Zeichen im Kulturleben der Menschheit. — Dozent Dr. Leopold Hirschberg: Des Balladenmeisters Karl Loewe Komposition biblischer Stoffe.

Memel.

Vorträge: Universitäts-Bibliothekar Dr. Hch. Loewe-Berlin: Palästina, Land und Leute (mit 50 Lichtbildern). — Sekretär Dr. M. Friedländer-Berlin: Idee und Werk der Alliance. — Rabbiner Dr. M. Beermann-Insterburg: Jüdische Reminiszenzen aus einer Rheinreise. — Rabbiner Dr. L. A. Rosenthal-Pr. Stargard: Talmud und Tierschutz. — Schriftsteller Dr. Ludwig Cohn-Berlin: Spinoza.

Bibliothek mit 352 Bänden. Bibliothekar: Lehrer und Kantor J. Kahn.

Merzig a. Saar.

Vorträge hielten Tanneberg, Merzig und Fritz Richard, Berlin.

Metz.

Vorträge: Dr. Gustav-Karpeles: Die Juden und das Theater. Jung-jüdischer Abend; Rezitationen moderner jüdischer Dichtungen. Gesangsvorträge etc., Mitwirkung sämtlicher jüdischer Künstler vom Stadt-Theater Metz (5 Personen). — Rentier Dr. Levy-Dijon. L'attitude des juifs envers les non-juifs (in französischer Sprache). — Rentier Dr. Levy-Berlin: Feminismus und Judentum. — Professor Dr. Schmid-Aachen: Rembrands Beziehungen zum Judentum (mit Lichtbildern). Wiederholung des jung-jüdischen Abends. Rezitationen und Gesangsvorträge; Darstellung eines Aktes aus „Die Juden“ von Tretjakoff.

Mühlheim a. Ruhr.

Vorträge: Dr. Goldstein-Darmstadt: Buddhismus und Judentum. — Dr. J. G. Poritzky-Berlin: Maxim Gorki und das Judentum. — Dr. Alfred Apfel-Köln: Die christlichen Förderer der Emanizipation. — Dr. Ackermann-Brandenburg: Judentum und Christentum. — Professor Dr. Schmid-Aachen: Rembrandt und das Judentum.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Moritz Steinwasser.

Myslowitz O.-Schl.

Vorträge: Dr. Ad. Pinczower: Das jüdische Volkslied. — Dr. Winter: Palästina in Wort und Bild. — Lehrer Willner: Jüdische Kunst.

Bibliothek mit 250 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Bach.

Nakel.

Vorträge: Dr. Wilensky-Nikolajeff: Gegenwartsgeschichte der russischen Juden in ökonomischer Beziehung. — Dr. Marcus-Berlin: Das Kulturwerk der Alliance Israélite Universelle. — Lehrer Peczkowski: Die Musik im Judentum; das Judentum in der Musik.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Siegmund Baerwald.

Neiße i. Schl.

Vorträge: Rabbiner Dr. Goldschmidt-Königshütte: Meine Reise nach Palästina. — Waisenhausdirektor Katz-Rybnik: Pädagogische Fragen. — Marcel Salzer-Berlin: Rezitationen.

Bibliothek mit 1060 Bänden. Bibliothekar: Rabbiner Max Ellguther.

Die Bibliothek wurde namentlich von der Jugend fleißig benutzt. Auch wurden im Winter für die Gymnasiasten hebräische Sprachkurse unter der Leitung des Herrn Rabbiner Max Ellguther abgehalten.

Neu-Stettin.

Vorträge: Rabbiner Dr. Lewy-Neustettin: Die Juden zur Zeit der Kreuzzüge. — Schriftsteller Dr. Moses-Berlin: Jüdische Zeit- und Streitfragen. — Dr. Ad. Kohut-Berlin: Alexander von Humboldt und die Juden. — Rabbiner Dr. Rosenberg-Thorn: Raschi und seine Zeit.

Bibliothek mit 120 Bänden. Bibliothekar: Rabbiner Dr. Lewy.

Neuß a. Rh.

Vorträge: Schriftstellerin Frl. Tony Eick-Bad Godesberg: Rezitations- und Lieder-Abend. — Lehrer Steinhardt-Magdeburg: Die Feindesliebe im Judentume.

Neuwied a. Rh.

Vorträge: Marta Bär: Ostjüdische Kultur. — Dr. jur. Apfel: Wiedergeburt des jüdischen Selbstbewußtseins. — J. Rausenberg: Was heißt christlich und was heißt jüdisch? — Frau Rahmer-Rotmann: Rezitationen. — Hans Eschelbach: Rezitationen aus eigenen Werken.

Jeden Sonntag Abend Familienabend im Vereinslokale.

Bibliothek mit 185 Bänden. Bibliothekar: Frau Adam Cremer.

Nicolai.

Vorträge: Rabb. Dr. Braunschweiger-Kattowitz: Die Feindschaft des Philosophen Arthur Schopenhauer gegen das Judentum 1788—1860. — Dr. med. Cassel-Ratibor: Gegengründe gegen den

Zionismus. — Lehrer Willner-Kattowitz: Lichtbilder-Vortrag zu dem Thema: Jüdische Kunst. — Dr. med. Pinczower-Antonienhütte: Das jüdische Volkslied, durch Liedervorträge illustriert. — Herzogl. plessischer Archivar Dr. E. Zivier-Pleß: Aus der Geschichte der Juden in Rußland. — Lehrer Salinger-Nicolai: Josef Steblicki, ein Proselyt hiesiger Stadt.

Bibliothek mit 110 Bänden. Bibliothekar: L. Berger.

Die Vortragsabende sind stets zahlreich besucht, der Verein erfreut sich Beliebtheit seitens der Mitglieder.

Nordhausen a. Harz.

Vorträge: Dr. Leopold Hirschberg-Berlin: Die Musik in der Bibel, I. Teil mit pianistischen und gesangl. Erläuterungen. — Rabb. Dr. Schönberger-Nordhausen: Staatsbürger und Weltbürger, Vaterland und Menschheit. — Dr. J. E. Poritzky-Berlin: Jüdische Essayisten der modernen Literatur. — Dr. A. Friedemann-Wiesbaden: Palästina, Land und Leute, (mit Lichtbildern). — Rabbiner Dr. Schönberger-Nordhausen: Das Judentum über den Wert des Lebens.

Nürnberg.

Vorträge: Dr. Leopold Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik I. Teil. Mit pianistischen und gesanglichen Erläuterungen. — Professor Dr. Max Schmid-Aachen: Rembrandts Beziehungen zum Judentum. (Mit Lichtbildern). — Dr. jur. Alfred Apfel-Köln: Die christlichen Förderer der Judenemanzipation. — Direktor A. Feilchenfeld-Fürth: Der Streit um die Judenbücher im Anfang des 16. Jahrhunderts.

Bibliothek mit 1000 Bänden. Außerdem verwaltet der Verein auch die Rabbiner Dr. Ziemlich'sche Bibliothek. Bibliothekar: Wilh. Ottensooser.

Eine Anzahl Exemplare des Jahrbuches für jüdische Geschichte und Literatur gelangt wieder zur Verteilung.

Offenbach a. M.

Vorträge: Dr. Gustav Karpeles: Heinrich Heine und das Judentum. — Dr. Leopold Hirschberg: Die Bibel in der Musik, I Teil. — Lehrer A. Galliner: Rembrandt und die Juden. — Rabb. Dr. Goldschmidt: Das Wesen der Talmud. — Dr. Leop. Hirschberg: Die Bibel in der Musik, II. Teil.

Osterode.

Vorträge: J. Sturmann: Das Schächten als Angriff auf die Gewissensfreiheit. — Dr. Ludwig Cohn-Berlin: Der Jude als Ackerbauer und Kolonisator. — Dr. A. Kohut-Berlin: Friedrich der Große und Josef II., ihre Beziehungen zu Juden und Judentum. — Frau Henriette Fürth-Frankfurt a. M.: Die jüdische Frau in der sozialen Hilfstätigkeit. — A. Bukofzer-Danzig: Die Kunst zu leben

und als Jude zu leben. — J. Sturmann: Die Gesamtorganisation der jüdischen Gemeinden Preußens.

Diskussionen schließen sich den meisten Vorträgen an.

Bibliothek mit 150 Bänden. Bibliothekar: Dr. Ritterband.

Paderborn.

Vorträge: Dr. Samuel-Essen a. d. Ruhr: Die Höhepunkte in der jüdischen Geschichte.

In den wöchentlichen Sitzungen werden kleine Vorträge über verschiedene Themate gehalten.

Pinne.

Vorträge: Rabbiner Dr. Grünthal: Raschis Leben und Wirken. Rabbiner Dr. Josef-Stolp: Der Zionismus. — Dr. Grünthal: Der Chassidismus.

Außerdem fanden im Laufe des Winters zwei Vergnügungsabende statt.

Bibliothek mit 210 Bänden. Bibliothekare: Martin Markus, Hugo Borchardt.

Pirmasens.

Vorträge: Dr. Brüll-Frankfurt a. M.: Das Judentum und die soziale Gesetzgebung. — Frl. Hemmig Weil-Mainz.: Rezitationen jungjüdischer Dichtungen. — H. Kiwi-Pirmasens: Biographische Charakterbilder aus der jüdischen Geschichte.

Potsdam.

Vorträge: Rabbiner Dr. Kaelter: Moritz Lazarus. — Dr. Driesen-Berlin: Die Judenfrage (vom sozialen, religiösen-nationalen Standpunkte aus betrachtet:) — Rabbiner Dr. Elsaß-Landsberg a. W.: Das Shylock-Problem. — Arthur Holde-Berlin: Das Judentum in der Musik der Gegenwart. — O. Nathan-Spandau: Jüdische Melodien. Dazu ein Referat von Dr. Kaelter: Entwicklung des Synagogen-Gesanges.

Prenzlau.

Vorträge: Dr. Bähr: Shylock in Sage und Dichtung. — Dr. A. Kohut-Berlin: Friedrich v. Schiller, Israel und die Bibel. — H. Fuchs-Berlin: Weltliche Poesie in der Bibel. — Dr. Bloede-Hamburg: Die Juden als Rasse. — Siegmund Bergel-Berlin: Die Juden des Ostens und Westens.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Max Hermann.

Ratibor.

Vorträge: Lehrer Willner-Kattowitz Jüdische Kunst. — Dr. Leopold Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik. I. Teil.

Franz Landsberger aus Breslau: Ueber jüdische Legenden. — Oberkantor Davidsohn-Gleiwitz: Die Melodien und Gesänge des jüdischen Gottesdienstes.

Diskussions-Abende: Dr. Dienemann-Ratibor: Raschi. — Zahnarzt Bloch: Land und Leute in Palästina. — Dr. Dienemann: Der Prophet Jerimia. Vortragszyklus.

Bibliothek mit 600 Bänden. Bibliothekare: Lehrer Biberfeld. Frl. Rawitscher.

Rawitsch.

Vorträge: Dr. Markus: Die Alliance Israélite. — Rabbiner Dr. Goldschmidt-Königshütte: Im heiligen Lande. — Archivrat Prof. Dr. Warschauer-Posen: Ueber die mittelalterlichen Wanderungen der Juden nach dem Osten. — Dr. med. Sander-Breslau: Ueber das Ghetto von London und New York. — Dozent Dr. Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik.

Diskussions-Abende: Rabbiner Dr. Königsberger-Pleschen: Mythos und Märchen in jüdischem Gewande.

Bibliothek mit 250 Bänden. Bibliothekar: Bankier Georg H. Loewy.

Ritschenwalde.

Vorträge: Rabbiner Dr. Dünner-Rogasen: Jüdische Kunde im deutschen Munde. — Schriftstellerin Frau Leiser-Köln: Die Kulturarbeit der jüdischen Frau.

Rixdorf.

Vorträge: M. A. Klausner: Die historische Entwicklung der Alliance Isréalite Universelle. — Rabbiner Kamerase: Süß-Oppenheim, genannt Jud Süß in der Geschichte. — M. A. Klausner: Der Jargon in der Literatur. — Schriftsteller B. Goldberger-Graudenz: Ernstes und Heiteres aus der modernen jüd. Literatur. Dr. Poritzky: Eigene Dichtungen.

Rogasen.

Vorträge: Dr. Dünner-Rogasen: Zwei rätselhafte Persönlichkeiten. — Dr. Feilchenfeld-Posen: Rabbi Josel von Rosheim.

Außerdem fand die Delegiertenversammlung des Bezirksverbandes Posen-Nord statt.

Bibliothek mit 144 Bänden. Bibliothekar: J. Rosenthal.

Rödelheim.

Vorträge. Lehrer Rothschild-Worms: Berthold Auerbach. — Rabbiner Dr. Wachenheimer-Aschaffenburg: Rabbi Akiba. — Sigmund Schott-Frankfurt a. M.: Gottfried Keller und seine Beziehungen zum Judentum. — Dr. Hülsen-Frankfurt a. M.: Egyptische Pyramiden (mit Lichtbildern).

Samter.

Vorträge: Dr. Wreschner: Ein Blick in unsere Heimatsprovinz. — Dr. Grünthal-Pinne: Die Sekte der Chassidim. — Dr. Weyl-Czarnikau: Das Recht in Bibel und Talmud. — Dr. Wilinsky-Berlin: Die russischen Juden. — Dr. Moses-Berlin: Jüdische Kunst.

Bibliothek mit 246 Bänden. Bibliothekar: Borchardt.

Schildberg (Posen).

Vorträge: Rabbiner Dr. Pick-Berlin: Die Naturwissenschaft im Lichte der Bibel. — Rabbiner Dr. Freund-Hannover: Die revolutionäre Strömung in der Ghetto-Literatur unserer Zeit. — Rabbiner Dr. Lewin-Kempen: Aus der Geschichte der Juden in Posen. — Rabbiner Dr. Löwenthal-Hamburg: Ernste und heitere Moralprediger aus dem jüdischen Mittelalter — Rabbiner Dr. Kraus-Schildberg: Optimismus und Pessimismus im Buche Kohelet. — Oberkantor Davidsohn-Gleiwitz: Die Melodien und Gesänge unseres Gottesdienstes (mit musikalischen und gesanglichen Illustrationen).

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: A. Lichtenstein.

Schivelbein i. Pr.

Vorträge: Dr. Vogelstein-Stettin über Raschi.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: H. Jsacksohn.

Schlawe.

Vorträge: Butofzer-Danzig: Soziale Ideen und modernes Judentum. — Rabbiner Dr. Wilensky: Die Juden im heutigen Rußland. — Lehrer Heidenfeld-Schlawe i. P.: Synagogenzustände im Mittelalter. — Rabbiner Dr. Weyl-Konitz: Gabriel Rießer. — Dr. phil. Ludwig Cohn-Berlin: Ernst und Scherz im Judentum. — Rabbiner Dr. Lewy-Neustettin: Judentum und Christentum.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Heidenfeld.

Schlochau.

Vorträge: Frau Rahmer-Rothmann: Rezitationen.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: H. Vansberger.

Schokken.

Vorträge: Rabbiner Dr. Dünner-Rogasen: Jüdische Kunde im deutschen Munde. — Lehrer Peczkowski-Nakel: Die Musik im Judentum, das Judentum in der Musik.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Isidor Dattel.

Schrimm.

Vorträge: Rabbiner Dr. Koenigsberger-Pleschen: Mythenbildung in der jüdischen Literatur. — Dr. Markus-Berlin: Die Alliance Israélite Universelle und ihr Werk. — Lehrerin Fräulein Ch. M. Sachs-Berlin: Rechte der antiken und Pflichten der modernen Jüdin. — Rechtsanwalt Dr. Kollenscher-Posen: Jüdische Zeitfragen. — Schriftsteller Dr. Ludwig Cohn-Berlin: Moses Mendelssohn und seine Bedeutung für das Judentum.

Bibliothek mit 300 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Speyer.

Schroda.

Vorträge: Dr. Eppenstein-Briesen: Iben Gabirol. — Steinkritzer-Schroda: Maimonides.

Schweinfurt.

Vorträge: Landrabbiner Dr. Lewinsky-Hildesheim: Goethe und die biblischen Schriften. — Rabbiner Dr. Unna-Mannheim: Jüdische Hochzeiten im Altertum und im Mittelalter. — Lehrer M. Weigersheimer-Schweinfurt: Frank und die Frankisten. — R. A. Dr. Hommel: Die Shylock-Frage. — Rabbiner Dr. Stein: Das Buch Hiob. — Rabbiner Dr. Stein: Herodes.

Bibliothek mit 150 Bänden. Bibliothekar: Lehrer B. Adler.

Schwedt a. O.

Vorträge: Rabbiner Dr. Holzer: Israel zur Zeit der Einwanderung in Kanaan und seine Geschichte bis zur Entstehung des Königtums. — Dr. J. Poritzky-Berlin: Maxim Gorki und seine Beziehungen zum Judentum. — Adolf Bukofzer-Danzig: Die Kunst zu leben und als Jude zu leben. — Dr. J. Poritzky-Berlin: Eigene Novellen.

Diskussionsabende: Dr. Holzer, Dr. Loewenthal.

Schwetz a. W.

Vorträge: Dr. G. Karpeles-Berlin: Heinrich Heine. — Dr. M. Friedländer-Berlin: Wirken der Alliance Israèl. Univers. — Dr. Guttmann-Culm: Schopenhauer und das Judentum. — Dr. Ernst Samuel-Berlin: Leo Tolstoi und die Lehren des Judentums. — Dr. Elsaß-Landsberg: Das jüdische Familienleben (mit Lichtbildern nach dem Oppenheimschen Gemälden). — Dr. Heinz Berent: Jüdische Aerzte im Mittelalter.

Diskussionsabende: Lehrer N. Dahl: Ueber unsere Gebete.

Bibliothek mit 178 Bänden. Bibliothekar: Lehrer A. Dahl.

Speyer a. Rh.

Vorträge: Fritz Richard, Regisseur aus Berlin: Buntes Allerlei aus der modernen jüdischen Literatur.

Steinheim (Westf.).

Vorträge: Dr. J. Poritzky: Rahel Varnhagen. — Lehrer Katzenstein: Berth. Auerbach. — Dr. J. E. Poritzky: Hermann Heiermanns.

Stettin.

Vorträge: Dr. J. E. Poritzki-Berlin: Hermann Heiermanns. — Dr. Julius Moses: Jüdischer Witz und Humor. — Rabbiner Dr. Guttmann-Culm: Manasse ben Israel. — Rabbiner Dr. Worms: Judentaufen im 19. Jahrhundert. — Rabbiner Dr. Vogelstein: Don Isaac Abrabanel, ein jüdischer Staatsmann im 15. Jahrhundert. — Chordirigent Friedländer-Danzig: Salomon Sulzer, der Begründer des modernen Synagogengesanges, mit Begleitung durch Kantor Deiler.

Im Winter 1907 begannen Fortbildungskurse über Bibelkunde und nachbiblische Geschichte, die von den Rabbinern Dr. Vogelstein und Dr. Worms geleitet werden.

Stolp. (Pommern.)

Vorträge: Schriftsteller Poritzki: Maxim Gorki und die Juden. — Rabbiner Dr. Max Joseph: Friedrich Nietzsche und die Juden. — Rabbiner Dr. Weyl-Konitz: Das Buch Hiob. — Schriftsteller Dr. Kohut: Wohltätige jüdische Frauen.

Bibliothek mit 130 Bänden. Bibliothekar: Zahnarzt Max Neumann.

Strasburg. (Westpreußen.)

Vorträge: Dr. Poritzky-Berlin: Maxim Gorki. — Rabbiner Dr. Pick-Strasburg: Uriel Acosta in Geschichte und Drama. — Dr. Ludwig Cohn-Berlin: Der Jude im Roman. — Dr. Adolf Kohut-Berlin: Die namhaftesten jüdischen Humoristen der Gegenwart. — Loewenthal-Graudenz: Rezitation jüdischer Dichtungen. — Rabbiner Dr. Olitzki-Allenstein: R. Akiba und der Barkochba-Aufstand. — Adolf Bukofzer-Danzig: Optimismus des Judentums. — Rabbiner Dr. Pick-Strasburg: Vögele der Maggid. — Frau Rahmer-Rothmann-Breslau: Rezitationen jüdischer Dichtungen. — Rabbiner Dr. Pick-Strasburg: Kohelet. — Frau Leiser-Köln: Die Kultur-

Stuttgart.

Vorträge: Max Hausmeister: Von der zunehmenden Bedeutung des Mosaismus unter den Kulturvölkern der Erde.

Bibliothek, einige hundert Bände. Bibliothekar: Lehrer Adler.

Tarnowitz (O.-S.)

Vorträge: Rabbiner Dr. Gradenwitz: Studien zum Buche Hiob.

Bibliothek mit 122 Bänden. Bibliothekar: Stern.

Thorn.

Vorträge: Schriftst. Dr. G. Karpeles-Berlin: Was haben die Juden für die Kultur der Menschheit geleistet? — Schriftst. Dr. Ludwig Cohn-Berlin: Die rechtliche und gesellschaftliche Stellung der Juden seit dem deutschen Frühmittelalter. — Dr. Wilensky: Unter dem Drucke eines hundertjährigen Ausnahmezustandes. — Dr. Markus-Berlin: Das Kulturwerk der Alliance Israélite Universelle. — Justizrat Radt-Thorn: Die Poesie der Bibel. — Rechtsanwalt Blumenthal-Culm: Die Juden im Sprichwort. — Rabbiner Dr. Pick-Strasburg: Uriel Acosta in Geschichte und Drama.

Bibliothek mit 460 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Chaim.

Tilsit.

Vorträge: Rabbiner Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Die biblischen Königsbücher und Shackespears Königsdramen. — Sekretär Dr. M. Friedländer-Berlin: Idee und Werk der Alliance Israélite Universelle. — Schriftsteller Dr. Ludwig Cohn-Berlin: Das Judentum als Born der Philosophie. — Rabbiner Dr. Ehrlich-Tilsit: Chisdai ibn Schaprut. — Rabbiner Dr. Perles-Königsberg i. Pr.: Die Poesie der Juden im Mittelalter. — Frau Henriette Fürth-Frankfurt a. M.: Die jüdische Frau im Erwerbsleben. — Redakteur Dr. Moses-Berlin: a) Jüdische moderne Dichtkunst, b) jüdischer Witz und Humor. — Rabbiner Dr. Pick-Strasburg (Westpr.): Die jüdischen Gestalten im Kaufmann von Venedig.

Tuchel.

Vorträge: Rabbiner Dr. Weyl-Konitz: Das Buch Hiob. — Rabbiner Dr. Pick-Straßburg: Nathan der Weise und der Talmud: — Rabbiner Dr. Nordheimer-Schwetz: Optimismus und Pessimismus im Judentum. — Rabbiner Dr. Wilensky-Berlin: Die Juden in Rußland.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Kantor Lewitan.

Ulm a. D.

Bibliothek mit 3598 Bänden. Bibliothekar: Dr. Moos II.

Unna

Vorträge: Lehrer Steinhardt-Magdeburg: Moses Montefiore. — Lehrer Gossel-Kamen: Ursprung und Bedeutung jüdischer Redensarten. — Dr. Wolf-Karlsruhe: Die Wundererzählungen der Evangelien. — Prof. Dr. Grimme-Freiburg: Das Alter der jüdischen Feste. — Lehrer Ostermann-Bochum: Das Ghetto und seine Dichter Kompert und Bernstein. — Rabbiner Dr. Koblenz-Bielefeld: Spinozas Stellung zum Judentum und zur Bibel.

Warburg i. W.

Vorträge: Dr. J. E. Poritzky: Rahel Varnhagen. — Dr. L. A. Rosenthal-Pr. Stargard (jetzt Berlin): Biblische Stoffe im deutschen Drama des 19. Jahrhunderts.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Alexander.

Wesel a. Rh.

Vorträge: Nußbaum-Bocholt: Der Talmud. — Schriftsteller Dr. Cohn-Berlin: Moses Mendelssohn und Gabriel Rieser. — Privatdozent Dr. Goldstein-Darmstadt: Die Poesie der Bibel.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Dr. Falkenstein.

Westhofen i. Els.

Vorträge: Rabbiner Dr. Bloch-Dambach: Die Psalmen. — Kantor Kauffmann: Der makkabäische Staat. Das Ziel des Judentums. — Rabbiner Dr. Marx: Der gottesdienstliche Gesang im Judentum.

Diskussions-Abende: Dr. Marx: Zusammenhängende Darstellung der Geschichte der Juden vom Abschluß der Mischna bis Maimonides.

Wiesbaden.

Vorträge: Dr. Moses-Mannheim: Seele und Seelenleben in biblischer Auffassung. — Dr. Goldstein-Darmstadt: Spinoza, ein Denkerleben.

An den Verein angegliedert ist eine „Toynbeehalle", die am 16. November eröffnet wurde und sich regen Zuspruches erfreut. Lokal: Restaurant Winter, Webergasse.)

Witzenhausen.

Vorträge: Seminarlehrer Plaut-Münster i. W.: Moses Mendelssohn. — Lehrer Katz-Witzenhausen: Die Frau im jüdischen Schrifttum. — Frau B. Leiser-Köln: Die Kulturaufgabe der jüdischen Frau.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Katz.

Diskussions-Abende: Alle 14 Tage finden im Winter Leseabende unter Leitung des Lehrers Katz statt.

Wongrowitz.

Vorträge: Dr. Markus-Berlin: Die Alliance. — Rabbiner Dr. Dünner-Rogasen: Der 12. August 1349 in Köln. — Prediger Nobel-Filehne: Bibel und Babel. — Dr. Ludwig Cohn-Berlin: Ein Gang durch die Geschichte des Judentums.

Bibliothek mit etwa 150 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Spiewkowski.

Wreschen.

Vorträge: Frl. Chanah Magarete Sachs-Berlin: Rechte des antiken und Pflichten des modernen jüdischen Weibes. — Frl. Ida Schellenberg-Lemberg: Jargon-Lieder-Abend. Rabbiner Dr. Lewin-Wreschen: Moderne Gedanken im Lichte des Judentums. — Archivrat Professor Warschauer-Posen: Die mittelalterlichen Wanderungen der deutschen Juden nach dem Osten.

Bibliothek mit ca. 300 Bänden. Bibliothekar: Rabbiner Dr. M. Lewin.

Der Verein unterhält mehrere Zeitschriften und ist Mitglied der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums.

Würzburg.

Vorträge: Bezirksrabbiner Dr. Loewenstein-Mosbach a. M. Die Schicksale des Talmud. — M. A. Klausner-Berlin: Zwecke und Ziele der Alliance Israélite Universelle. — Rabbiner Dr. D. Braunschweiger-Kattowitz: Geschichtliche jüdische Frauen-Charaktere in modernen Dramen. — Landrabbiner Dr. A. Lewinski-Hildesheim: Baron von Götz als Kämpfer für die Emanzipation der Juden. — Rabbiner Dr. Leo Wilensky: Ein Beitrag zur Gegenwartsgeschichte der Juden in Rußland.

Zempelburg.

Vorträge: Ad. Bukofzer-Danzig: Soziales aus dem modernen Judentum. — Rabbiner Dr. Schük-Zempelburg: Jüdische Kunst im Altertum. — Rabbiner Dr. Nordheimer: Das Kaddischgebet. — Dr. Wilensky-Charlottenburg: Die Juden in Rußland.

Nachtrag.

Bochum.

Vorträge: Privatdozent Dr. Goldstein-Darmstadt: Buddhismus und Judentum. — Dr. Karpeles-Berlin: Die Entstehung des Christentums. — Rabbiner Dr. David-Bochum: Moses Mendelssohn. — Referendar Dr. jur. E. Heymann-Bochum: Ist das Judentum eine Religionsgemeinschaft? — Rabbiner Dr. Kaelter-Potsdam: Moritz Lazarus, ein deutscher Idealist. — Dolmetscher A. M. Eppstein-Elberfeld: Zur Geschichte der russischen Judengesetze. — Frau Henriette Fürth-Frankfurt a. M.: Das Judentum im Weltbild. — Rechtsanwalt Dr. Wolf-Karlsruhe (Baden): Der Ursprung des Gewissens.

Die Bibliothek wurde vergrößert und ziemlich rege benutzt.

Bezirksverbände.

1. Posen-Nord:

Schneidemühl, Filehne, Schönlanke, Rogasen. Sitz des Verbandes Schneidemühl. Vorsitzender: Dr. med. Mislowitzer.

2. Regierungsbezirk Posen:

Kempen, Krotoschin, Lissa, Ostrowo, Pleschen, Wreschen, Schildberg, Schrimm. Sitz des Verbandes: Ostrowo, Vors.: Oekonomierat Goldstein.

3. Westfalen-Rheinland:

Hörde, Dortmund, Witten, Bochum, Gelsenkirchen-Wattenscheid, Essen a. R., Elberfeld, Unna. Sitz des Verbandes: Bochum. Vorsitzender: M. Hähnlein.

4. Westfalen-Lippe:

Brakel, Hamm, Detmold, Warburg, Lippstadt, Höxter, Steinheim: Lage, Hameln a. d. W. Sitz des Verbandes: Warburg. Vorsitzender: Lehrer Alexander.

5. Thüringen:

Erfurt, Gotha, Eisenach, Nordhausen, Coburg. Sitz des Verbandes: Erfurt. Vorsitzender: D. Katzenstein-Gotha.

6. Oberschlesischer Verband.

Beuthen, Cosel, Großstrehlitz, Kattowitz, Koenigshütte, Myslowitz, Neiße, Nicolai, Oppeln, Pleß, Ratibor, Tarnowitz. Sitz des Verbandes: Kattowitz. Vorsitzender Dr. Braunschweiger, Stellvertreter: Dr. Glogauer.

Korrespondenzen.

Bitte des Ausschusses.

An die Herren Vorstände bezw. Schriftführer der Vereine richten wir die ergebene Bitte, alle an sie seitens des Sekretariats gerichteten Anfragen sofort beantworten zu wollen. Die Vereine, welche die Angaben über Mitgliederzahl und einen Bericht über die literarischen Leistungen vermissen, dürfen dem Geschäftsführenden Ausschuß keinen Vorwurf darüber machen; es war von ihnen das Material trotz mehrmaliger Aufforderung **nicht** zu erlangen.

Diejenigen Vereine, die durch das Sekretariat leihweise Bücher oder Broschüren bezogen haben, werden hierdurch dringend ersucht, dieselben baldtunlichst zurückzusenden.

Rückständige Beiträge.

Die Vereine, welche mit ihren Beiträgen für das laufende Jahr noch im Rückstande sind, werden ergebenst ersucht, dieselben an den Schatzmeister des Verbandes, Hrn. Oscar Berlin, Berlin NW., Lessingstraße 3, baldigst einsenden zu wollen.

Der Vorstand des Verbandes der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland.

Dr. Gustav Karpeles-Berlin, 1. Vorsitzender. Rabbiner Dr. Frank-Köln, 2. Vorsitzender. Dr. Hirsch Hildesheimer-Berlin, Schriftführer. Oscar Berlin, Schatzmeister. Dr. med. Fink-Hamburg, Kaufmann Siegfried Freund-Dortmund. Kommerzienrat Emil L. Meyer-Hannover, Dozent Dr. M. Brann-Breslau, Prof. Dr. J. Horowitz-Thorn, Beisitzer.

Geschäftsführender Ausschuß:

Dr. Gustav Karpeles, Vorsitzender. Dr. Hirsch Hildesheimer, Schriftführer. Oscar Berlin, Berlin N W., Lessingstraße 3, Schatzmeister.

Sekretär:

Schriftsteller Albert Katz, Pankow b. Berlin, Florastraße 58.
